

PLÜNDERUNG



ROBERT CASANOVAS

HISTORISCHER ROMAN



Zusammenfassung

Dieser historische Roman, inspiriert von wahren Begebenheiten, schildert den französisch-britischen Feldzug von 1860 in China und die Plünderung des Sommerpalasts von Peking. Nach den militärischen Siegen bei Dagou und Palikao entdecken die alliierten Armeen den Sommerpalast (Yuanmingyuan), eine kaiserliche Residenz voller jahrtausendealter Schätze. Angesichts dieser Reichtümer bricht die Disziplin zusammen: Drei Tage lang plündern die Soldaten systematisch Porzellan, Jade und Bronzen. Anschließend zünden die Briten den Palast an. Die gestohlenen Objekte werden nach Frankreich gebracht und Kaiserin Eugénie überreicht, die daraufhin das Chinesische Museum von Fontainebleau gründet. Victor Hugo prangert die Plünderung öffentlich an und bezeichnet Frankreich und England als „Banditen“. Der chinesische Diplomat Pin Chun fordert die Rückgabe der Schätze und prophezeit, dass China diese Demütigung nie vergessen werde. Der Roman erforscht die gequälten Gewissen der Figuren angesichts der heuchlerischen Verwandlung von Plünderung in „kulturellen Schutz“.

Der Autor

Robert Casanovas, der bereits „Das gestohlene Zimmer“ und „Das Testament war gefälscht“ veröffentlicht hat, ist Honorarprofessor und Mitglied der Société des Gens de Lettres. Als Jurist mit einer Leidenschaft für die Geschichte von Kunstsammlungen widmete er lange Jahre der Erforschung der Aneignung von Kunstwerken durch Staaten. Als Präsident der NGO International Restitutions hat er zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten zu diesem Thema veröffentlicht.



WARNUNG

Dieser Roman stützt sich auf umfassende historische Forschungen, einschließlich der wenigen chinesischen Zeugenberichte, die überlebt haben, britische und französische Militärberichte, zeitgenössische Zeitungsartikel und Archive europäischer Museen. Obwohl einige Charaktere als Individuen fiktiv sind, basieren ihre Erfahrungen und Handlungen auf tatsächlichen Berichten von Überlebenden. Die Details über Objekte, Gebäude und Ereignisse sind so historisch genau, wie es die verfügbaren Quellen erlauben. Der Sommerpalast war tatsächlich eines der architektonischen Wunder der Welt, und seine Zerstörung stellt einen der größten kulturellen Verluste des 19. Jahrhunderts dar. Die Originalversion, auf Französisch verfasst, wurde in mehrere Fremdsprachen übersetzt. Die übersetzten Versionen können sprachliche Fehler, Missverständnisse oder Annäherungen enthalten.



Deutsche Version

Zweite, überarbeitete und korrigierte Ausgabe

Plünderung

Robert Casanovas

casanovas@hotmail.com

Rechtshinterlegung Dezember 2025 – E-Book und Printversion

© 2025 Casanovas. Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-2-488999-03-8

www.international-restitutions.org

Umschlag: Der restaurierte alte Sommerpalast – China Informationen 2025

Vom selben Autor:

Das gestohlene Zimmer (Roman)

Das Testament war eine Fälschung (Roman)

INHALTSVERZEICHNIS

Prolog

Kapitel 1: Der Weg der Schande

Kapitel 2: Der Schatz des Himmelssohns

Kapitel 3: Die stummen Zeugen

Kapitel 4: Die Reise

Epilog

PLÜNDERUNG

PROLOG

Paris, 4. November 1859

Das Kopfsteinpflaster der Rue Saint-Dominique glänzte unter einem feinen Regen, der Paris in ein Gemälde aus Grautönen verwandelte. General Charles Guillaume Cousin de Montauban stand am Fenster, die Hände auf dem Rücken, und beobachtete die Passanten, die sich unter ihren Regenschirmen beeilten.

Hinter ihm blätterte Marschall Randon, Kriegsminister, mechanisch durch Dokumente. Die Stille zog sich zwischen ihnen hin, unterbrochen vom Knarren des Parketts und dem gelegentlichen Rascheln einer Seite. Randon hob den Kopf, seine buschigen Augenbrauen gerunzelt.

»Montauban«, sagte er mit tiefer Stimme, »der Kaiser vertraut Ihnen eine Mission an, die weit über den Rahmen einer gewöhnlichen Militärexpedition hinausgeht«.

Der General drehte sich zu ihm um. Sein kantiges Gesicht, gezeichnet von den Feldzügen in Afrika, blieb ausdruckslos. Seine blauen Augen von einer beunruhigenden Klarheit richteten sich auf den Minister.

»Ich bin bereit, dem Kaiserreich zu dienen, wo auch immer. China macht mir nicht mehr Angst als die algerischen Wüsten«.

Randon deutete ein Lächeln an. Er erhob sich aus seinem Sessel – seine Leibesfülle machte jede Bewegung mühsam – und näherte sich einer ausgebreiteten Karte auf einem nebenstehenden Tisch. Sie zeigte das chinesische Kaiserreich in seiner ganzen Ausdehnung, ein riesiges Territorium, markiert mit fremden Schriftzeichen und ungefähren Linien.

»Es geht nicht nur um Mut, Montauban. Die Engländer sind letztes Jahr gescheitert, die Mündung des Pei-Ho zu erzwingen. Ihre Schiffe wurden zurückgeschlagen, ihre Toten zählen zu Dutzenden. Der Gesichtsverlust nagt an ihnen wie eine infizierte Wunde. Lord Elgin brennt darauf, sich zu rächen«.

Der General trat ebenfalls an die Karte heran und untersuchte sie mit der Aufmerksamkeit eines Jägers, der sein Terrain studiert. Sein Finger zeichnete eine Zone von der Küste ins Landesinnere nach.

»Sie haben den Fehler gemacht, frontal anzugreifen. Wenn ich die Berichte richtig verstanden habe, hatten die Chinesen Zeit, die Mündung zu befestigen. Wir müssen umgehen, dort zuschlagen, wo sie uns nicht erwarten«.

»Genau das erwartet Seine Majestät von Ihnen«, antwortete Randon und legte eine Hand auf die Schulter des Generals. Die Vertrautheit der Geste kontrastierte mit seiner üblichen Zurückhaltung. »Zehntausend Soldaten werden Ihnen zugeteilt. Zwei Brigaden unter dem Kommando der Generäle Jamin und Collineau. Erfahrene Männer, die Ihnen bis in die Hölle folgen werden, wenn es sein muss«.

Montauban nickte. Er wandte sich von der Karte ab und ging ein paar Schritte im Raum umher. Sein Geist berechnete Entfernungen, Fristen, die zahllosen Variablen einer Kampagne am anderen Ende der Welt.

»Und die Engländer? Wie groß wird ihr Engagement sein?«

»General Grant wird über zwölftausend Mann verfügen. Zahlreicher, gewiss, aber weniger diszipliniert als unsere. Sie werden es mit Kolonialtruppen zu tun haben, Indern, heterogenen Kontingenten. Die Koordination wird eine Herausforderung für sich sein«.

Der General stieß ein dumpfes Knurren aus. Er kannte den Ruf der britischen Armeen, ihre Effizienz, gemildert durch eine Tendenz zur Plünderung, die die Offiziere nur schwer

eindämmen konnten. Der Gedanke an eine gemeinsame Kampagne beunruhigte ihn, aber er ließ sich nichts anmerken.

»Wann muss ich aufbrechen?«

»So bald wie möglich. Die Schiffe sind in Brest und Toulon bereit. Sie sollten im Februar in Hongkong sein.«

Randon kehrte zu seinem Schreibtisch zurück und holte einen Umschlag hervor, der mit dem kaiserlichen Siegel versehen war.

»Hier sind Ihre offiziellen Anweisungen. Der Kaiser fügt einen persönlichen Brief bei. Enttäuschen Sie ihn nicht.«

Der General nahm den Umschlag mit fast religiösem Respekt entgegen. Das Gewicht des Papiers, der Glanz des roten Wachses – alles verkörperte den Willen des Kaiserreichs. Er schob den Umschlag in seine Uniform, an sein Herz.

»Ihr Vertrauen wird gerechtfertigt sein, Herr Marschall.«

Randon begleitete ihn bis zur Tür. Bevor er ging, drehte sich Montauban ein letztes Mal um.

»Darf ich mir eine Frage erlauben, Herr Marschall?«

»Ich höre.«

»Was wissen wir wirklich über diesen chinesischen Kaiser? Über diesen Palast, von dem so viel die Rede ist?«

Randons Gesicht verhärtete sich. Er zögerte, als ob er die Gelegenheit abwäge, ein Vertrauen zu teilen.

»Die Jesuiten, die dort gewesen sind, sprechen von einem architektonischen Wunderwerk. Riesige Gärten, Dutzende von Palästen. Kaiser Hien-Fung residiert dort lieber als in der Verbotenen Stadt. Man sagt, dieser Ort birgt Schätze, die über Jahrhunderte angesammelt wurden. Aber das sind nur Gerüchte, Montauban. Ihre Mission ist militärisch. Die Ratifizierung des Vertrags von Tientsin zu erzwingen. Der Rest... der Rest hängt von den Umständen ab.«

Montauban trat hinaus in den schwach beleuchteten Korridor. Seine Schritte hallten auf dem Marmor mit martialischem

Rhythmus wider. Ein Gedanke quälte ihn: In fernen Kriegen hatten die Umstände die unangenehme Tendenz, jeder Kontrolle zu entgleiten.

KAPITEL 1 - DER WEG DER SCHANDE

Die Abschiede von Paris

Paris, 10. November 1859

Eine Woche nach seinem Gespräch mit Randon herrschte im Salon des Stadtpalais der Montaubans in der Rue de Varenne eine ganz andere Atmosphäre. Schwere granatfarbene Samtvorhänge dämpften die Geräusche von der Straße. Bronzene Kandelaber warfen goldenes Licht auf die versammelten Gesichter. Louise de Montauban, die Frau des Generals, präsidierte über diesen bescheidenen Kreis mit einer Eleganz, die ihre Sorge kaum verbergen konnte.

Am Kamin sitzend, hielt sie zwischen ihren Fingern eine Tasse Sèvres-Porzellan, die sie nicht berührt hatte. Ihre beiden Töchter, Mathilde und Clémence, flankierten sie in ungewöhnlichem Schweigen. Ihnen gegenüber bemühte sich Hauptmann Armand Delmas, ein junger Artillerieoffizier, der gerade in den Stab des Generals befördert worden war, diese Damen mit einem Optimismus zu beruhigen, den er nur zur Hälfte empfand.

»Madame«, begann er und wählte seine Worte sorgfältig, »der General, Ihr Ehemann, ist ein Mann von unvergleichlicher Erfahrung. Seine Feldzüge in Algerien haben ihm einen Ruf verschafft, den die ganze Armee anerkennt«.

Louise hob den Blick. Ihre Pupillen, gewöhnlich sanft und wohlwollend, trugen eine beunruhigende Intensität.

»Hauptmann, ich habe Charles vor dreiundzwanzig Jahren geheiratet. Ich habe gelernt, in seinem Schweigen das zu lesen, was er nie sagt. Diese Expedition beunruhigt ihn mehr, als er zugeben will. China ist nicht Algerien«.

Der Hauptmann beugte sich vor und faltete seine Hände zwischen den Knien. Mit achtundzwanzig Jahren bewahrte er jenen jugendlichen Eifer, der Männer glauben lässt an

militärischen Ruhm. Doch angesichts dieser Frau, die so viele Abreisen und Wartezeiten erlebt hatte, wankte seine Zuversicht.

»Aus diesem Grund hat der Kaiser Ihren Ehemann gewählt, Madame. Weil er sich anpassen kann, antizipieren. Wir werden nicht allein sein. Die Engländer...«.

»Die Engländer«, unterbrach Mathilde, die ältere Tochter, mit einem Hauch von Schärfe in der Stimme. Mit einundzwanzig Jahren besaß sie die Selbstsicherheit gut erzogener junger Frauen, die Zeitungen lesen und die Weltangelegenheiten verfolgen. »Dieselben Engländer, die letztes Jahr zurückgeschlagen wurden? Vater sagt, dass ihr Admiral Hope vier Schiffe und Hunderte von Männern verloren hat«.

Der Offizier suchte nach Worten, aber es war Clémence, die Jüngere, die die Verlegenheit mit der entwaffnenden Offenheit ihrer siebzehn Jahre brach.

»Ich habe gehört, dass der Kaiser von China in einem wunderbaren Palast lebt, mit Gärten, die sich endlos erstrecken. Stimmt das, Hauptmann?«

»Man erzählt in der Tat außergewöhnliche Dinge, Mademoiselle. Missionare haben diesen Palast gesehen, den man Yuen-Ming-Yuen nennt, den Garten der Vollkommenen Klarheit. Es scheint, dass es eine Stadt in der Stadt ist, mit künstlichen Seen, Marmorbrücken, Hunderten von Pavillons. Der Kaiser hat dort Kopien berühmter Landschaften aus dem ganzen Reich errichten lassen«.

»Und die Schätze?«, fragte Mathilde mit weniger unschuldiger Neugier. »Man spricht von Jade, alten Porzellan, kostbaren Objekten, die über Dynastien hinweg angesammelt wurden«.

Louise stellte ihre Tasse mit einem scharfen Geräusch auf einem Beistelltisch ab, das die Aufmerksamkeit wieder auf sie lenkte.

»Mathilde, Clémence, diese Fragen sind unangebracht. Euer Vater bricht zu einer militärischen Mission auf, nicht um Paläste zu plündern wie ein gewöhnlicher Abenteurer«.

Der Tadel, obwohl sanft formuliert, ließ die beiden jungen Frauen erröten. Delmas, verlegen, versuchte die Situation zu retten.

»Selbstverständlich, Madame. Der General ist diesbezüglich sehr klar. Unser Ziel ist es, die Chinesen zu zwingen, den in Tientsin unterzeichneten Vertrag zu respektieren. Die Öffnung neuer Häfen für den Handel, Bewegungsfreiheit für unsere Missionare. Nichts weiter«.

»Nichts weiter«, wiederholte Louise und fixierte ihn. »Und glauben Sie das wirklich, Hauptmann?«

Die Frage überraschte ihn. In diesen forschenden Augen las er eine Weisheit, die aus Jahren des Wartens, Hoffens und Fürchtens von Nachrichten von der Front kam. Sie hatte Männer gesehen, die mit der Blume am Gewehr aufbrachen und gebrochen zurückkehrten, oder gar nicht zurückkehrten. Sie wusste, dass Konflikte immer den Plänen entglitten, dass das Unvorhergesehene sein Gesetz diktierte.

»Ich glaube, Madame, dass der General seine Pflicht mit der Ehre erfüllen wird, die ihn auszeichnet. Was dort geschehen wird... niemand kann es wirklich vorhersagen. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, dass ich nach besten Kräften auf ihn achten werde«.

Louise deutete ein trauriges Lächeln an.

»Sie sind ein aufrichtiger Mann, Hauptmann. Ich hoffe, dass diese Aufrichtigkeit überlebt, was Sie in China sehen werden«.

Am selben Abend, in den Büros des Generalstabs in der Rue Saint-Dominique, herrschte trotz der späten Stunde rege Aktivität. General Jamin, Kommandant der ersten Brigade, und General Collineau, der die zweite befehligte, waren mit Montauban über endlose Listen gebeugt. Der Geruch von Tabak und kaltem Kaffee durchdrang die stickige Atmosphäre.

Jamin zog mit seinem Bleistift Grenzen auf einer Karte.

»Die Mannschaftsstarke sind vollständig. Fünftausend Mann pro Brigade. Infanterie, Artillerie, Pioniere. Ich habe dafür

gesorgt, dass wir Gebirgskanonen haben, sie werden unerlässlich sein, wenn wir uns von den Wasserläufen entfernen müssen».

Collineau, massiger und jovial, mischte sich ein.

»Was mich beunruhigt, sind nicht die Kanonen. Es sind die Mägen. Zehntausend Mann über Monate in einem feindlichen Land zu ernähren. Die Engländer werden ihre eigenen Versorgungslinien haben, wir die unseren. Wenn wir getrennt werden...«.

»Wir werden uns nicht trennen«, schnitt Montauban mit einer Autorität ab, die keinen Widerspruch duldete. »Ich habe Grant gewarnt. Unsere Truppen werden gemeinsam vorrücken. Die Engländer haben letztes Jahr teuer für ihre Isolation bezahlt. Sie werden diesen Fehler nicht wiederholen«.

Jamin legte seinen Bleistift nieder und streckte sich.

»Und wenn die Chinesen sich weigern zu verhandeln? Wenn wir auf Peking marschieren müssen?«

Die folgende Stille trug alle Implikationen dieser Frage. Montauban ging zum Fenster und betrachtete das nächtliche Paris. Einige Gaslampen flackerten in der Dunkelheit. Er dachte an seine Frau, an seine Töchter, an dieses komfortable Leben, das er für Monate verlassen würde.

»Dann werden wir auf Peking marschieren. Und wir werden tun, was getan werden muss«.

Collineau wechselte einen Blick mit Jamin. Beide kannten diese Entschlossenheit bei Montauban. Hatte er einmal eine Entscheidung getroffen, konnte ihn nichts mehr erschüttern. Diese Eigenschaft machte ihn zu einem gefürchteten Kommandanten. Sie beunruhigte auch jene, die ihn gut kannten. »Die Männer sind bereit«, versicherte Jamin. »Sie werden in zwei Monaten in Brest einschiffen«.

»Gut«.

Montauban wandte sich seinen Generälen zu.

»Gebt die Anweisung weiter: absolute Disziplin. Keine Plünderung, keine Exzesse. Wir sind die Armee des französischen Kaiserreichs, keine Söldnerbande. Wenn wir uns den Chinesen stellen müssen, werden wir es unter Beachtung der Kriegsgesetze tun«.

Collineau nickte.

»Und die Engländer? Ihre Kolonialtruppen sind nicht für ihre Zurückhaltung bekannt«.

»Die Engländer machen, was sie wollen mit ihren Männern. Wir werden unsere Disziplin aufrechterhalten. Allerdings mache ich mir keine Illusionen. Sobald eine Armee Blut und Beute gekostet hat, wird ihre Kontrolle zur Herausforderung. Wir müssen wachsam sein«.

Er kehrte zu seinem Schreibtisch zurück und holte ein leeres Blatt hervor. Im flackernden Licht der Öllampe begann er, seine vorläufigen Befehle zu verfassen. Seine Feder kratzte mit Regelmäßigkeit über das Papier und zeichnete jene Worte, die das Schicksal von Tausenden von Männern besiegeln würden.

Jamin und Collineau beobachteten ihn bei der Arbeit. Sie waren Zeugen eines historischen Moments. In einigen Monaten würden sie am anderen Ende der Welt sein, einem jahrtausendealten Reich gegenüberstehen, das sich weigerte, sich vor dem Westen zu beugen. Was dort geschehen würde, würde zweifellos den am besten ausgearbeiteten Plänen, den strengsten Befehlen entgleiten.

Kriege haben ihre eigene Logik. Und diese Logik, dachte Collineau, während er die Schatten beobachtete, die an den Wänden tanzten, respektiert niemals die edlen Absichten.

Am nächsten Morgen, in einem Saal des Tuilerienpalasts, empfing Kaiserin Eugénie Baron Gros, den ernannten Bevollmächtigten zur Begleitung der Expedition. Die Rokoko-Vergoldungen, die Seidenvorhänge, die Meistergemälde schufen

ein Dekor von einer Opulenz, die gewaltig mit der Strenge der Militärbüros kontrastierte.

Eugénie, in einem blassblauen Satinkleid, das ihren Porzellanteint zur Geltung brachte, stand an einem Fenster mit Blick auf die Gärten. Mit dreiunddreißig Jahren verkörperte sie die kaiserliche Eleganz mit einer natürlichen Anmut, die den Hof faszinierte. Aber unter dieser zarten Erscheinung verbargen sich eine scharfe politische Intelligenz und ein eiserner Wille.

»Baron Gros, der Kaiser hat mich gebeten, diese Expedition zu unterstützen. Ich habe natürlich zugestimmt. Aber ich würde gerne verstehen, was man von diesem Unternehmen erwartet.«

Baron Gros, ein erfahrener Diplomat mit ausgemergeltem Gesicht und präziösen Manieren, verneigte sich respektvoll.

»Eure Majestät, das Ziel ist vor allem diplomatisch. Den chinesischen Kaiser zu zwingen, den Vertrag von Tientsin zu ratifizieren, die Sicherheit unserer katholischen Missionen zu garantieren, neue Häfen für den französischen Handel zu öffnen.«

»Und die Engländer? Was sind ihre wahren Ziele?«

Ein Schimmer von Belustigung glitt über den Blick des Diplomaten. Die Kaiserin hatte mit ihrer gewohnten Scharfsinnigkeit den Kern des Problems berührt.

»Lord Elgin ist ein... komplexer Mann, Eure Majestät. Sohn des berühmten Lord Elgin, der die Marmorskulpturen des Parthenon nach London brachte, trägt er einen prestigeträchtigen Namen und einen maßlosen Ehrgeiz. Das Scheitern des letzten Jahres hat ihn gedemütigt. Er wird sich durch einen glänzenden Sieg rehabilitieren wollen.«

Eugénie nahm anmutig auf einem Sofa Platz und bedeutete Gros, sich ihr gegenüber zu setzen.

»Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, Eure Majestät, dass wir mit Geschick navigieren müssen. Die Engländer haben ihre eigenen Interessen, die nicht

immer mit unseren übereinstimmen. Der Opiumhandel zum Beispiel...«.

»Opium«, wiederholte Eugénie mit kaum verhülltem Ekel. »Dieser schändliche Handel, den die Engländer mit solchem Eifer verteidigen«.

»Leider, Eure Majestät. Einer der Gründe für diesen Krieg liegt darin. Die Chinesen wollen seinen Handel verbieten, die Engländer wollen ihn legalisieren. Wir Franzosen sind zwischen zwei Feuer geraten«.

Die Kaiserin verließ ihren Sitz und ging einige Schritte durch den Salon, ihre Röcke raschelnd auf dem gewachsenen Parkett. Sie hielt vor einem Globus aus Intarsienarbeit an und drehte die Kugel, bis sie China fand.

»Ich habe von diesem Palast gehört. Dem Yuen-Ming-Yuen. Man sagt, er birgt Wunder«.

Gros versteifte sich. Das Gespräch nahm eine unerwartete Wendung.

»In der Tat, Eure Majestät. Die Jesuitenmissionare, die für den Kaiser gearbeitet haben, berichten von außergewöhnlichen Beschreibungen«.

»Und wenn diese Wunder in unsere Hände fielen? Wenn uns das Kriegsglück zu diesem Palast führte?«

Der Baron wählte seine Worte mit Bedacht. Jedes vor der Kaiserin gesprochene Wort hatte Gewicht.

»Die Kriegsgesetze sind klar, Eure Majestät. Was dem besiegten Feind gehört... wird zum Eigentum des Siegers. Aber es gibt einen Unterschied zwischen der Beschlagnahme von Gütern im Rahmen militärischer Operationen und der Ermöglichung wilder Plünderung«.

»Selbstverständlich«.

Eugénie kehrte zurück und setzte sich, den Diplomaten mit nachdenklichem Blick fixierend.

»General de Montauban ist ein Ehrenmann. Ich zähle darauf, dass er die Würde unserer Armee aufrechterhält«.

»Er wird es tun, Eure Majestät. Davon bin ich überzeugt«.

Eugénie betrachtete durch das Fenster die sorgfältig gepflegten Gärten, diese französischen Parterres, die Ordnung und Beherrschung der Natur verkörperten. Sie dachte an jene chinesischen Gärten, von denen man sprach, so anders, wo die Natur in ihrer scheinbaren Freiheit gefeiert wurde.

»Baron Gros, ich habe die Expedition mit medizinischen Vorräten, mit Material zur Pflege unserer Verwundeten ausgestattet. Meine Pflicht als Schirmherrin verlangt es. Aber ich erwarte auch etwas im Gegenzug«.

»Eure Majestät?«

»Wenn Kunstobjekte in unsere Hände fallen sollten, würde ich mir wünschen, dass mir eine Auswahl der schönsten Stücke mitgebracht wird. Um eine Sammlung zusammenzustellen. Ein Zeugnis dieser Epoche, dieser Begegnung zwischen zwei Zivilisationen«.

Gros verneigte sich und verbarg so die Unruhe, die ihn erfasste. Die Worte der Kaiserin kamen einer kaiserlichen Billigung der Beschlagnahme chinesischer Schätze gleich. Er verstand, dass diese Expedition weit über einen einfachen militärischen Konflikt hinausging. Sie trug im Keim moralische Fragen, die ihn jahrelang heimsuchen würden.

»Es wird nach Eurem Willen geschehen, Eure Majestät«.

Als er eine Stunde später den Palast verließ, ging Gros mit gemessenem Schritt, in Gedanken versunken. Der Pariser Himmel war von einem schweren Grau, das Schnee ankündigte. In einigen Wochen würde er auf einem Schiff auf dem Weg zum anderen Ende der Welt sein. Er nahm diplomatische Anweisungen mit sich, offizielle Befehle und diesen impliziten Wunsch der Kaiserin.

Er fragte sich, wie sich all dies entwickeln würde, wie die edlen Absichten sich angesichts der Realität vor Ort verwandeln würden. Die Geschichte hatte ihn gelehrt, dass ferne Kriege immer der Kontrolle jener entglitten, die sie von komfortablen Palästen aus anordneten.

Am selben Abend, als die Straßenlaternen in den Straßen von Paris angezündet wurden, kehrte General de Montauban nach Hause zurück. Louise erwartete ihn im privaten Salon, eine Stickerei auf den Knien, die unberührt geblieben war. Als er eintrat, hob sie die Augen und lächelte ihm mit resignierter Traurigkeit zu.

»Ist es beschlossen? Du gehst?«

»In fünfzehn Tagen.«

Er setzte sich neben sie und nahm ihre Hand in seine. Für einen Moment blieben sie so, ohne zu sprechen, vereint in einem Schweigen, das mehr sagte als alle Worte. Draußen setzte Paris sein sorgloses Leben fort, in Unkenntnis, dass Ereignisse vorbereitet wurden, die die Geschichte prägen und für immer die Ehre jener trüben würden, die daran teilnahmen.

Die Vorbereitungen beschleunigten sich. Die Schiffe wurden beladen, die Männer versammelt, die letzten Befehle erteilt. Und an einem nebligen Morgen Ende Januar 1860 verließen die ersten Transporter Brest und trugen eine französische Armee gen Osten, die nicht ahnte, was sie erwartete.

Die Überfahrt

Auf See, Januar-Juni 1860

Die Fregatte *Impératrice Eugénie* rollte auf der Dünung des Atlantiks. An Bord stand General de Montauban auf dem Achterdeck, klammerte sich an die Reling und betrachtete die graue Unendlichkeit, die sich bis zum Horizont erstreckte. Der salzige Wind peitschte sein Gesicht und brachte einen Geruch von Jod und Gischt mit sich, der ihn an andere Überfahrten,

andere Feldzüge erinnerte. Aber niemals war er so weit gegangen. Niemals war die Distanz zwischen ihm und Paris so schwindelerregend gewesen.

Hinter ihm näherte sich Schiffskapitän Duperré mit dem schaukelnden Gang der Seeleute, die mehr Zeit auf See als an Land verbracht haben. Ein Mann in den Fünfzigern, das Gesicht von Sonne und Salz gegerbt, die Lider vom Spähen zu vieler Horizonte zusammengekniffen.

»Mein General, wir kommen gut voran. Wenn das Wetter sich hält, sollten wir das Kap der Guten Hoffnung in drei Wochen umrunden«.

Montauban nickte, ohne seine Aufmerksamkeit vom Ozean abzuwenden. Die Wellen folgten einander mit hypnotischer Regelmäßigkeit, jede der vorherigen ähnlich und doch einzigartig. Er dachte an Louise, an seine Töchter, an Paris, das sich mit jedem Herzschlag weiter entfernte.

»Drei Wochen bis zum Kap. Und wie lange bis Hongkong?«

»Zweieinhalb Monate, vielleicht drei, wenn wir in Aden oder Singapur anlegen müssen«.

Duperré wartete einen Moment.

»Wissen Sie, mein General, ich habe diese Route ein Dutzend Mal gemacht. Der Indische Ozean kann tückisch sein. Die Stürme kommen ohne Vorwarnung, und wenn sie kommen...«.

»Wenn sie kommen, Kapitän, werden wir uns ihnen wie allem anderen stellen. Die Soldaten, die ich befehle, fürchten sich nicht vor den Elementen«.

Ein flüchtiges Lächeln glitt über Duperrés Lippen. Er hatte bereits Truppen transportiert, gesehen, wie erfahrene Männer an Land grün und zitternd wurden, sobald das Schiff etwas stärker schlingerte. Aber er hütete sich vor jedem Kommentar.

»Ihre Männer halten sich bislang gut. Ein paar Fälle von Seekrankheit in den unteren Batterien, aber nichts

Besorgniserregendes. Der Chefarzt verteilt seine Tränke und Ratschläge«.

Montauban wandte sich dem Kapitän zu. Sein Blick musterte den Seemann mit Intensität.

»Sprechen Sie offen mit mir, Duperré. Sie, der Sie diese Meere kennen, diese fernen Länder. Was halten Sie von der Expedition? Von unseren Chancen?«

Der Kapitän zögerte. Die Frage war direkt, fast brutal. Er war nicht daran gewöhnt, dass ein General ihn um seine Meinung zu strategischen Fragen bat. Aber die Stimme Montaubans mit ihrem unmerklichen Riss lud zum Vertrauen ein.

»Ich denke, mein General, dass wir es hier nicht mit den Stämmen des Maghreb zu tun haben. Die Chinesen sind zahlreich, organisiert. Ihr Reich existiert seit Jahrtausenden. Wir werden sie ins Herz treffen, und ein verwundetes Reich kann unvorhersehbar reagieren«.

»Sie sprechen wie meine Frau. Sie hat mich ebenfalls gewarnt. Sie hat die weibliche Intuition, die sieht, was die Militärstrategen übersehen«.

»Frauen sind oft weiser als wir, mein General. Sie haben nicht unsere männliche Eitelkeit, unser Bedürfnis nach Ruhm«.

In der Ferne machten andere Transporter der Flottile in enger Formation Fortschritte, ihre Segel vom Rückenwind gebläht.

»Wie viele Männer transportieren wir auf unserer Fregatte?«

»Dreihundertfünfzig Soldaten, mein General. Plus Besatzung und Ihr Stab. Wir sind bis zum Rand beladen. Die Laderäume sind voll mit Munition, Lebensmitteln, Material. Wenn wir einen schweren Sturm bewältigen müssten...«.

»Wir werden nicht sinken, Kapitän. Das Kaiserreich braucht uns in China«.

»Der Ozean kennt weder Reich noch König, mein General. Er nimmt, was er will, wann er will«.

In den Zwischendecks war die Atmosphäre ganz anders. Zusammengepfercht in engen Räumen, wo die Luft kaum zirkulierte, versuchten die Soldaten, sich an das maritime Leben zu gewöhnen, das ihnen fremd war. Der Geruch von Schweiß, Teer und Erbrochenem vermischte sich zu einem Gestank, der einem die Kehle zuschnürte. Hängematten hingen in dichten Reihen, schaukelten im Rhythmus des Schiffes.

Sergeant Beaumont, ein Vierzigjähriger, gezeichnet von einer Narbe, die seine Wange durchzog, versuchte die Moral seiner Sektion aufrechtzuerhalten. Auf seinem Gepäck sitzend, verteilte er Ratschläge und Scherze mit einer barschen Gutmütigkeit, die ihn zu einem geschätzten Anführer machte.

»Los, Leute«, rief er einer Gruppe grünlicher Rekruten zu, »es ist wie eine Bootsfahrt auf der Seine. Außer dass sie länger dauert und das Wasser salzig ist«.

»Sergeant«, stöhnte ein Junge, der keine zwanzig sein konnte, »ich glaube, ich werde sterben. Mein Magen...«.

»Dein Magen wird überleben, Dubois. In drei Tagen wirst du dich daran gewöhnt haben. In einer Woche wirst du aufs Deck steigen und deine Rumration wie ein echter Seemann fordern«.

»Und wenn ich mich nie daran gewöhne? Wenn ich während der ganzen Überfahrt krank bin?«

Beaumont beugte sich zu ihm mit väterlichem Blick.

»Du wirst krank sein. Aber du wirst trotzdem in China ankommen. Und dort, glaub mir, wirst du etwas anderes zu verdauen haben als die Seekrankheit«.

Ein anderer Soldat, älter, mischte sich ein. Korporal Leroux, ein Mann mit breiten Schultern und den dicken Händen eines Bauern.

»Sergeant, stimmt das, was man sagt? Dass die Chinesen Geheimwaffen haben? Pulver, die verrückt machen, Gifte, die in Sekunden töten?«

»Unsinn, Leroux. Propaganda, um uns Angst zu machen. Die Chinesen sind Menschen wie wir. Sie bluten wie wir, sie sterben wie wir«.

»Aber sie sind zahlreich. Man sagt, sie können Hunderttausende von Soldaten aufstellen«.

Beaumont stand auf und ließ seine Gelenke knacken. Er hatte drei Feldzüge in Algerien überlebt, Dinge gesehen, die sich diese jungen Männer nicht einmal vorstellen konnten.

»Hört mir gut zu, alle. Ja, die Chinesen sind zahlreich. Ja, wir werden weit von zu Hause kämpfen, in einem Land, von dem wir nichts wissen. Aber wir haben zwei Vorteile: unsere Disziplin und unsere Waffen. Die Minié-Gewehre, die wir tragen, können auf dreihundert Meter töten. Unsere gezogenen Kanonen sind die besten der Welt. Und vor allem haben wir General de Montauban. Einen Mann, der noch nie eine Schlacht verloren hat«.

»Es gibt immer ein erstes Mal«, murmelte jemand.

»Wer hat das gesagt?«

Beaumont donnerte.

»Wer wagt es, wie ein Feigling zu sprechen?«

Beaumont ließ seine Aufmerksamkeit über die angespannten, von den schwachen Lichtern der Öllampen beleuchteten Gesichter wandern.

»Wir sind keine Feiglinge. Wir sind Soldaten des französischen Kaiserreichs. In einigen Monaten werden wir in die Geschichte eingehen. Unsere Namen werden in den Militärannalen eingraviert. Unsere Kinder werden stolz erzählen, dass ihr Vater am China-Feldzug teilgenommen hat. Haltet den Kopf hoch und das Gewehr sauber. Der Rest wird zu seiner Zeit kommen«.

Ein Murmeln der Zustimmung durchlief das Zwischendeck. Beaumont nickte. Aber er war nicht so zuversichtlich, wie er es erscheinen ließ. Er hatte zu viele Dinge gesehen, zu viele Kameraden begraben, um blind an schöne Worte zu glauben.

Der Krieg war eine Lotterie, und niemand konnte vorhersagen, wer zurückkehren und wer dort bleiben würde, in einem fremden Land, unter einem anonymen Kreuz.

Auf dem Oberdeck, in der Kabine des Generals, fand eine Stabsbesprechung um einen mit Karten und Dokumenten überladenen Tisch statt. Montauban präsidierte, flankiert von Hauptmann Delmas und Kommandant Favier, seinem Artilleriechef. Die an der Decke schaukelnde Lampe warf bewegliche Schatten auf die konzentrierten Gesichter.

»Die letzten Berichte, die wir vor der Abreise erhalten haben, sind beunruhigend«, erklärte Favier. »Die Chinesen haben die Forts von Dagü verstärkt. Sie haben neue Kanonen installiert, Schützengräben ausgehoben, Hindernisse im Fluss gelegt«.

Montauban studierte die Karte aufmerksam. Seine Finger setzten imaginäre Markierungen, berechneten Entfernungen, bewerteten Schusswinkel.

»Wenn wir frontal angreifen wie die Engländer es getan haben, werden wir dieselben Verluste erleiden. Wir müssen einen anderen Landungspunkt finden. Weiter nördlich vielleicht. Diese Verteidigungen umgehen«.

»Mein General«, mischte sich der Offizier ein, »die Engländer werden niemals zustimmen. Lord Elgin will die Schmach vom letzten Jahr auswaschen. Er wird diese Forts mit Gewalt nehmen wollen«.

»Er wird es ohne uns tun. Ich werde meine Männer nicht opfern, um die Eitelkeit eines englischen Lords zu befriedigen«.

Die Blicke von Favier und dem Hauptmann kreuzten sich. Beide waren sich bewusst, dass diese Position Montauban in Konflikt mit den Briten bringen würde.

»Man wird diplomatisch sein müssen, mein General. Wir brauchen die Engländer. Ihre Kriegsschiffe, ihre Schiffsartillerie, ihre Kolonialtruppen, die das Terrain kennen«.

»Ich werde diplomatisch sein. Aber ich werde nicht selbstmörderisch sein. Wir werden in Peh-Tang landen, nördlich der Forts. Wir werden die Verteidigungen von hinten angreifen. Das ist die einzig vernünftige Strategie«.

Er beugte sich über die Karte und folgte mit dem Finger dem Verlauf der Küste.

»Peh-Tang liegt etwa zwanzig Kilometer nördlich. Wir werden durch feindliches Territorium marschieren müssen, ohne zu wissen, was wir finden werden. Die Chinesen können auch dort auf uns warten. Sie können nicht überall sein. Und selbst wenn sie auf uns warten, haben wir den Vorteil der Mobilität. Einmal an Land können wir manövrieren, unser Gelände wählen«.

Die Diskussion setzte sich über mehr als eine Stunde fort und prüfte jedes Detail, jede Eventualität. Montauban stellte präzise Fragen, verlangte klare Antworten. Seine Strenge machte ihn zu einem gefürchteten Strategen. Er überließ nichts dem Zufall, antizipierte Probleme, bevor sie auftraten.

Als die Besprechung endete und Favier gegangen war, blieb Delmas allein mit dem General. Er zögerte, die Frage zu stellen, die ihn quälte.

»Mein General, darf ich in Vertraulichkeit mit Ihnen sprechen?«

Montauban hob die Augen von der Karte, die er weiter studierte.

»Ich höre, Hauptmann«.

»Ich denke an meinen Besuch bei Ihrer Gemahlin vor unserer Abreise. Sie hat mir etwas gesagt, das mich verfolgt. Sie hat mich gefragt, ob ich glaube, dass unsere Mission nur militärisch ist«.

Der General richtete sich auf.

»Und was haben Sie ihr geantwortet?«

»Dass ich glaube, dass Sie Ihre Pflicht mit Ehre erfüllen werden. Aber sie hat etwas gesehen, was ich nicht sehen wollte. Diese Expedition... sie ist nicht nur eine militärische Operation, nicht wahr?«

Montauban ging zum Bullauge und betrachtete den schwarzen Ozean, der sich unter dem Mond erstreckte. Die Wellen schimmerten silbern in der Nacht. Irgendwo, sehr weit weg, wartete China mit seinen Mysterien und Gefahren auf sie.

»Kriege haben mehrere Gesichter, mein Freund. Das offizielle Gesicht, das der Verträge und strategischen Ziele. Und dann gibt es das andere Gesicht, das niemand sehen will, das aber jeder kennt. Die Beute, die Plünderung, die Reichtümer, die den Besitzer wechseln«.

»Aber Sie haben Ihren Generälen gesagt...«.

»Ich habe gesagt, was ein Kommandant sagen muss, um die Disziplin aufrechtzuerhalten. Aber ich bin nicht naiv. Baron Gros hat vor unserer Abreise mit der Kaiserin gesprochen. Sie gab ihm zu verstehen, dass sie gewisse Dinge von der Expedition erwartete. Kunstobjekte, Zeugnisse dieser fernen Zivilisation«.

Der Hauptmann spürte eine Kälte in seine Adern sickern. Der Idealismus, der ihn erfüllte, stieß auf die Realität der Macht.

»Wir werden diesen Ort einnehmen? Den Yuen-Ming-Yuen, von dem so viel die Rede ist?«

»Wir werden tun, was die Umstände erfordern. Wenn uns der Krieg zu diesem Palast führt, wenn der chinesische Kaiser sich weigert zu verhandeln, wenn seine Truppen uns angreifen... dann ja, werden wir nehmen, was genommen werden kann. Aber wir werden es auf geordnete, kontrollierte Weise tun. Nicht wie Barbaren, sondern als Vertreter einer zivilisierten Nation«.

»Und Sie denken, man kann auf zivilisierte Weise plündern?«

Die Frage war direkt, sogar unverschämt. Montauban drehte sich um, und in seinen Pupillen leuchtete ein Glanz, den er nie bei ihm gesehen hatte.

»Sie sind jung, Hauptmann. Sie haben Illusionen über die Natur des Krieges. Sie glauben, es gebe eine saubere Art zu kämpfen, dass militärische Ehre unsere Seele vor den Schwärzen des Kampfes bewahren kann. Ich beneide Sie. Ich hatte diese

Illusionen auch, vor Jahren, vor Algerien. Bevor ich gesehen hatte, was aus Menschen wird, wenn sie Angst haben, wenn sie Hunger haben, wenn sie ihre Kameraden haben sterben sehen«.

»Aber Sie sind anders, mein General. Sie sind ein Mann von Prinzipien«.

»Prinzipien sind wie die Segel dieses Schiffes. Sie bringen uns voran, wenn der Wind günstig ist. Aber wenn der Sturm kommt, zählen die Befehle des Kaisers. Und der Kaiser will einen vollständigen Sieg. Er will, dass China sich dem französischen Handel öffnet, dass unsere Missionare frei zirkulieren können. Er will auch England zeigen, dass Frankreich ihm ebenbürtig ist. All das hat einen Preis«.

Das Schiff schlingerte und erzeugte die vertrauten Knarrgeräusche des arbeitenden Holzes. Irgendwo in den Zwischendecks spielte eine Mundharmonika eine Melodie, die von fernen Häusern und verlorenen Lieben erzählte.

»Ich bin nicht sicher, ob ich das akzeptieren kann«.

»Sie müssen nicht akzeptieren, Hauptmann. Sie müssen gehorchen. Das ist die einzige Tugend, die man von einem Soldaten verlangt. Allerdings verspreche ich Ihnen eines: Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, damit wir Ehrenmänner bleiben«.

Er verließ die Kabine. Auf dem Deck atmete er die salzige Nachtluft. Über ihm leuchteten die Sterne mit einer Intensität, die er in Paris nie gesehen hatte. Unbekannte Konstellationen zeichneten sich am Himmel ab.

Die Worte von Louise de Montauban hallten in seinem Kopf wider. Sie hatte recht gesehen. Diese Expedition war nicht, was sie vorgab zu sein. Unter den edlen diplomatischen Zielen verbargen sich dunklere Ambitionen, weniger eingestandene Begierden. Und er, Armand Delmas, Hauptmann voller Ideale, würde Komplize von etwas werden, das er zutiefst missbilligte.

Die Wochen vergingen mit ermüdender Langsamkeit. Das Schiff machte Fortschritte nach Süden, entlang der afrikanischen Küsten, durchquerte bald ruhige, bald aufgewühlte Gewässer. Die Soldaten gewöhnten sich allmählich an das maritime Leben, ihre Gesichter nahmen gebräunte Töne an, ihre Körper passten sich dem ständigen Rollen an.

Eines Morgens, als die Sonne in einer Explosion orangefarbener Farben aufging, schrie der Ausguck von seinem Krähenest.

»Land! Land an Steuerbord!«

Alle Blicke wandten sich dem Horizont zu. Eine dunkle Masse zeichnete sich im Morgennebel ab. Das Kap der Guten Hoffnung. Das Ende der bekannten Welt für viele dieser Männer, die Frankreich nie verlassen hatten.

Montauban stand auf dem Achterdeck und beobachtete die Annäherung an das afrikanische Land. Neben ihm betrachtete General Jamin, der ein anderes Transportschiff der Flottille befehligt hatte und für eine Konsultation auf die Impératrice Eugénie gewechselt war, das Schauspiel mit unergründlichem Ausdruck.

»Wir sind auf halbem Weg. Noch zwei Monate und wir werden in China sein«.

»Wenn alles gut geht. Der Indische Ozean ist unvorhersehbar. Und wir wissen nicht, was wir in Hongkong finden werden. Die letzten Nachrichten sind mehrere Wochen alt«.

»Denken Sie, dass die Engländer dort sein werden?«

»Grant sollte gleichzeitig mit uns aufbrechen. Mit etwas Glück kommen wir zusammen an. Das wird die Koordination erleichtern«.

Jamin wandte sich seinem Kommandanten zu. Ein pragmatischer Mann, wenig geneigt zu Gewissensbissen, aber von Anfang der Überfahrt beunruhigt.

»Montauban, haben Sie darüber nachgedacht, was passieren wird, wenn wir auf Peking marschieren müssen? Wenn wir in

diese verbotene Stadt eintreten müssen, von der die Missionare sprechen?»

»Ich denke jeden Tag darüber nach«.

»Und?»

»Und ich weiß es nicht. Es ist das erste Mal in meiner Karriere, dass ich in den Krieg ziehe, ohne eine klare Vorstellung vom Ausgang zu haben. Algerien war anders. Wir wussten, mit wem wir es zu tun hatten. Nomadenstämme, mutig, aber desorganisiert. Hier... werden wir ein Reich treffen, das mehrere Jahrtausende alt ist. Ein Reich, das mehr Eroberer überlebt hat, als wir zählen können«.

»Zweifeln Sie?»

»Ich reflektiere. Das ist nicht dasselbe«.

Ein Matrose ging an ihnen vorbei und zog an einem Tau, eine Melodie aus seiner Bretagne summend.

»Haben die Männer Moral?»

»Sie langweilen sich. Ein gutes Zeichen. Männer, die sich langweilen, haben keine Angst. Aber wir müssen sie an Land beschäftigen. Nach drei Monaten auf See werden sie Lust haben, zur Sache zu kommen«.

»Sie werden bald genug zur Sache kommen. Ich ziehe Soldaten vor, die sich langweilen, Soldaten, die zu ungeduldig sind zu kämpfen. Letztere machen Fehler«.

Das Gespräch driftete zu taktischen Fragen, zur Organisation der Brigaden, zu Munitions- und Verpflegungsbedarf. Aber beide teilten dieselbe unaussprechliche Sorge: Sie betraten Neuland, und keine vergangene Erfahrung konnte sie wirklich auf das vorbereiten, was sie erwartete.

Das Kap der Guten Hoffnung wurde ohne größeren Zwischenfall umrundet, obwohl ein Sturm sie zwei Tage lang durchgeschüttelt und ein Segel weggerissen und zwei Vorratsfässer über Bord gespült hatte. Dann kam die

Unermesslichkeit des Indischen Ozeans, diese flüssige Leere, unterbrochen von einigen verlorenen Inseln, wo sie anlegten, um Frischwasser aufzunehmen.

In Aden, einem britischen Hafen mit höllischem Klima, blieben sie fünf Tage. Die Männer konnten an Land gehen, lauwarms Bier in verrauchten Tavernen trinken, wo sich Seeleute aller Nationalitäten mischten. Montauban nutzte die Gelegenheit, um den britischen Gouverneur zu treffen, einen fettleibigen und selbstgefälligen Oberst, der ihm bestätigte, dass die englische Flotte auf dem Weg nach China war.

»General Grant ist ein entschlossener Mann. Er wird die Chinesen diesmal nicht davonkommen lassen. Wir werden ihnen zeigen, aus welchem Holz das britische Empire geschnitzt ist«.

Montauban hörte höflich zu, aber die britische Arroganz ärgerte ihn. Die Engländer betrachteten sich als Herren der Welt, und ihre Art, über andere Völker zu sprechen, mit einer Mischung aus Herablassung und Verachtung, offenbarte eine koloniale Mentalität, die ihn frustrierte.

»Wir hoffen, Oberst, dass dieser Feldzug unter Beachtung der Kriegsgesetze geführt wird. Frankreich wünscht nicht, mit Exzessen in Verbindung gebracht zu werden«.

Der Oberst brach in ein fettes Lachen aus, das sein dreifaches Kinn zittern ließ.

»Die Kriegsgesetze! Mein General, Sie werden schnell lernen, dass die Orientalen diese Gesetze nicht kennen. Sie sind hinterhältig, grausam, unberechenbar. Man muss in der einzigen Sprache mit ihnen sprechen, die sie verstehen: der der Gewalt«.

Montauban hielt sich zurück zu antworten. Er grüßte kühl und verließ die Residenz des Gouverneurs mit einer Vorahnung. Die Koordination mit den Engländern würde schwierig sein. Ihre Ziele waren nicht dieselben, ihre Weltsicht war radikal anders.

Zurück auf dem Schiff berief er seinen Stab ein und teilte ihnen seine Bedenken mit.

»Wir müssen wachsam sein. Die Engländer haben ihre eigene Agenda. Der Opiumhandel, die territoriale Expansion, die Demütigung Chinas. Wir Franzosen müssen unseren Zielen treu bleiben: der Schutz unserer katholischen Missionen, die kommerzielle Öffnung, die Würde im Sieg«.

»Wenn es einen Sieg gibt«, murmelte Favier.

»Es wird einen Sieg geben. Weil wir keine andere Wahl haben«.

Singapur war ihr letzter Halt vor Hongkong. Der Hafen wimmelte von Aktivität, eine Mischung aus chinesischen Dschunken, britischen Dampfern, arabischen Dhaus. Die Luft war gesättigt mit Feuchtigkeit und exotischen Gerüchen: Gewürze, Weihrauch, getrockneter Fisch, tropische Früchte. Für die meisten französischen Soldaten war es ihr erster Kontakt mit dem Orient, und sie schlenderten durch die engen Straßen mit den staunenden Augen von Kindern, die eine neue Welt entdecken.

Montauban nutzte die Gelegenheit, um französische Kaufleute zu treffen, die sich in der Region niedergelassen hatten. Diese Männer, die in Asien lebten, hatten eine intime Kenntnis der chinesischen Situation.

In einem privaten Salon eines Kolonialhotels unterhielt er sich mit einem gewissen Monsieur Dufresne, einem Seidenhändler, der Geschäfte mit Kanton machte.

»Mein General, Sie können sich das Chaos, das gerade in China herrscht, nicht vorstellen. Das Qing-Reich wird von innen zerfressen. Die Taiping-Rebellion hat Hunderttausende von Toten gefordert. Die südlichen Provinzen befinden sich im Bürgerkrieg. Kaiser Hien-Fung ist schwach, manipuliert von inkompetenten Beratern«.

»Was unsere Aufgabe erleichtern sollte, nicht wahr?«

Dufresne schüttelte vehement den Kopf.

»Täuschen Sie sich nicht. Ein zerfallenes Reich ist gefährlicher als ein starkes Reich. Weil es nichts mehr zu verlieren hat. Weil

die üblichen Regeln nicht mehr gelten. Ich habe in den letzten Jahren schreckliche Dinge gesehen. Ganze Dörfer massakriert, Familien dezimiert. Die Gewalt hat unvorstellbare Niveaus erreicht«.

»Werden die Chinesen kämpfen?«

»Oh ja, sie werden kämpfen. Vielleicht nicht auf konventionelle Weise. Aber sie werden kämpfen. Und wenn Sie bis Peking kommen, wenn Sie das Herz des Reiches bedrohen...«.

»Sprechen Sie offen, Monsieur Dufresne. Was befürchten Sie?«

Der Händler drückte seine Zigarre in einem Aschenbecher aus.

»Ich befürchte, dass Sie eine Kraft entfesseln, die niemand kontrollieren kann. Die Chinesen haben ein hartnäckiges Gedächtnis. Wenn Sie ihren Kaiser demütigen, wenn Sie ihre heiligen Orte entweihen, wenn Sie ihre Schätze plündern... werden sie es nie vergessen. Und wir, die Franzosen, die hier leben, die mit ihnen Handel treiben, werden den Preis über Generationen zahlen«.

Montauban verließ dieses Gespräch beunruhigt. Dufresnes Worte hallten in seinem Geist wider, verbanden sich mit den Sorgen seiner Frau, den Zweifeln von Delmas, seinen eigenen Fragen. Aber es war zu spät umzukehren. Die Würfel waren gefallen, die Truppen unterwegs. Ihm blieb nur noch, sein Bestes zu tun, damit dieser Feldzug so ehrenhaft wie möglich endete.

Mitte Februar, nach mehr als zwei Monaten Überfahrt, erschienen die Küsten von Hongkong am Horizont. Grüne Hügel zeichneten sich gegen einen kristallblauen Himmel ab. Der Hafen wimmelte von britischen Schiffen, deren Flaggen im Wind knatterten. Die Flotte von General Grant war da, imposant, bedrohlich.

Als die Impératrice Eugénie in der Reede ankerte, näherte sich eine britische Schaluppe. An Bord ein Offizier in scharlachroter Uniform, der sich als Major Worthington, Adjutant von General Grant, vorstellte.

»General de Montauban, General Grant entbietet Ihnen seine Grüße und lädt Sie morgen früh zu einer Planungsbesprechung an Bord der HMS Furious ein. Lord Elgin wird ebenfalls anwesend sein«.

Montauban nickte steif. Der Moment, den er fürchtete, war gekommen. Er würde eng mit diesen Engländern zusammenarbeiten müssen, die er nicht kannte, mit ihnen die Gefahren und vielleicht auch die Verantwortung für Entscheidungen teilen, die er missbilligte.

In dieser Nacht, unfähig Schlaf zu finden, schrieb er an Louise:

»Meine liebe Louise,

Wir sind nach einer Überfahrt, die mir endlos schien, in Hongkong angekommen. Die Männer sind wohlauf, die Moral ist gut. Morgen werde ich die Engländer treffen, um unseren Feldzugplan festzulegen.

Ich denke oft an dich, an unsere Töchter. An Paris, das so weit, so anders ist als dieser Orient, in dem wir uns befinden. Manchmal frage ich mich, was ich hier mache, warum ich diese Mission akzeptiert habe. Und dann erinnere ich mich daran, dass ich ein Soldat bin, dass meine Pflicht darin besteht, dem Kaiser zu dienen.

Du hast mir vor meiner Abreise gesagt, dass du befürchtest, ich könnte etwas von mir selbst in diesem Feldzug verlieren. Ich habe gelacht, mit dieser männlichen Besonderheit, die sich weigert, weibliche Intuitionen zu hören. Aber vielleicht hattest du recht. Ich spüre, dass in mir Dinge geschehen, die ich nicht vollständig verstehen kann.

Bete für uns, meine Liebe. Bete, dass wir Ehrenmänner bleiben, was auch immer geschieht. Dein Ehemann, der dich liebt, Charles«.

Er siegelte den Brief, wissend, dass er Monate brauchen würde, um in Paris anzukommen, dass Louise ihn lesen würde, wenn vielleicht alles schon vorbei wäre. Aber zu schreiben tat ihm gut,

schuf eine dünne Verbindung zu dieser Welt, die er hinter sich gelassen hatte.

Die ersten Schlachten

Die Besprechung am nächsten Tag war alles, was Montauban befürchtet hatte. In der geräumigen Kabine der HMS Furious, dem britischen Flaggschiff, drängten sich etwa zwanzig englische und französische Offiziere um einen riesigen Tisch, auf dem eine Karte der Region Tientsin ausgebreitet war.

General Grant war ein Mann von hoher Statur mit schroffen Manieren. Lord Elgin, der britische Bevollmächtigte, war kleiner, rundlicher, aber sein durchdringender Blick und seine schneidende Stimme offenbarten eine dominierende Persönlichkeit.

»Meine Herren«, begann Elgin auf Englisch, bevor er in annäherndem Französisch wiederholte, »wir sind hier, um die Schmach zu rächen, die uns die Chinesen letztes Jahr zugefügt haben. Diesmal wird es kein Scheitern geben. Wir werden die Forts von Dagou nehmen, den Pei-Ho bis Tientsin hinauffahren, und falls nötig auf Peking marschieren. Der chinesische Kaiser wird den Vertrag unterzeichnen, oder wir werden ihn zwingen«.

Montauban wartete höflich das Ende der Rede ab, dann mischte er sich ein.

»Lord Elgin, ich glaube, dass ein Frontalangriff auf die Forts von Dagou ein strategischer Fehler wäre. Die Chinesen haben ihre Verteidigungen verstärkt. Sie erwarten uns. Ich schlage vor, dass wir weiter nördlich in Peh-Tang landen und die Forts von hinten nehmen«.

Die britischen Offiziere wechselten Blicke, in denen ihre Meinung über diese Franzosen zu lesen war, die vorgaben, ihnen Strategiektionen zu erteilen.

Grant beugte sich über die Karte, studierte die Position von Peh-Tang, dann hob er den Kopf.

»General de Montauban, Ihr Vorschlag hat Verdienste. Aber er birgt auch Risiken. Peh-Tang liegt zwanzig Kilometer nördlich. Das bedeutet einen Marsch durch feindliches Territorium, ohne Deckung durch die Marine«.

»Ich weiß. Aber es ist einem Frontalangriff vorzuziehen, der Hunderte von Menschenleben kosten würde«.

Elgin mischte sich ein, seine Stimme von Ungeduld aufgeladen.

»General, wir haben keine Angst vor dem Kampf. Die britische Ehre verlangt, dass wir uns dem Feind dort stellen, wo er uns herausfordert«.

»Ehre verlangt keinen Selbstmord. Ich werde meine Männer nicht opfern, um ein abstraktes Prinzip zu befriedigen«.

Franzosen und Engländer maßen sich mit Blicken, jeder auf seiner Position beharrend. Es war Baron Gros, der die Situation mäßigte.

»Meine Herren, wir sind Verbündete in diesem Unternehmen. Unsere Ziele sind dieselben: China zu zwingen, die Verträge zu respektieren. Die Mittel, um dorthin zu gelangen, können Gegenstand einer vernünftigen Diskussion sein. Ich schlage vor, dass wir die beiden Optionen im Detail studieren, ihre Vor- und Nachteile bewerten und eine gemeinsame Entscheidung auf der Grundlage militärischer Logik treffen statt auf nationalem Stolz«.

Die Gemüter beruhigten sich. Die Diskussion wurde wieder aufgenommen, technischer, weniger leidenschaftlich. Karten wurden ausgebreitet, Berechnungen durchgeführt, Szenarien erwogen.

Nach drei Stunden Debatten wurde ein Kompromiss gefunden. Die alliierten Streitkräfte würden in Peh-Tang landen, wie Montauban es wünschte, aber ein Teil der britischen Flotte würde eine Demonstration vor den Forts von Dagou durchführen, um die Aufmerksamkeit der chinesischen Verteidiger zu binden.

Als die Besprechung endete, ging Montauban mit einem gemischten Gefühl nach draußen. Er hatte in der wesentlichen Frage Recht bekommen, aber zum Preis einer anhaltenden Spannung mit den Briten. Grant hatte ihn mit neuer Kühle angesehen, und Elgin hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, ihm beim Abschied die Hand zu schütteln.

Baron Gros fand ihn einige Augenblicke später, ein enigmatisches Lächeln auf den Lippen.

»Sie haben sich heute Feinde gemacht, mein General«.

»Das ist mir egal. Was zählt, sind meine Männer. Ihr Leben ist mehr wert als die Freundschaft von Lord Elgin«.

»Edles Gefühl. Aber wir werden mit diesen Leuten monatelang leben müssen. Diese Kühle könnte vieles erschweren«.

Montauban zuckte mit den Schultern und fixierte den Hafen von Hongkong, der sich vor ihnen erstreckte, ein menschlicher Ameisenhaufen, in dem sich Chinesen, Europäer, Malaien in einem unaufhörlichen kommerziellen Ballett mischten.

»Die Engländer werden schließlich verstehen, dass ich recht habe. Wenn wir die Forts ohne übermäßige Verluste genommen haben, werden sie ihren Groll vergessen«.

»Vielleicht. Oder vielleicht werden sie versuchen, sich später zu revanchieren, unsere Vorsicht durch übermäßige Kühnheit wettzumachen. Die Briten haben manchmal unvorhersehbare Reaktionen, wenn ihr Stolz verletzt ist«.

Diese prophetischen Worte würden Montauban lange prägen. Aber im Moment hatte er andere Sorgen. Die Vorbereitungen der Landung, die logistische Organisation, die Koordination mit den verschiedenen Armeekorps. Die Zeit der Reflexion war vorbei. Die der Aktion nahte.

Intensive Vorbereitungen begannen schnell. Die französischen Truppen trainierten an den Stränden von Hongkong, simulierten Landungen, testeten ihre Ausrüstung in der erstickenden Hitze und erdrückenden Feuchtigkeit. Viele Soldaten erkrankten,

getroffen von tropischen Fiebern oder Ruhr, die die Reihen ebenso sicher dezimierten wie eine Schlacht.

Sergeant Beaumont nahm mit seiner Sektion an diesen täglichen Übungen teil. Die Rekruten waren während der Überfahrt gereift, ihre Züge hatten jene jugendliche Rundung verloren. Sie waren Männer, oder zumindest das, was dem am nächsten kam.

Eines Abends, als sie an einem Strand bivakierten, versammelte Beaumont seine Sektion.

»Hört mir gut zu, Leute. In einigen Tagen werden wir ernsthaft einschiffen. Wir werden nach Norden fahren, und dort werden wir kämpfen. Es wird nicht wie die Übungen sein. Es wird Blut geben, Angst, Chaos. Einige von euch werden sterben. Das ist die Realität des Krieges, und ich werde euch nicht anlügen und das Gegenteil sagen«.

Die Stille war total. Selbst die Insekten schienen zu warten. Dubois, der Soldat, der so sehr unter der Seekrankheit gelitten hatte, fragte mit zitternder Stimme:

»Sergeant, wie schafft man es, keine Angst zu haben?«

Beaumont musterte ihn, bevor er antwortete.

»Man schafft es nicht. Die Angst ist immer da. Sogar für mich, nach zwanzig Dienstjahren. Sogar für den General. Was zählt, ist nicht, keine Angst zu haben. Es ist, seine Pflicht trotz der Angst zu tun. Auf seinem Posten zu bleiben. Den Kameraden neben einem zu schützen. Das bedeutet es, ein Soldat zu sein«.

»Und wenn wir uns von Angesicht zu Angesicht mit einem Chinesen wiederfinden? Wenn wir ihn töten müssen?«

»Wirst du ihn töten. Denn sonst wird er dich töten. Es gibt keine Gewissensbisse in einer Schlacht. Es gibt nur das Überleben«.

Korporal Leroux, der schweigend zugehört hatte, mischte sich ein.

»Man sagt, dass die Chinesen ihre Gefangenen verstümmeln. Dass sie ihnen den Kopf abschneiden und auf Lanzen pflanzen«.

»Latrinengeschwätz. Die Chinesen sind Menschen wie wir. Sie haben Angst wie wir, sie leiden wie wir, sie sterben wie wir. Entmenscht sie nicht, indem ihr euch Schrecken vorstellt. Das dient nur dazu, unsere eigenen Gräueltaten zu rechtfertigen«.

Das Gespräch driftete zu anderen, leichteren Themen. Die Soldaten sprachen von ihren Familien, ihren Dörfern, von dem, was sie tun würden, wenn sie nach Frankreich zurückkehrten. Beaumont ließ sie träumen, wissend, dass diese Träume manchmal das Einzige waren, was einen Mann in den dunkelsten Momenten am Leben hielt.

Aber nicht alle würden zurückkehren. Einige dieser Gesichter, die er sah, würden bald verschwinden, fortgetragen von einer Kugel, einer Krankheit oder dem grausamen Zufall des Krieges.

Die Abreise fand Anfang Juli statt. Eine imposante Flotte französischer und britischer Schiffe verließ Hongkong in Richtung Norden. Die Truppentransporter wurden von Fregatten eskortiert, ihre Kanonen zum Horizont gerichtet wie ebenso viele Gewaltversprechen.

Auf dem Deck der *Impératrice Eugénie* beobachtete Montauban, wie sich der Hafen entfernte. Delmas stand schweigend an seiner Seite. Zwischen ihnen hatte sich eine neue Komplizenschaft entwickelt, geboren aus jenen nächtlichen Gesprächen, in denen sie ihre Zweifel und Hoffnungen teilten.

»Sind Sie bereit, Hauptmann?«

»So bereit, wie man sein kann, mein General. Ich habe über das nachgedacht, was Sie mir gesagt haben. Über die Natur der Expedition, über das, was uns erwartet. Ich habe versucht, mich mental vorzubereiten«.

»Und?«

»Ich weiß nicht, ob es möglich ist, sich auf bestimmte Dinge vorzubereiten. Es gibt Situationen, in denen alle unsere Prinzipien, alle unsere Überzeugungen auf die Probe gestellt

werden. Ich bete, die Kraft zu haben, dem treu zu bleiben, woran ich glaube«.

»Wir beten alle darum. Aber manchmal verändert uns der Krieg trotz uns. Ich habe gute Männer grausam werden sehen, ehrenhafte Männer Schande begehen. Nicht aus Wahl, sondern weil die Umstände sie dazu getrieben haben. Seien Sie wachsam, Delmas. Bleiben Sie sich Ihrer Handlungen bewusst. Das ist das Einzige, was ich Ihnen raten kann«.

Die Flotte machte Fortschritte nach Norden und folgte der chinesischen Küste. Die Tage folgten einander in wachsender Spannung. Die Soldaten überprüften ihre Waffen, schärfen ihre Bajonette, schrieben vielleicht ihren letzten Brief. Die Atmosphäre war elektrisch, aufgeladen mit jener Erwartung, die den großen Ereignissen vorausgeht.

Am 1. August 1860 erschienen die Küsten von Peh-Tang am Horizont. Ein verlassener Strand, gesäumt von Dünen und Sümpfen. Keine sichtbare Befestigung, kein Zeichen militärischer chinesischer Präsenz. Montaubans Plan schien zu funktionieren.

Die Landung begann im Morgengrauen. Die Schaluppen gingen hin und her zwischen den Schiffen und dem Strand, transportierten Männer, Pferde, Kanonen, Munition, Lebensmittel. Ein komplexes Ballett, mit Präzision von den Marineoffizieren orchestriert. Die Franzosen landeten im Norden, die Briten im Süden, jedes Kontingent markierte sein Territorium.

Montauban war unter den Ersten, die an Land gingen. Seine Stiefel sanken in den nassen Sand, und zum ersten Mal seit Monaten spürte er unter seinen Füßen die Festigkeit eines Bodens, der sich nicht bewegte. Diese vergessene Empfindung erinnerte ihn daran, dass er wieder ein Landsoldat war, dass sein natürliches Element darin bestand, Männer auf einem Schlachtfeld zu befehligen, nicht in der beengten Umgebung eines Schiffes zu leben.

»Etablieren Sie einen Sicherheitsperimeter. Schicken Sie Aufklärer ins Landesinnere. Ich will wissen, ob die Chinesen uns irgendwo erwarten«.

Die folgenden Stunden waren ein Wirbel von Aktivität. Die Truppen entfalteten sich, errichteten ein Lager, gruben Schützengräben. Die Kanonen wurden in Stellung gebracht, ins Landesinnere gerichtet. Eine Verteidigungslinie nahm Gestalt an und verwandelte diesen verlassen Strand in eine befestigte Position.

Der Abend brach an, als die ersten Aufklärer zurückkehrten. Ihr Bericht bestätigte, was Montauban hoffte: Die Chinesen hatten eine Landung an diesem Ort nicht antizipiert. Die Forts von Dagü, etwa zwanzig Kilometer südlich, konzentrierten alle ihre Kräfte.

»Wir haben unseren ersten Vorteil gewonnen. Morgen werden wir unseren Marsch zu den Forts beginnen. Wir werden sie von hinten nehmen und unseren ersten Schritt zum Sieg machen«.

Die Morgendämmerung des 2. August brach in einem dichten Nebel an, der das Lager einhüllte. Die Soldaten entstiegen ihren Zelten, benommen von einer unruhigen Nacht. Die Hitze war trotz der frühen Stunde bereits erdrückend, und die Feuchtigkeit klebte an den Uniformen wie eine zweite Haut.

Der General inspizierte die Truppen mit kritischem Auge. Die Züge waren angespannt, aber entschlossen. Diese Männer, die die halbe Welt durchquert hatten, waren bereit zu kämpfen.

Grant kam zu Pferd, umgeben von seinen Offizieren. Seine Begegnung mit Montauban war höflich, aber kühl. Die beiden Männer grüßten sich steif, wechselten ein paar Worte über das Wetter und die Logistik, dann trennten sie sich, um zu ihren jeweiligen Truppen zurückzukehren.

»Er mag uns immer noch nicht«, bemerkte Delmas, der die Szene miterlebt hatte.

»Egal, ob er mich mag oder nicht. Was zählt, ist, dass er seine Arbeit macht«.

Die Kolonne setzte sich gegen neun Uhr in Bewegung. Zehntausend Franzosen im Norden, zwölftausend Briten im Süden, rückten parallel durch eine Landschaft aus Reisfeldern und verlassenen Dörfern vor. Die chinesischen Bauern waren beim Herannahen der ausländischen Armee geflohen, hatten ihre Häuser, ihre Ernten, manchmal sogar ihr Vieh zurückgelassen.

Die Verlassenheit der Landschaft schuf eine beunruhigende, gespenstische Atmosphäre. Die Soldaten marschierten in relativer Ruhe, nur gestört vom Stampfen der Stiefel, dem Klirren der Waffen, den von Offizieren gerufenen Befehlen. Am Himmel kreisten Raben, schwarze Wächter, die vielleicht das bevorstehende Gemetzel ankündigten.

Sergeant Beaumont marschierte an der Spitze seiner Sektion und musterte den Horizont mit Wachsamkeit. Seine Jahre des Feldzugs in Algerien hatten ihn gelehrt, die Zeichen der Gefahr zu lesen: eine Bewegung im hohen Gras, ein verdächtiges Spiegeln, eine zu tiefe Stille. Im Moment deutete nichts auf feindliche Präsenz hin, aber er blieb auf der Hut.

»Sergeant, warum sind all diese Dörfer leer? Wo sind die Leute hin?«

»Sie sind geflohen. Was Zivilisten tun, wenn zwei Armeen sich auf einen Kampf vorbereiten. Sie wissen, dass nichts Gutes aus unserer Präsenz entstehen wird«.

»Aber wir wollen ihnen nichts Böses. Wir sind wegen ihres Kaisers hier, nicht wegen ihnen«.

»Glaubst du, die Bauern machen diese Unterscheidung? Für sie sind wir ausländische Invasoren. Teufel mit runden Augen, die vom anderen Ende der Welt kommen, um Chaos zu säen. Und weißt du was? Sie haben nicht unrecht«.

Das Gespräch verstummte, als ein Offizier im Galopp die Kolonne entlang ritt und Befehle rief. Der Marsch beschleunigte

sich. Aufklärer hatten Bewegungen chinesischer Truppen einige Kilometer entfernt gesichtet. Der Feind wusste, dass sie da waren.

Der erste Kontakt fand am Nachmittag statt. Die französische Kolonne kam aus einem Wäldchen heraus und fand sich einer Ebene gegenüber, auf der eine chinesische Armee aufgestellt war. Tausende von Soldaten in bunten Uniformen, Banner, die im Wind knatterten, Trommeln, die einen bedrohlichen Rhythmus schlugen.

Montauban hob die Hand, und die ganze Kolonne hielt an. Er untersuchte die feindliche Aufstellung aufmerksam. Die Chinesen waren zahlreich, vielleicht fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann, aber ihre Formation schien desorganisiert. Kompakte Massen von Infanterie, einige Artilleriegeschütze alter Bauart, tatarische Kavallerie an den Flanken.

»Sie wollen uns daran hindern, die Forts zu erreichen. Vergeblicher Versuch. Sie wissen, dass sie verlieren werden«.

»Vielleicht. Aber in die Enge getriebene Männer können gefährlich sein«.

Montauban wandte sich Favier zu.

»Stellen Sie die Artillerie auf diesem Kamm auf. Ich will, dass Sie beginnen, sie zu beschießen, sobald wir in Position sind. Die Infanterie wird in Wellen vorrücken und die Geschlossenheit beibehalten. Kein unnötiges Heldentum«.

Die Befehle wurden übermittelt. Die französische Armee entfaltete sich mit Paradepräzision. Die Kanonen wurden in Stellung gebracht, die Infanteriebataillone bildeten perfekte Linien, die Schützenschwärme nahmen in der Vorhut Position ein.

Auf ihrer Seite blieben die Chinesen bewegungslos, wie versteinert von dieser Demonstration militärischer Disziplin. Ihre Trommeln schlugen weiter, ihre Banner flatterten weiter,

aber man spürte ein Zögern, eine Unsicherheit angesichts dieser Kriegsmaschine, die sich vor ihnen aufbaute.

Baron Gros, der mit den Nichtkombattanten im Hintergrund geblieben war, gesellte sich zu Montauban.

»Mein General, sollten wir vielleicht eine Verhandlung versuchen? Ein unnötiges Blutvergießen vermeiden?«

»Sie haben sich entschieden, uns den Weg zu versperren. Sie kennen die Konsequenzen«.

»Aber denken Sie an die diplomatischen Implikationen. Wenn wir ihre Kapitulation ohne Kampf erreichen können, wird das zukünftige Verhandlungen erleichtern«.

Montauban zögerte. Der Vorschlag machte Sinn. Aber er kannte auch die Risiken einer Verzögerung. Die Chinesen könnten diese Öffnung als Zeichen von Schwäche interpretieren, sich während der Verhandlungen verstärken, einen Überraschungsangriff starten.

»In Ordnung. Schicken Sie einen Gesandten unter weißer Flagge. Lassen Sie ihn sagen, dass wir den Kampf nicht suchen, aber dass wir durchkommen werden, auf die eine oder andere Weise«.

Gros verneigte sich und zog sich zurück, um diese Maßnahme zu organisieren. Ein französischer Offizier, begleitet von einem chinesischen Dolmetscher, der in Hongkong angestellt war, rückte zu den feindlichen Linien vor und trug eine weiße Flagge. Alle folgten dieser Silhouette.

Der Dialog dauerte etwa zehn Minuten. Dann kehrte der Offizier im Galopp zurück, sein Pferd schäumend.

»Mein General, die Chinesen weigern sich zurückzuweichen. Ihr Kommandant sagt, er habe den Befehl erhalten, uns aufzuhalten, und dass er lieber stirbt, als seinem Kaiser ungehorsam zu sein«.

»Er wird sterben. Favier, Sie können beginnen«.

Der Artilleriechef hob seinen Arm, dann senkte er ihn. Die französischen Kanonen donnerten im Einklang, spuckten Feuer

und Rauch. Die Kugeln durchquerten die Luft mit tödlichem Pfeifen und schlugen in die chinesischen Reihen ein.

Das Ergebnis war verheerend. Die kompakten Formationen der feindlichen Infanterie boten perfekte Ziele. Die Kugeln gruben blutige Furchen und mähten Dutzende von Männern bei jedem Einschlag nieder. Die Schreie der Verwundeten stiegen in die heiße Luft, vermischten sich mit dem Donner der Artillerie.

Beaumont, der von seiner Position aus mit seiner Sektion beobachtete, sah zu. Er hatte Schlachten gesehen, er kannte das Grauen des Krieges. Aber in diesem Schauspiel wohnte eine Unbehaglichkeit. Diese Chinesen, die zu Hunderten starben, hatten nicht einmal die Möglichkeit gehabt zu kämpfen. Eine Hinrichtung, keine Schlacht.

»Sergeant«, flüsterte Dubois mit aufgerissenen Augen, »sehen Sie, was wir ihnen antun. Das ist... das ist ein Massaker«.

»Der moderne Krieg. Unsere Kanonen gegen ihre Lanzen. Unsere Technologie gegen ihren Mut. Willkommen in der zivilisierten Welt«.

Die französische Artillerie bombardierte die chinesischen Positionen. Nach fünfzehn Minuten dieser Eisenflut begann die feindliche Armee sich aufzulösen. Gruppen von Soldaten flohen in Unordnung, ließen ihre Waffen und ihre Verwundeten zurück. Die tatarische Kavallerie versuchte eine Attacke auf die linke französische Flanke, wurde aber von den konzentrierten Schüssen der Jäger zu Fuß empfangen. Männer und Pferde stürzten in ein Wirrwarr von Körpern und Schreien.

»Feuer einstellen. Jamin, starten Sie die Verfolgung, aber mit Maßen. Ich will nicht, dass wir uns zerstreuen«.

Die französische Infanterie rückte im Laufschrift vor, das Bajonett auf dem Gewehr. Aber es gab nicht mehr viel zu verfolgen. Die chinesische Armee hatte sich in Luft aufgelöst und hinterließ ein mit Toten und Sterbenden übersätes Feld.

Montauban stieg vom Pferd und ging zwischen den Leichen umher. Die im Tod erstarrten Züge blickten ihn mit verschiedenen Ausdrücken an: Überraschung, Schmerz, Ergebung. Junge Männer zumeist, Bauern, die ihren Dörfern entrissen und in diese Schlacht geworfen wurden, die sie wahrscheinlich nicht verstanden.

Der Hauptmann fand ihn wieder, blass.

»Unsere Verluste sind minimal, mein General. Drei Tote, ein Dutzend Verwundete. Die Chinesen... es müssen mehr als tausend sein«.

»Evakuieren Sie unsere Verwundeten. Für die Chinesen...«.

Montauban zögerte.

»Tun Sie, was Sie können für die Verwundeten. Diejenigen, die gerettet werden können. Die anderen...«.

Man konnte nicht alle retten.

Die Nacht brach über das improvisierte Schlachtfeld herein. Die französischen Ärzte kümmerten sich um die Verwundeten, verabreichten Opium gegen den Schmerz, amputierten zertrümmerte Glieder, nähten klaffende Wunden. Ihre weißen Schürzen waren mit Blut besudelt, ihre Züge von Müdigkeit und Ekel gezeichnet.

Chirurg-Major Renaud arbeitete mit einer mechanischen Effizienz, geboren aus Gewohnheit. Er hatte so viele Wunden gesehen, so viel Leiden, dass er sich einen emotionalen Panzer geschmiedet hatte.

»Hauptmann, kommen Sie, sehen Sie sich etwas an«.

Delmas trat in das schwach von Laternen beleuchtete Zelt. Ein süßlicher Geruch von Blut und verbranntem Fleisch nahm ihm die Kehle. Auf provisorischen Bahren lagen ein Dutzend verwundete chinesische Soldaten.

»Sehen Sie sich diesen an. Ein zertrümmertes Bein, der linke Arm abgerissen. Einige Stunden Leben, höchstens. Aber sehen Sie sein Gesicht. Er lächelt«.

Der Hauptmann stellte mit Erstaunen fest, dass der Mediziner die Wahrheit sagte. Der junge Chinese zeigte trotz der Todesqual ein heiteres Lächeln. Seine Lippen bewegten sich und murmelten unverständliche Worte.

»Was sagt er?«

»Der Dolmetscher hat mir übersetzt. Er rezitiert ein buddhistisches Gebet. Er bereitet sich darauf vor, mit Würde zu sterben«.

Er spürte eine Beklemmung in seiner Brust. Dieser junge Mann, der fern von zu Hause starb, verstümmelt von Waffen, die er nie gesehen hatte, begegnete seinem Schicksal mit mehr Mut als viele Männer, die er gekannt hatte.

»Können wir etwas für ihn tun?«

»Ihn erleichtern. Das ist alles«.

Renaud wartete einen Moment.

»Wissen Sie, Hauptmann, ich habe mein Leben damit verbracht, Soldaten zu behandeln. Franzosen, Araber und jetzt Chinesen. Und ich frage mich manchmal, ob wir nicht alle verrückt sind. Ob all diese Gewalt, all dieses Leiden einen Sinn hat«.

»Der Krieg hat immer existiert. Er wird immer existieren«.

»Was nicht bedeutet, dass er gerecht ist. Oder notwendig«.

Der junge Mann hatte darauf keine Antwort. Er verließ das Zelt und ging im Lager umher, suchte einen ruhigen Ort, um seine Gedanken zu sammeln. Er ließ sich schließlich auf einem Felsen nieder, abseits der Feuer und Gespräche. Der Sternenhimmel erstreckte sich über ihm, immens und gleichgültig gegenüber den menschlichen Tragödien, die sich darunter abspielten.

Er dachte an diesen sterbenden jungen Chinesen, an Louise de Montauban und ihre prophetischen Worte, an seine eigene

Naivität zu glauben, dass ein Krieg sauber und ehrenhaft sein könnte. Er hatte nichts gesehen, das wusste er. Dieses Scharmützel war nur ein Vorspiel. Was sie weiter vorn erwartete, in den Forts von Dagou, in Tientsin und vielleicht in Peking, würde viel schlimmer sein.

Die alliierte Armee setzte ihre Fortschritte fort. Die Chinesen versuchten mehrmals, sie aufzuhalten, starteten Angriffe, die alle mit schweren Verlusten zurückgeschlagen wurden. Franzosen und Briten rückten unaufhaltsam vor, ihre technische Überlegenheit fegte jeglichen Widerstand hinweg.

Am 21. August kamen sie in Sichtweite der Forts. Massive Bauten aus Erde und Stein, bewaffnet mit Kanonen aller Kaliber, verteidigt von Tausenden von Soldaten. Aber die Franzosen nahmen sie von hinten, wie Montauban es vorausgesehen hatte, während die britische Flotte sie von vorn bombardierte.

Die Schlacht war kurz, aber heftig. Die französische Artillerie öffnete Breschen in den Mauern, die Infanterie stürzte hinein. Die Nahkämpfe waren erbittert. Die Chinesen verteidigten sich mit verzweifelter Mut, wissend, dass sie für ihre Ehre und die ihres Kaisers kämpften.

Sergeant Beaumont fand sich im Herzen des Gemetzels wieder, sein Gewehr nutzlos geworden, kämpfte mit Bajonett und Kolbenschlägen. Um ihn herum brüllten seine Männer, schlugen, töteten. Die Zivilisation und ihre Regeln verschwanden in der Raserei des Kampfes. Es gab nur noch das Überleben, den primitiven Instinkt, der einen Menschen antreibt, den anderen zu eliminieren, bevor er eliminiert wird.

Dubois, der Soldat, der so sehr unter der Seekrankheit gelitten hatte, kämpfte mit einer Wut, die man ihm nie zugetraut hätte. Sein Gesicht war mit Blut besudelt, seine Augen glänzten mit einem wilden Schimmer. Er hatte jegliche Unschuld in ein paar Sekunden Kampf verloren.

Als die Forts am späten Nachmittag fielen, war die Bilanz schwer. Auf französischer Seite etwa fünfzig Tote und mehr als zweihundert Verwundete. Auf chinesischer Seite mehrere tausend Tote. Die Überlebenden waren in Richtung Tientsin geflohen, hatten ihre Stellungen, ihre Waffen, ihre Ehre aufgegeben.

Montauban stand auf den eroberten Wällen und fixierte das Schlachtfeld, das sich darunter erstreckte. Leichen übersäten den Boden, Rauch stieg von brennenden Gebäuden auf. Ein Sieg mit bitterem Beigeschmack.

General Grant fand ihn, ein zufriedenes Lächeln auf den Lippen. »Schöner Sieg, Montauban. Ihre Strategie war die richtige. Ich gebe es gerne zu«.

»Danke, General«.

»Jetzt können wir den Pei-Ho bis Tientsin hinauffahren. Der Weg nach Peking ist offen«.

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und besiegelten diesen gemeinsamen Sieg. Aber im Blick Montaubans hätte Grant etwas anderes lesen können als die Befriedigung über die erfüllte Pflicht. Er hätte dort eine Unruhe sehen können, ein Hinterfragen, vielleicht sogar den Beginn von Gewissensbissen.

Aber Grant suchte nicht in den Augen von Männern zu lesen. Ein einfacher Soldat, der die Welt in Begriffen von Siegen und Niederlagen, von Feinden und Verbündeten sah. Die moralischen Nuancen interessierten ihn nicht.

Während das siegreiche Lager die Einnahme der Forts mit zusätzlichen Rumrationen feierte, zog sich Montauban in sein Zelt zurück und schrieb:

»Meine liebe Louise, Wir haben unseren ersten großen Sieg errungen. Die Forts von Dagou sind gefallen, der Weg ins Landesinnere ist offen. Die Männer sind stolz, die Briten respektieren uns wieder. Und doch kann ich nicht umhin, an all diese Chinesen zu denken, die heute gestorben sind. Sie

kämpften für ihr Land, für ihren Kaiser. Sie wussten, dass sie verlieren würden, aber sie kämpften trotzdem. Jeder Sieg lastet ein wenig mehr auf mir. Jeder Tote erinnert mich daran, dass sich hinter unseren edlen Zielen Realitäten verbergen, die ich lieber ignorieren würde. Aber ich bin ein Soldat. Meine Pflicht ist es zu gehorchen, zu siegen, meine Männer zum Erfolg zu führen. Zweifel haben keinen Platz in einem Militärfeldzug. Bete für mich, meine Liebe. Bete, dass ich meine Seele in all diesem Chaos intakt bewahre. Dein Ehemann, der dich liebt und jeden Tag an dich denkt, Charles«.

Er siegelte den Brief, der erst in mehreren Tagen abgehen würde, wenn ein Schiff nach Hongkong zurückkehrte. Bis dahin könnte viel geschehen. Andere Schlachten, andere Tote, andere Siege...

Der Marsch auf Peking

Am nächsten Tag begann die alliierte Flotte, den Pei-Ho hinaufzufahren. Die Transporter machten langsam Fortschritte, eskortiert von Kanonenbooten. Die Ufer des Flusses waren verlassen, die Dörfer aufgegeben. Ein Land der Verwüstung erstreckte sich auf beiden Seiten und zeugte von der Gewalt, die über diese Region hinweggefegt war.

Am 24. August marschierten die alliierten Streitkräfte ohne Widerstand in Tientsin ein. Die Stadt war leer, ihre Bewohner beim Herannahen der ausländischen Barbaren geflohen. Nur einige Greise, zu schwach zum Gehen, und streunende Hunde bevölkerten die Straßen.

Montauban richtete sein Hauptquartier in einer verlassenen Pagode ein. Die Wände waren mit Fresken bedeckt, die Szenen aus der chinesischen Mythologie darstellten, Drachen und Phönixe in leuchtenden Farben. Er betrachtete diese Bilder einer Welt, die so anders war als seine, und versuchte die Mentalität dieses Volkes zu verstehen, das er bekämpfte.

Baron Gros gesellte sich am Abend zu ihm und brachte Neuigkeiten.

»Mein General, chinesische Gesandte haben sich vorgestellt. Sie bitten um Verhandlungen. Der Kaiser ist bereit, über die Ratifizierung des Vertrags zu diskutieren«.

»Wirklich? Nach all diesem Widerstand gibt er nach?«

»Unsere Siege haben ihn überzeugt. Er weiß, dass wir auf Peking marschieren werden, wenn er nicht verhandelt. Und das kann er nicht zulassen. Es wäre eine zu große Demütigung«.

Montauban dachte nach. Die offizielle Mission stand kurz vor der Erfüllung. Der Vertrag würde ratifiziert, die diplomatischen Ziele erreicht. Sie könnten erhobenen Hauptes nach Frankreich zurückkehren, nachdem sie China zur Öffnung für den westlichen Handel gezwungen hatten.

Aber er spürte, dass es nicht so einfach sein würde. Die Briten wollten mehr. Lord Elgin sprach von »zu erteilenden Lektionen«, von »exemplarischen Bestrafungen«. Und Kaiserin Eugénie erwartete ihre Schätze aus dem Orient.

»Beginnen Sie die Verhandlungen, Baron. Aber überstürzen Sie nichts. Wir werden sehen, wohin uns das führt«.

Gros verneigte sich und ging, sich bewusst, dass die wirklichen Entscheidungen anderswo getroffen werden würden, in Besprechungen, zu denen er nicht eingeladen sein würde, zwischen Militärs, die andere Prioritäten hatten als Diplomatie.

Die Verhandlungen gerieten ins Stocken. Die chinesischen Gesandten boten Zugeständnisse an, aber nicht genug nach Ansicht der Briten. Lord Elgin verlangte astronomische finanzielle Reparationen, die Öffnung neuer Häfen, extraterritoriale Privilegien. Baron Gros versuchte, diese Forderungen zu mäßigen, aber seine Stimme wurde von der lautereren der englischen Diplomatie übertönt.

Währenddessen richteten sich die Soldaten in Tientsin ein. Die ersten Bewohner begannen vorsichtig zurückzukehren und

testeten die Absichten dieser Invasoren. Improvisierte Märkte organisierten sich, wo französische und britische Soldaten ihre Güter gegen frische Lebensmittel, Souvenirs, manchmal sogar gegen Gefälligkeiten chinesischer Prostituerter tauschten, die das Elend zu diesem Handel trieb.

Sergeant Beaumont versuchte, die Disziplin in seiner Sektion aufrechtzuerhalten, aber es war eine verlorene Schlacht. Nach Monaten auf See und Wochen des Kampfes wollten die Männer das Leben genießen. Solange es in akzeptablen Grenzen blieb, drückte er ein Auge zu.

Eines Abends, als er seine Runde in den Straßen nahe dem Lager machte, überraschte er drei seiner Männer dabei, wie sie die Tür eines offenbar verlassenen Ladens aufzubrechen versuchten. Er näherte sich drohend.

»Was macht ihr da, ihr Idioten?«

Die drei Soldaten erstarrten, auf frischer Tat ertappt. Frachon, Coulaud und ein dritter, Dambach, die sich einen soliden Ruf als Taugenichtse erworben hatten.

»Sergeant, wir suchten nur...«.

»Ihr suchtet zu stehlen«.

Beaumont ohrfeigte sie der Reihe nach, schallende Ohrfeigen, die in der menschenleeren Straße widerhallten.

»Wie oft muss ich euch wiederholen, dass wir keine Plünderer sind? Dass wir die französische Armee repräsentieren?«

»Aber Sergeant«, protestierte Dambach, »die Engländer tun es doch. Wir haben sie mit Kisten voller Gegenstände ins Lager zurückkommen sehen«.

»Es ist mir scheißegal, was die Engländer tun. Ihr steht unter meinen Befehlen, und meine Befehle sind klar: keine Plünderung. Wenn ich noch einen beim Stehlen erwische, lasse ich ihn öffentlich auspeitschen. Verstanden?«

Sie nickten kleinlaut. Aber Beaumont sah in ihren Augen, dass die Versuchung stark blieb. Die Disziplin bröckelte, Stück für Stück. Und er war sich bewusst, dass er nicht überall sein konnte, um sie aufrechtzuerhalten.

Anfang September verschlechterten sich die Verhandlungen brutal. Die chinesischen Gesandten, von konservativen Elementen des kaiserlichen Hofes gedrängt, verhärteten ihre Positionen. Sie weigerten sich, mehrere britische Forderungen zu erfüllen, und verlangten den Rückzug der alliierten Truppen.

Lord Elgin, wütend, befahl die Verhaftung der Gesandten. Es war ein katastrophaler Fehler. In der folgenden Verwirrung nahmen chinesische Soldaten ebenfalls Diplomaten niedrigen Ranges, Dolmetscher, sogar einen Journalisten der Times fest, der die Expedition begleitete.

Diese Gefangenen wurden von den Chinesen nach Peking gebracht, wo sie in den kaiserlichen Kerkern verschwanden. Mehrere Tage lang gab es keine Nachricht von ihnen. Dann begannen allmählich Gerüchte zu kursieren. Schreckliche Gerüchte, die von Folter, von Verstümmelungen sprachen.

Montauban erfuhr die Nachricht bei einer Dringlichkeitssitzung, die von Grant einberufen wurde. Die englischen Offiziere, mit verschlossenen Gesichtern, sprachen leise. Elgin ging wie ein Raubtier im Käfig auf und ab.

»Diese Rückständigen haben es gewagt, britische Diplomaten gefangen zu nehmen!«, donnerte er. »Verletzung aller internationalen Gesetze! Ein untragbarer Affront!«

»Was schlagen Sie vor?«, fragte Montauban ruhig und kontrastierte mit der umgebenden Hysterie.

Elgin sah ihn an, die Augen vor Wut leuchtend.

»Wir werden auf Peking marschieren. Wir werden unsere Männer befreien. Und wir werden sie bezahlen lassen, diese Chinesen, für ihren Verrat.«

»Ein Marsch auf Peking ist ein riskantes Unternehmen. Wir sind weit von unseren Stützpunkten entfernt, unsere Versorgungslinien sind gedehnt...«.

»Die Risiken sind mir egal!«, unterbrach Elgin. »Unsere Würde wurde beleidigt. Sie wird gerächt, koste es, was es wolle«.

Baron Gros versuchte zu intervenieren.

»Lord Elgin, vielleicht sollten wir zuerst versuchen, die Freilassung dieser Männer durch Verhandlungen zu erreichen...«.

»Verhandlung? Mit diesen Verrätern, die ihre eigenen Versprechen brechen? Niemals!«

Die Besprechung zog sich über mehr als zwei Stunden hin, aber die Entscheidung war in Elgins Geist gefallen. Die alliierten Armeen würden auf Peking marschieren. Sie würden jeden Widerstand zerschmettern. Sie würden die Gefangenen zurückbringen, freiwillig oder mit Gewalt.

Montauban verließ diese Besprechung mit einer Vorahnung. Die Dinge entglitten jeder Kontrolle. Die diplomatische Mission verwandelte sich in eine Strafexpedition. Und er hatte die Intuition, dass das Schlimmste noch bevorstand.

Der Marsch auf Peking begann am 18. September 1860. Zweiundzwanzigtausend Mann, Franzosen und Briten, setzten sich in Richtung der kaiserlichen Hauptstadt in Bewegung. Eine beeindruckende Kolonne, die sich über mehrere Kilometer erstreckte und sich durch die fruchtbaren Ebenen Nordchinas schlängelte.

Delmas ritt neben Montauban und beobachtete die vorbeiziehende Landschaft. Niedergebrannte Dörfer, zertrampelte Felder, Leichen chinesischer Soldaten, die unter der Sonne verwesten. Der Krieg hinterließ seine Spuren auf diesem jahrtausendealten Land.

»Mein General, glauben Sie, dass wir diese Gefangenen lebend finden werden?«

Montauban hielt seinen Blick auf den Horizont gerichtet.

»Ich hoffe es, Hauptmann. Ich hoffe es aufrichtig. Denn wenn sie tot sind, wenn die Chinesen sie gefoltert haben... wird nichts die britische Rache aufhalten können. Und wir werden in diese Gewaltspirale mitgerissen, ob wir wollen oder nicht«.

»Wir könnten uns weigern. Distanz zu den englischen Exzessen wahren«.

»Wir sind Verbündete. Unsere Ehre verpflichtet uns, solidarisch zu bleiben, selbst wenn wir ihre Handlungen missbilligen«.

»Die Ehre...«.

Der Hauptmann schüttelte den Kopf.

»Ich habe das Gefühl, dass dieses Wort seinen Sinn verliert, je weiter wir vorrücken«.

Montauban teilte dieses Gefühl. Die militärische Ehre, die edlen Prinzipien, die schönen Worte von Paris... all das löste sich in der rohen Realität dieser Kampagne auf. Es blieb nur noch die Notwendigkeit vorzurücken, zu siegen, zu überleben.

Und irgendwo vor ihnen, jenseits des Horizonts, wartete Peking mit seinen Mysterien und Gefahren auf sie. Der Sommerpalast, von dem die Missionare so viel sprachen, kam näher. Und mit ihm die Versuchung, die Gier, die Möglichkeit einer Plünderung, die für immer die Geschichte dieser Expedition prägen würde.

Am Morgen des 21. September nahm die alliierte Kolonne nach einer unruhigen Nacht ihren Marsch wieder auf. Die Soldaten hatten auf den Feldern geschlafen, in ihre Mäntel gehüllt, gewiegt von den fremden Geräuschen dieser chinesischen Landschaft: das Quaken der Frösche in den Reisfeldern, das ferne Heulen wilder Hunde, manchmal der Schrei eines Nachtvogels, der einer menschlichen Klage ähnelte.

Beaumont hatte kaum ein Auge zugetan. Er war wach geblieben, rauchte seine Pfeife und beobachtete die Sterne, die hell leuchteten. Neben ihm schnarchten seine Männer, erschöpft vom Gewaltmarsch des Vortages. Dubois stöhnte im Schlaf, verfolgt von Albträumen, die Beaumont sich leicht vorstellen

konnte. Der Junge hatte zum ersten Mal bei der Einnahme der Forts von Dagü getötet, und diese Erfahrung hatte ihn unauslöschlich geprägt.

Als die Morgendämmerung heraufzog, weckte Beaumont seine Sektion mit barschem Befehl. Die Männer entstiegen ihren Decken und brummten, die Glieder steif, die Züge verhärtet. Sie schluckten ein karges Frühstück aus harten Keksen und lauwarmem Kaffee hinunter, dann stellten sie sich in Reihen auf und warteten auf das Signal zum Aufbruch.

Delmas ritt zu Pferd an ihnen vorbei und inspizierte die Truppen mit abwesendem Blick. Auch er hatte schlecht geschlafen, heimgesucht von Gedanken, die ihn quälten. Das Gespräch, das er mit Montauban auf dem Schiff geführt hatte, die prophetischen Worte von Louise – all das vermischte sich in seinem Geist.

»Hauptmann«, sprach ihn Beaumont an, »was ist heute unser Ziel?«

Er hielt sein Pferd an.

»Wir marschieren nach Nordwesten. Es gibt ein befestigtes Dorf etwa fünfzehn Kilometer entfernt. Die Aufklärer berichten, dass sich chinesische Truppen dort verschanzt haben. Wir werden wahrscheinlich den Durchgang erzwingen müssen.«

»Noch mehr Blut. Immer mehr Blut.«

»Das ist Krieg, Sergeant. Sie wissen das so gut wie ich.«

»Ich weiß. Aber es wird deswegen nicht leichter.«

Delmas nickte und zog sich zurück. Er verstand, was Beaumont fühlte. Auch er war dieser unaufhörlichen Kämpfe, dieser Siege mit Aschegeschmack müde. Aber sie hatten keine Wahl. Sie mussten vorrücken, immer vorrücken, bis der chinesische Kaiser kapitulierte oder ihre Kräfte erschöpft waren.

Die Kolonne machte drei Stunden lang Fortschritte durch Landschaften, die zwischen überfluteten Reisfeldern und Hirsefeldern wechselten. Die Hitze war erdrückend, die

Feuchtigkeit sättigte die Luft so sehr, dass man das Gefühl hatte, Wasser zu atmen. Die Uniformen klebten an der Haut, die Tornister wogen immer schwerer auf den ermüdeten Schultern.

Gegen zehn Uhr krachten die ersten Schüsse. Einzelne Schützen, versteckt im hohen Gras, belästigten die Kolonne. Ihre Kugeln pfffen über die Köpfe, verursachten selten Schaden, hielten die Soldaten aber in ständiger Anspannung.

»Schützenschwärme vor!«, brüllte ein Offizier. »Säubert mir dieses Gestrüpp!«

Jäger zu Fuß entfalteten sich in aufgelockerter Ordnung und durchsuchten sorgfältig die verdächtigen Zonen. Von Zeit zu Zeit brach eine Salve aus, gefolgt von einem Schrei. Manchmal war es ein Chinese, der fiel, manchmal ein Franzose. Der Krieg setzte sich fort, unerbittlich, reduzierte die Männer auf Statistiken, auf Zahlen in Militärberichten.

Das befestigte Dorf erschien am frühen Nachmittag. Eine Ansammlung von etwa hundert Häusern, umgeben von einer Mauer aus gestampfter Erde. Chinesische Fahnen wehten auf den Wällen, und man sah Silhouetten von Soldaten, die hin und her gingen.

Montauban ließ die Kolonne einen Kilometer vom Dorf entfernt anhalten und rief seine Offiziere zusammen. Sie versammelten sich um eine auf der Plane eines Wagens ausgelegte Karte und studierten die Topografie des Ortes.

»Klassische Verteidigungsposition. Sie haben den Vorteil des Geländes, solide Mauern, zweifellos Vorräte an Lebensmitteln und Munition. Ein Frontalangriff wäre kostspielig«.

»Wir werden nicht frontal angreifen. Favier, installieren Sie Ihre Artillerie auf diesem Hügel im Osten. Sie werden die Verteidigungen bombardieren. Währenddessen werden Sie, Collineau, das Dorf von Norden her mit Ihrer Brigade umgehen. Wenn die Verteidiger auf unsere Artillerie konzentriert sind, schlagen Sie von hinten zu«.

»Und wenn die Chinesen diese Manöver vorausgesehen haben? Wenn sie uns im Norden erwarten?«

»Wir werden improvisieren. Aber ich bezweifle, dass sie die Mannstärke haben, alle Seiten gleichzeitig zu verteidigen«.

Die Befehle wurden übermittelt. Die französische Armee teilte sich in mehrere Gruppen, jede bewegte sich zu ihrer zugewiesenen Position. Die Soldaten marschierten mit jener Anspannung, die dem Kampf vorausgeht, überprüften ihre Waffen, passten ihre Ausrüstung an, wechselten ein paar leise Worte.

Beaumont versammelte seine Sektion hinter einem Hain verkümmelter Bäume und wiederholte ihnen, was er ihnen bereits mehrfach gesagt hatte.

»Hört mir gut zu. In einer Stunde, vielleicht weniger, werden wir dieses Dorf angreifen. Einige von euch werden sterben. Andere werden verwundet. Ich werde euch nicht anlügen und das Gegenteil behaupten«.

Er ließ seine Worte wirken und untersuchte die Gesichter, die sich verkrampften, die Kiefer, die sich zusammenpressten.

»Aber wenn ihr zusammenbleibt, wenn ihr euch gegenseitig unterstützt, wenn ihr den Befehlen ohne zu zögern gehorcht, habt ihr eine Chance. Eine gute Chance. Wir sind die besten Soldaten der Welt. Vergesst das niemals«.

Die französische Artillerie eröffnete das Feuer um genau vierzehn Uhr. Die Kanonen donnerten in einem ohrenbetäubenden Konzert, spuckten ihre Eisenkugeln gegen die Mauern des Dorfes. Das Ergebnis war sofort. Ganze Mauerabschnitte stürzten in Staubwolken ein, Dächer flogen davon, Brände brachen hier und dort aus.

Von seiner Position aus beobachtete Montauban das Bombardement mit gemischten Gefühlen aus Befriedigung und Unbehagen. Eine Demonstration erdrückender Macht, aber sie erinnerte ihn auch daran, wie unpersönlich der moderne Krieg

geworden war. Die Männer starben aus der Distanz, getötet von Geschossen, die von Artilleristen abgefeuert wurden, die sie nie sehen, deren Namen nie kennen, die niemals das Gewicht ihres Todes tragen würden.

»Mein General, die Brigade Collineau ist in Position. Sie wartet auf Ihr Signal zum Angriff«.

»Sie soll zehn Minuten warten. Ich will, dass die Chinesen völlig desorientiert sind, bevor wir den Sturm starten«.

Diese zehn Minuten verstrichen im kontinuierlichen Krachen der Artillerie. Die französischen Kanonen feuerten mit der Regelmäßigkeit eines Metronoms und zerstörten die feindlichen Verteidigungen. Im Dorf stellte man sich die Panik vor, den Terror, die Verwundeten, die schrien, die Toten, die sich stapelten.

Montauban gab das Signal. Eine Fahne schwenkte auf dem Hügel, und die Brigade Collineau stürmte los. Fünftausend Mann tauchten schreiend aus dem Norden auf und stürzten sich auf die in den Mauern geöffneten Breschen.

Der chinesische Widerstand war kurz, aber intensiv. Die Verteidiger, vom Bombardement benommen, versuchten die Angreifer mit verzweifelter Tapferkeit zurückzuschlagen. Nahkämpfe brachen in den engen Gassen aus, brutal und ohne Gnade.

Beaumont und seine Sektion waren Teil der zweiten Angriffswelle. Sie entdeckten ein Bild der Verwüstung. Verstümmelte Leichen säumten die Straßen, Häuser brannten, Verwundete krochen stöhnend umher.

»Vorwärts!«, brüllte Beaumont. »Bleibt nicht stehen, rückt weiter vor!«

Sie machten im brennenden Dorf Fortschritte und drängten die letzten Widerstandsnester zurück. Dubois schoss auf einen chinesischen Soldaten, der auf ihn zustürmte, und traf ihn mitten in die Brust. Der Mann brach zusammen, spuckte Blut, seine

aufgerissenen Augen fixierten den Himmel mit einem Ausdruck gefrorener Überraschung.

Der junge Franzose blieb versteinert stehen und betrachtete den Mann, den er gerade getötet hatte. Beaumont ohrfeigte ihn gewaltsam.

»Keine Zeit dafür! Lad dein Gewehr nach und rück vor!«

Dubois gehorchte mechanisch, aber sein Gesicht war leichenblass geworden. Etwas war gerade in ihm zerbrochen, etwas, das sich nie wieder reparieren würde.

Der Kampf war kurz. Als die Stille zurückkehrte, war das Dorf erobert. Die überlebenden Chinesen waren nach Westen geflohen und hatten ihre Verwundeten und Toten zurückgelassen. Die Franzosen zählten ihre Verluste: fünfzehn Tote, etwa vierzig Verwundete. Die Chinesen hatten fast dreihundert Leichen hinterlassen.

Montauban ritt zu Pferd ins Dorf ein, eskortiert von seinem Stab. Um ihn herum durchsuchten die Soldaten die verlassenen Häuser auf der Suche nach Essen, Wasser, manchmal Wertgegenständen.

»Beendet die Plünderung. Ich will strikte Disziplin. Diese Leute werden vielleicht zurückkommen, wenn wir weg sind. Sie sollen nicht den Eindruck haben, dass wir Wilde sind.«

Jamin entfernte sich, um den Befehl zu übermitteln, aber Montauban wusste, dass seine Macht begrenzt war. Plünderung war so alt wie der Krieg selbst. Man konnte sie eindämmen, nicht verhindern. Die Soldaten nahmen, was sie wollten, rechtfertigten ihre Taten durch die Gefahren, denen sie sich stellten, durch die Ferne von zu Hause, durch die Gewissheit, dass niemand sie wirklich bestrafen würde.

In einem Innenhof hatte Chirurg-Major Renaud seine Hilfsstation eingerichtet. Verwundete lagen auf Matten und warteten auf ihre Reihe. Einige schrien vor Schmerz, andere

blieben ruhig, der Blick leer. Renaud ging von einem zum anderen und spendete seine Pflege.

»Mein General, wir haben ein Problem. Mehrere unserer Verwundeten wurden von vergifteten Waffen getroffen. Pfeile, die in irgendeine Substanz getaucht wurden. Die Wunden infizieren sich mit erschreckender Geschwindigkeit«.

»Können Sie sie retten?«

»Vielleicht. Wenn wir unverzüglich amputieren, bevor sich das Gift im ganzen Organismus ausbreitet. Aber es wird schmerzhaft sein, und mir fehlt Opium, um sie einzuschläfern«.

»Tun Sie, was Sie können. Das sind unsere Männer«.

Renaud nickte und kehrte zu seiner blutigen Arbeit zurück. Montauban entfernte sich, konnte die Schreie der Amputierten nicht länger ertragen. Er hatte Armeen befehligt, Siege errungen, Auszeichnungen erhalten. Aber diese Schreie verstümmelter Männer verfolgten ihn mehr als jede Schlacht.

Die Nacht brach über das eroberte Dorf herein. Die französischen Soldaten richteten ihr Lager in den Ruinen ein und zündeten Feuer an, um sich zu wärmen. Die Atmosphäre war eigenartig, eine Mischung aus Erleichterung, überlebt zu haben, und Unbehagen angesichts der Zerstörung, die sie verursacht hatten.

Beaumont setzte sich mit seinen Männern um ein Feuer und teilte eine Ration Rindfleisch aus der Konserve, die einen wenig appetitlichen metallischen Geschmack hatte. Niemand sprach. Die Soldaten aßen geräuschlos, verloren in ihren Gedanken.

Es war Leroux, der diese bedrückende Stille brach.

»Sergeant, haben Sie schon mal einen Mann aus der Nähe getötet? Ich meine, während Sie ihn ansahen?«

Beaumont setzte seine Mahlzeit fort, ohne sofort zu antworten. Eine Frage, die ihm im Laufe der Jahre Dutzende Male gestellt worden war, und er hatte nie eine befriedigende Antwort gefunden.

»Ja. In Algerien. Ein Rebell, der mich in einer Oase überrascht hatte. Wir kämpften, was mir wie eine Ewigkeit vorkam. Ich stieß ihm schließlich mein Messer in die Kehle. Ich spürte, wie sein warmes Blut über meine Hände floss. Ich sah das Licht in seinen Augen erlöschen«.

»Und wie... wie haben Sie es geschafft weiterzumachen? Mit dieser Erinnerung zu leben?«

»Man hat keine Wahl. Man macht weiter, weil man weitermachen muss. Man trinkt etwas mehr als angemessen, man versucht nicht zu viel darüber nachzudenken, man konzentriert sich auf die Kameraden, die am Leben sind«.

Er wartete einen Moment.

»Und dann wird die Erinnerung mit der Zeit weniger lebhaft. Nicht dass man vergisst, nein. Man vergisst nie. Aber es tut weniger weh«.

Dubois, der sein Essen kaum angerührt hatte, mischte sich mit erstickter Stimme ein.

»Ich habe ihn heute getötet. Diesen Chinesen. Ich sah ihn sterben. Und ich kann nicht umhin mich zu fragen, wer er war. Ob er eine Familie hatte. Kinder, die irgendwo auf ihn warten, die nie erfahren werden, was mit ihm passiert ist«.

»Tu das nicht. Füge dir diese Qual nicht zu. Du hast getan, was du tun musstest. Du hast dein Leben und das deiner Kameraden verteidigt. Das ist alles, was zählt«.

»Aber er war ein Mensch, Sergeant. Ein menschliches Wesen wie wir. Er hatte uns nichts getan«.

»Er trug eine feindliche Uniform. Er verteidigte eine Position, die wir angreifen mussten. Das ist ausreichend. Krieg ist keine persönliche Angelegenheit, Dubois. Es ist eine Angelegenheit von Staaten, von Politik, von Dingen, die uns alle übersteigen«.

Der junge Soldat schüttelte verneinend den Kopf, wenig überzeugt. Er stand auf und entfernte sich vom Feuer auf der

Suche nach Einsamkeit. Beaumont ließ ihn gehen, wissend, dass jeder sich seinen Dämonen auf seine Weise stellen musste.

Dambach, der dem Austausch zugehört hatte, spuckte ins Feuer.

»All das wofür? Um die Chinesen zu zwingen, unsere Waren zu kaufen? Damit sich die Kaufleute bereichern, während wir hier sterben?«

»Vorsicht, Dambach. Diese Art von Gerede kann dich vor ein Kriegsgericht bringen.«

»Das ist mir egal. Ich sage, was alle denken. Diese Expedition ergibt keinen Sinn. Wir töten Menschen, die uns nichts getan haben, wir zerstören Dörfer, wir verbrennen Ernten. Und wofür? Für die Ehre des Kaiserreichs?«

Beaumont blieb stumm. Er teilte diese Zweifel. Aber er war Sergeant, er musste die Disziplin aufrechterhalten, die Moral bewahren. Er schluckte seine eigenen Fragen hinunter und zwang sich zu lächeln.

»Dieser Krieg wird einen Sinn haben, wenn wir nach Frankreich zurückkehren, bedeckt mit Ruhm, mit Geld in den Taschen und Medaillen auf der Brust. Das zählt, Leute. Nicht die Philosophie. Die Belohnung.«

Aber seine Worte klangen falsch, selbst in seinen eigenen Ohren.

Der Sommerpalast

Währenddessen, in einem verlassenen Haus, das in ein provisorisches Hauptquartier umgewandelt worden war, leitete Montauban eine Besprechung mit seinen Hauptoffizieren. General Grant war ebenfalls anwesend, sowie Lord Elgin und Baron Gros. Die Atmosphäre war angespannt.

»Meine Herren«, begann Elgin und ging durch den Raum, »wir haben Nachrichten von unseren Gefangenen erhalten. Schreckliche Nachrichten.«

Er hielt an und wandte sich der Versammlung zu, seine Züge vor Emotion verkrampft.

»Achtzehn unserer Männer sind tot. Tot in chinesischen Kerkern, nachdem sie auf die barbarischste Weise gefoltert wurden. Ihre Körper wurden verstümmelt, entstellt gefunden. Einige waren in unmöglichen Positionen gefesselt worden, bis ihre Glieder brachen. Andere waren Wasser und Nahrung entzogen worden, bis sie vor Durst starben«.

Ein entsetztes Schweigen folgte diesen Enthüllungen. Selbst die härtesten französischen Offiziere erblassten bei der Aufzählung dieser Gräueltaten.

»Inakzeptabel. Verletzung aller Kriegsgesetze, aller Konventionen zwischen zivilisierten Nationen. Die Chinesen müssen für diese Verbrechen bezahlen. Sie müssen auf exemplarische Weise bestraft werden«.

»Was schlagen Sie vor?«

»Ich schlage vor, dass wir etwas zerstören, das ihnen kostbar ist. Etwas, das ihnen verständlich macht, dass man britische Gesandte nicht auf diese Weise behandelt«.

»Sie sprechen vom Sommerpalast?«

Elgin wandte sich dem Franzosen zu, der Blick unnachgiebig.

»Der Sommerpalast ist der Lieblingsresidenzort des Kaisers. Dort bewahrt er seine wertvollsten Schätze, seine seltensten Kunstobjekte. Seine Zerstörung wäre ein heftiger Schlag für das kaiserliche Prestige«.

»Es wäre auch ein beispielloser Akt kulturellen Vandalismus«, wandte Gros ein. »Sie sprechen davon, Jahrhunderte von Kunst und Zivilisation zu zerstören. Unersetzliche Werke«.

»Ich spreche von Gerechtigkeit, Baron Gros. Von Rache für zu Tode gefolterte Männer. Ihre Skrupel wiegen wenig angesichts dieser Gräueltaten«.

Der Baron wandte sich an Montauban und suchte Unterstützung. Aber der französische General blieb schweigend, das Gesicht verschlossen. Er dachte über die Situation nach, wog die verschiedenen Optionen ab.

»Mein General, Sie können das nicht billigen. Frankreich hat immer die Künste, die Kultur, die Bewahrung des Erbes der Menschheit verteidigt. Wir können uns nicht an der absichtlichen Zerstörung eines historischen Denkmals beteiligen«.

»Die Chinesen haben Diplomaten zu Tode gefoltert. Diese Tatsache verlangt eine Antwort«.

»Aber nicht diese! Nicht die wertlose Zerstörung! Es gibt andere Mittel, die Verantwortlichen zu bestrafen, sie für ihre Verbrechen zahlen zu lassen«.

»Welche?«, fragte Elgin verächtlich. »Eine Geldstrafe? Eine zusätzliche Klausel im Vertrag? Die Chinesen machen sich über diese Strafen lustig. Sie verstehen nur Gewalt, die Demonstration von Macht«.

Grant, der bisher geschwiegen hatte, mischte sich ein.

»Lord Elgin hat recht. Unsere Männer wurden massakriert. Wir müssen antworten. Die Frage ist nicht, ob wir handeln sollen, sondern wie und mit welchem Ausmaß«.

Die Diskussion setzte sich etwa zwanzig Minuten fort und stellte diejenigen gegenüber, die eine eklatante Rache wollten, und jene, die für Mäßigung plädierten. Keine formelle Entscheidung wurde getroffen. Elgin erklärte, er werde London konsultieren, Montauban versprach, sich an Paris zu wenden. Aber alle wussten, dass die Kommunikation Monate dauerte und dass die Entscheidungen vor Ort getroffen werden würden, von Männern, die keine Zeit hatten, auf Anweisungen zu warten, die von so weit her kamen.

Als die Besprechung endete und die Teilnehmer sich zerstreuten, hielt Montauban Delmas zurück.

»Hauptmann, was denken Sie? Ehrlich«.

Delmas zögerte. Die Frage war eine Falle. Die Wahrheit zu sagen riskierte, seine Karriere zu gefährden. Aber zu lügen würde die Werte verraten, die er zu bewahren versuchte.

»Ich denke, mein General, dass wir uns auf einem gefährlichen Abhang befinden. Dass jeder Gewaltakt einen anderen hervorruft. Dass, wenn wir diesen Palast zerstören, wir eine Linie überschreiten werden, die wir nicht wieder zurück können«.

»Und wenn wir ihn nicht zerstören? Wenn wir die Briten ihn allein zerstören lassen?«

»Wir werden uns zumindest im Spiegel ansehen können, ohne zu viel Scham. Wir werden nicht Komplizen dieser Tat sein«.

»Sie sind ein Idealist. Das ist bewundernswert. Aber Idealismus überlebt nicht den Krieg. Früher oder später werden Sie Kompromisse machen müssen. Alle tun es«.

»Nicht Sie. Sie haben Werte, die diese Eventualitäten transzendieren«.

»Ich bin ein Mann, der gehorcht. Das ist ein Unterschied«.

Der Offizier salutierte und ging, ließ Montauban allein mit seinen Gedanken. Der General setzte sich auf einen Hocker. Er dachte an Louise, an seine Töchter, an Paris, das einer anderen Welt anzugehören schien. Er dachte an diese achtzehn zu Tode gefolterten Männer, an ihr Leiden, an ihre Familien, die bald die schreckliche Nachricht erhalten würden. Er dachte auch an diesen mysteriösen Palast, von dem alle sprachen, an diese Schätze, die so viel Begehrlichkeiten weckten.

Und er fragte sich zum hundertsten Mal, wie er hierher gekommen war. Wie ein Mann, der sich für ehrenhaft hielt, der sein Leben dem Dienst an Frankreich gewidmet hatte, Komplize von Taten werden konnte, die er missbilligte.

In den folgenden Tagen setzte die alliierte Armee ihre Fortschritte in Richtung Peking fort. Weitere Dörfer wurden eingenommen, weitere Schlachten geschlagen. Die Siege häuften sich, aber die menschlichen Kosten stiegen ebenfalls. Jeden Tag

brachte seine Quote an Toten und Verwundeten, an Soldaten, die von Marsch und Hitze erschöpft waren, an Kranken, die von tropischen Krankheiten niedergestreckt wurden.

Die Moral der Truppen verschlechterte sich rapide.

In seiner Sektion tat Beaumont sein Bestes, um den Zusammenhalt aufrechtzuerhalten. Er organisierte abends Kartenspiele, erzählte Geschichten von seinen vergangenen Feldzügen, verteilte seinen eigenen Tabak, wenn die Versorgung sich verzögerte. Aber die Disziplin bröckelte.

Dubois war wortkarg geworden. Er erfüllte seine Aufgaben mechanisch, aber sein Blick war leer, verloren in Gedanken, die niemand erreichen konnte. Beaumont machte sich Sorgen um ihn. Er hatte andere Soldaten so in eine Melancholie versinken sehen, die sie zur Fahnenflucht oder schlimmer, zum Selbstmord führen konnte.

Dambach hingegen war zynisch und verbittert geworden. Er kritisierte offen die Offiziere, stellte Befehle in Frage, ermutigte zu Plünderung und grundloser Gewalt. Ein Störellement, das Beaumont ständig überwachen musste.

Eines Abends, als die Sektion in der Nähe eines Baches biwakierte, nahm Beaumont Dambach beiseite.

»Du wirst dich beruhigen. Deine Kommentare demoralisieren die anderen. Wenn du weitermachst, lasse ich dich in Eisen legen«.

»Aus welchem Grund? Weil ich die Wahrheit gesagt habe?«

»Wegen Insubordination. Wegen Beeinträchtigung der Truppenmoral. Wähl die Formulierung, die du bevorzugst. Das Ergebnis wird dasselbe sein: Du wirst bestraft«.

Dambach spuckte verächtlich zu Boden.

»Ihr seid alle gleich, ihr Unteroffiziere. Immer die Stiefel der Offiziere lecken. Nie an die Männer denken, die ihr befehligt«.

Beaumont packte Dambach am Kragen und drückte ihn gegen einen Baum.

»Hör mir gut zu, kleiner Scheißer. Ich habe Dinge gesehen, die du dir nicht einmal vorstellen kannst. Ich habe mehr Kameraden begraben, als du je gekannt hast. Und wenn ich da bin, wenn ich Sergeant bin, dann weil ich mich um meine Männer kümmerge. Weil ich alles in meiner Macht Stehende tue, damit sie lebend nach Frankreich zurückkehren«.

»Indem du sie in nutzlose Schlachten zum Sterben schickst?«

»Indem ich sie diszipliniert, organisiert, zusammengeschießt halte. Denn in diesem Krieg ist das das Einzige, was sie retten kann. Nicht deine Klagen, nicht deine Kritik. Disziplin und Solidarität«.

Er ließ Dambach los, der sich zurückzog und Beleidigungen murmelte. Beaumont hatte den Soldaten nicht überzeugt. Aber vielleicht hatte er ihn zum Nachdenken gebracht, zumindest für den Moment.

Der 6. Oktober 1860 war ein Datum, das in der Geschichte dieser Kampagne eingraviert bleiben würde. An diesem Tag erreichten die alliierten Armeen die Umgebung von Peking. Die kaiserliche Hauptstadt erhob sich vor ihnen, ihre imposanten Mauern zeichneten sich gegen den Horizont ab, ihre glasierten Ziegeldächer glänzten in der Sonne.

Aber es war nicht die Stadt, die die Briten interessierte. Es war das, was sich etwa zehn Kilometer nordwestlich befand: der Sommerpalast, dieser berühmte Yuen-Ming-Yuen, von dem alle sprachen.

Aufklärer hatten die Orte erkundet und waren mit enthusiastischen Beschreibungen zurückgekehrt. Riesige Gärten, Hunderte von Pavillons, künstliche Seen, Marmorbrücken. Und vor allem, so hieß es, unschätzbare Schätze, über Jahrhunderte von den chinesischen Kaisern angesammelt.

Kaiser Hien-Fung war einige Tage zuvor aus Peking geflohen und hatte einen Teil seines Hofes nach Jehol, seiner Sommerresidenz in der Mandschurei, mitgenommen. Der Sommerpalast war quasi verlassen, nur von einigen Eunuchen und Dienern bewacht, die keinen Widerstand leisten würden.

Lord Elgin berief eine Besprechung ein. Im Zelt des britischen Kommandos waren alle höheren Offiziere versammelt. Die Atmosphäre war elektrisch, aufgeladen mit einer Aufregung, die an die von Goldsuchern vor einem Ansturm erinnerte.

»Meine Herren, wir werden den Sommerpalast besetzen. Wir werden die Orte sichern und inventarisieren, was sich dort befindet. Dann werden wir über die Fortsetzung entscheiden«.

»Was meinen Sie mit ›der Fortsetzung?«, fragte Baron Gros misstrauisch.

»Ich meine, dass wir alle Optionen prüfen werden. Einschließlich derjenigen einer vollständigen Zerstörung«.

»Nein!«, rief Gros aus und stand abrupt auf. »Ich werde mich mit all meinen Kräften dagegen wehren! Sie können ein solches Denkmal nicht zerstören! Das ist... das ist Barbarei!«

»Das ist Gerechtigkeit. Unsere Männer wurden gefoltert. Ihr Tod muss gerächt werden«.

Montauban mischte sich ein und versuchte, die Lage zu beruhigen.

»Meine Herren, überstürzen wir nichts. Gehen wir zuerst diesen Palast mit eigenen Augen ansehen. Dann treffen wir eine informierte Entscheidung, in Absprache mit unseren jeweiligen Regierungen«.

»Unsere Regierungen sind Monate von hier entfernt. Wir müssen handeln, mit den Informationen, die wir haben«.

»Gerade deshalb müssen wir vorsichtig sein. Eine überstürzt getroffene Entscheidung könnte Konsequenzen haben, die wir nicht abschätzen«.

Die Diskussion drehte sich im Kreis, ohne dass ein Konsens entstand. Es wurde entschieden, dass die französischen und britischen Truppen am nächsten Morgen gemeinsam zum Sommerpalast gehen würden für eine Erkundung in Stärke. Was dann geschehen würde, würde davon abhängen, was sie dort finden würden.

In dieser Nacht schliefen wenige im alliierten Lager. Die Soldaten flüsterten miteinander und spekulierten über die Reichtümer, die sie erwarteten. Einige sprachen von grüner Jade, von massivem Gold, von alten Porzellan im Wert von Vermögen. Andere erwähnten magische Objekte, Talismane mit mysteriösen Kräften. Die Vorstellungskraft entflammte, angefeuert von Monaten der Entbehrungen und Gefahren.

Beaumont hörte diesen Gesprächen zu. Er spürte, dass schwerwiegende Dinge geschehen würden, dass die Ereignisse jeder Kontrolle entglitten. Er hatte lange genug gelebt, um diese Momente zu erkennen, in denen die Geschichte kippt, in denen gewöhnliche Männer außergewöhnliche Taten begehen, im guten oder im schlechten Sinne.

»Sergeant, stimmt es, dass es dort Gold gibt? Dass wir uns bedienen können?«

»Ich weiß nicht, was es dort gibt. Und selbst wenn es Gold gibt, gehört es nicht uns. Es gehört dem Kaiser von China«.

»Dem Kaiser, der unsere Gefangenen gefoltert hat? Der uns grundlos Krieg gemacht hat?«

»Selbst ihm. Stehlen bleibt Stehlen, egal welche Rechtfertigung man sich gibt«.

»Aber wenn die Offiziere es uns erlauben? Wenn es als Kriegsbeute betrachtet wird?«

Beaumont seufzte.

»Wenn die Offiziere es erlauben, werdet ihr eurem Gewissen folgen müssen. Aber ich werde nichts nehmen. Nicht einen Sou,

nicht ein Objekt. Ich werde mit leeren Händen nach Frankreich zurückkehren«.

Die Männer senkten die Augen, unwohl. Sie respektierten Beaumont, und seine Worte hatten Gewicht. Aber die Versuchung würde stark sein, das wussten sie. Sehr stark.

Die Morgendämmerung des 6. Oktober 1860 brach in einem goldenen Nebel an, der die chinesische Landschaft in eine unwirkliche Schönheit hüllte. Die alliierten Armeen setzten sich gegen zehn Uhr in Marsch und folgten der Straße, die nach Nordwesten von Peking führte. Eine beeindruckende Kolonne: zwanzigtausend Mann, Franzosen und Briten vermischt, rückten in einer Ordnung vor, die mehr an eine Prozession als an eine militärische Formation erinnerte.

Montauban ritt an der Spitze mit Grant, Elgin und Baron Gros. Niemand sprach. Jeder war in seinen Gedanken verloren und antizipierte, was sie entdecken würden.

Sie durchquerten zuerst verlassene Dörfer, dann kultivierte Felder, die sich selbst überlassen waren. Der Krieg hatte die Region ihrer Bewohner geleert und eine einst prosperierende Landschaft in eine Art gespenstisches Niemandsland verwandelt.

Gegen Mittag erblickten sie die ersten Gebäude des Sommerpalastes. Elegante Strukturen mit geschwungenen Dächern, umgeben von sorgfältig gepflegten Gärten. Hundertjährige Kiefern standen Wache, ihre verdrehten Äste schufen komplexe Schatten auf dem Boden.

Je weiter sie vorrückten, desto beeindruckender wurde das Schauspiel. Der Sommerpalast war nicht ein einziges Gebäude, sondern ein gigantischer Komplex, der sich über mehrere Quadratkilometer erstreckte. Pavillons, Tempel, Galerien, Brücken, Kioske folgten einander in einer architektonischen Harmonie, die von Jahrhunderten der Verfeinerung zeugte.

»Mein Gott«, murmelte Baron Gros, »das ist wunderschön. Wirklich wunderschön«.

Selbst Elgin schien beeindruckt, obwohl er sich bemühte, nichts anmerken zu lassen. Grant, pragmatischer, studierte die Orte mit militärischem Auge und suchte strategische Positionen, eventuelle Verteidigungspunkte.

Sie kamen vor dem Hauptpalast an, demjenigen, in dem der Kaiser gewöhnlich residierte. Ein majestätisches Bauwerk von nüchterner Eleganz, umgeben von einem mit weißem Marmor gepflasterten Hof. Die Türen standen weit offen, als ob man sie einlud einzutreten.

Montauban stieg vom Pferd und trat vor. Seine Stiefel hallten auf dem Marmor wider und erzeugten ein Echo, das sich unendlich zu wiederholen schien. Er überschritt die Schwelle und fand sich in einem riesigen Saal wieder, dessen Pracht ihm den Atem raubte.

Rot und gold lackierte Säulen stützten eine mit Drachen verzierte Decke. Seidenparavente schmückten die Wände und stellten Szenen aus der chinesischen Mythologie in Farben von verblüffender Lebendigkeit dar. Porzellanvasen, mehrere Meter hoch, waren symmetrisch entlang der Wände aufgestellt. Tische aus kostbarem Holz trugen unzählige Kunstobjekte: Jade, Bronze, Bergkristall, geschnitzte Elfenbeine.

Ein Museum, eine Sammlung, die von Kaisern angehäuft worden war, die aus Schönheit eine Obsession gemacht hatten. Jedes Objekt war mit Sorgfalt ausgewählt, mit Kunst angeordnet, mit Hingabe bewahrt worden.

Der Hauptmann, der Montauban gefolgt war, blieb wie erstarrt stehen, unfähig seine Aufmerksamkeit von diesem Schauspiel loszureißen.

»Mein Generak«, flüsterte er, »das ist unglaublich. Ich habe nie etwas Vergleichbares gesehen, nicht einmal im Louvre«.

»Ich auch nicht, Delmas. Ich auch nicht«.

Andere Offiziere traten ein, dann Soldaten. Bald füllte sich der Saal mit französischen und britischen Uniformen, die gewaltsam

mit der zarten Harmonie der Orte kontrastierten. Die Männer gingen auf Zehenspitzen, wie in einer Kirche, eingeschüchtert von so viel Schönheit.

Baron Gros fand Montauban wieder, Tränen in den Augen.

»Mein General, sehen Sie, was ich sehe? Das ist kein Palast. Das ist ein Schatz der Menschheit. Wenn wir ihn zerstören, wenn wir ihn plündern, begehen wir ein Verbrechen, das für immer unsere Ehre beflecken wird«.

Montauban sah sich weiter um und versuchte, die Herrlichkeit des Ortes zu absorbieren. Er dachte an Kaiserin Eugénie, an ihre verhüllte Bitte, Kunstobjekte mitzubringen. Er dachte an die Soldaten, die draußen warteten, ausgehungert nach Belohnungen nach so vielen Opfern. Er dachte an Elgin und seinen Wunsch nach Rache.

Und er verstand, dass er an einem Scheideweg der Geschichte stand. Dass das, was in den nächsten Stunden entschieden werden würde, über Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte Auswirkungen haben würde.

»Baron Gros, ich teile Ihre Gefühle. Aber ich fürchte, dass wir nicht mehr Herren der Ereignisse sind. Kräfte, die mächtiger sind als wir, sind hier am Werk. Die Rache, die Gier, der kaiserliche Ehrgeiz. All das konvergiert auf diesen Ort, und ich weiß nicht, ob wir verhindern können, was geschehen muss«.

»Sie sind der Kommandant der französischen Streitkräfte. Sie haben die Macht abzulehnen«.

»Ich habe die Macht zu gehorchen. Das ist etwas anderes«.

Draußen begannen die Soldaten, die anderen Gebäude des Komplexes zu erkunden. Sie entdeckten Saal um Saal, Pavillon um Pavillon. Bibliotheken mit Tausenden alter Manuskripte. Kunstgalerien, die Gemälde chinesischer Meister ausstellten. Schatzkammern, in denen sich Gold- und Silberbarren stapelten. Die Aufregung stieg. Die Stimmen wurden lauter, die Gesten weniger respektvoll. Jemand stieß eine Vase um, die mit einem

kristallinen Geräusch zerbrach. Es war wie ein Signal. Plötzlich zersprang die Zurückhaltung.

Die Soldaten stürzten in die Säle, bemächtigten sich alles, was glänzte, alles, was wertvoll schien. Die Briten waren am aggressivsten, ihre Kolonialtruppen insbesondere, aber die Franzosen zögerten nicht lange zu folgen. Die minutiöse Ordnung der Sammlungen widerstand dem Ansturm dieser Männer nicht, die darin eine Gelegenheit zu Reichtum sahen, die sie nie wiederfinden würden.

Beaumont, der mit seiner Sektion im Haupthof geblieben war, sah den Beginn der Plünderung mit Entsetzen.

»Nein!«, brüllte er. »Ihr habt kein Recht! Das ist Diebstahl!«

Aber seine Stimme verlor sich im Tumult. Die Männer hörten nicht mehr auf ihn. Selbst die seiner eigenen Sektion zögerten, sahen ihre Kameraden sich mit Beute vollstopfen und fragten sich, warum sie mit leeren Händen bleiben sollten.

Dubois näherte sich Beaumont, das Gesicht gequält.

»Sergeant, was machen wir?«

»Wir machen nichts. Wir nehmen nichts. Wir bewahren unsere Würde, auch wenn niemand sonst sie bewahrt.«

»Aber die anderen...«.

»Mir sind die anderen scheißegal! Mir ist egal, was diese Diebe tun! Du, Dubois, bist besser als das. Du bist besser als diese Plündererhorde.«

Der junge Soldat nickte, Tränen in den Augen. Er blieb an Beaumonts Seite und beobachtete, wie die Plünderung sich fortsetzte, mit einem Gefühl von Scham und Hilflosigkeit.

Im Innern des Hauptpalastes war General de Montauban Zeuge des Desasters. Um ihn herum versuchten seine eigenen Offiziere, ein Mindestmaß an Ordnung aufrechtzuerhalten, aber es war verlorene Mühe. Die Plünderung hatte begonnen, und nichts konnte sie aufhalten.

General Jamin näherte sich, das Gesicht rot vor Wut.

»Mein General, wir müssen etwas tun! Unsere Männer benehmen sich wie Primitive! Sie zerstören alles, sie stehlen alles!«

»Ich weiß, Jamin. Ich weiß.«

»Erteilen Sie einen Befehl! Bringen Sie sie zum Aufhören!«

Montauban wandte sich seinem Untergebenen zu, und Jamin sah in seinen Augen eine Resignation, die er dort nie zuvor gesehen hatte.

»Einen Befehl? Und wer wird ihn ausführen? Die Männer sind außer Rand und Band. Wenn ich versuche, sie mit Gewalt zu stoppen, werden sie sich gegen uns wenden. Sie kennen die Militärgeschichte, Jamin. Sie wissen, was passiert, wenn eine Armee die Plünderung gekostet hat. Sie wird unkontrollierbar.«

»Wir werden hier bleiben, zusehen ohne zu reagieren? Die Zerstörung von Jahrhunderten der Zivilisation geschehen lassen?«

»Wir werden versuchen, den Schaden zu begrenzen. Zu bewahren, was bewahrt werden kann. Aber wir werden nicht alles retten können. Bestimmen Sie Kommissare. Dass sie die wertvollsten Stücke auswählen und in Sicherheit bringen. Der Rest... der Rest wird seinen Lauf nehmen.«

Jamin wollte protestieren, aber er verstand, dass es nutzlos war. Er salutierte und entfernte sich, um den Befehl auszuführen, die Wut im Herzen.

Delmas, der den Austausch mitgehört hatte, gesellte sich zu Montauban.

»Mein General, endet so also unser Abenteuer? In Plünderung und Schande?«

»Ehre ist ein Luxus, den wir uns nicht mehr leisten können. Wir sind zu weit gegangen. Wir müssen mit den Konsequenzen unserer Taten leben.«

»Aber Sie hatten gesagt... Sie hatten versprochen, dass wir Ehrenmänner bleiben würden. Selbst unter den schlimmsten Umständen«.

»Ich habe es versucht. Gott weiß, dass ich es versucht habe. Aber ich habe versagt«.

»Und Sie werden auch scheitern, eines Tages. Weil der Krieg keinen Platz für Heilige lässt. Nur für Überlebende«.

Er löste sich und verließ den Palast. Er brauchte Luft, Raum, Distanz zu diesem Grauen. Draußen setzte sich die Plünderung fort. Soldaten kamen aus Gebäuden, beladen mit heterogenen Objekten. Einige schlugen sich um dieselbe Vase und zerbrachen sie in ihrem Kampf. Andere tranken Alkohol, der in den kaiserlichen Reserven gefunden worden war, und berauschten sich in der Hitze des Nachmittags.

Das Chaos. Ein organisiertes, ritualisiertes Chaos sogar, als ob die Plünderung integraler Bestandteil des Krieges wäre, als ob es eine verdiente Belohnung wäre.

Baron Gros versuchte zu retten, was er konnte. Mit einigen französischen Offizieren, die seine Skrupel teilten, stellte er eine bescheidene Sammlung von Objekten zusammen, die er zu bewahren hoffte. Aber es war ein Tropfen Wasser in einem Ozean der Zerstörung.

Die Stunden vergingen. Die Sonne begann sich zu neigen. Die Plünderung setzte sich fort, anarchischer, als die Soldaten sich betranken. Schlägereien brachen aus, Schüsse fielen von Zeit zu Zeit.

Und dann, gegen Abend, berief Lord Elgin eine neue Besprechung ein. Im Haupthof des Palastes machte er eine Ankündigung.

»Meine Herren, ich habe eine Entscheidung getroffen. Dieser Palast muss zerstört werden. Vollständig. Wir werden ihn in Brand setzen. Das wird unsere Antwort auf die gegen unsere Gefangenen begangenen Monstrositäten sein. Das wird unsere

Botschaft an den Kaiser von China sein: Man behandelt britische Gesandte nicht ungestraft auf diese Weise«.

KAPITEL 2 - DER SCHATZ DES SOHNES DES HIMMELS

Am 7. Oktober 1860, im Morgengrauen, berief General Charles Cousin de Montauban seine drei besten Offiziere in den Thronsaal. Hauptmann Jacques Bessières von der Artillerie, ehemaliger Schüler der École Polytechnique, der Kunstgeschichte studiert hatte. Kommandant Henri Fould, Sammler chinesischer Antiquitäten. Und Oberst François Lambert, der zwei Jahre in Ägypten verbracht und Dutzende Kisten orientalischer Artefakte mitgebracht hatte.

»Die Plünderung, die seit gestern begonnen hat, geht heute weiter. Wir werden sie organisieren. Ihr drei seid die Gebildetsten dieser Armee. Ihr werdet Kriegsbeute-Kommissare. Eure Mission: die wertvollsten Gegenstände zu erfassen. Diejenigen, die verdienen, in die kaiserlichen Sammlungen aufgenommen zu werden. Ihr werdet dreihundert auswählen. Nicht mehr – der Transport wird schon ein Albtraum sein. Diese Gegenstände werden dem Kaiser und der Kaiserin Eugénie geschickt. An die Arbeit, meine Herren. Ihr habt im ganzen Palast freie Hand. Nehmt euch Zeit zum Untersuchen, Vergleichen, Auswählen. Ich will, dass diese dreihundert Gegenstände die schönsten, die wertvollsten, die bemerkenswertesten sind. Sie werden von diesem Feldzug zeugen. Sie werden in die Geschichte eingehen.« Oberst Lambert ergriff das Wort: »Wo beginnen wir, mon Général?«

»In diesem Saal. Der Kaiserthron befindet sich dort drüben, auf dem Podest. Räumt die Soldaten weg, die ein- und ausgehen. Beginnt mit den Insignien der Macht. Danach werdet ihr den Rest des Palastes erkunden. Macht euch Notizen. Erstellt ein genaues Inventar. In drei Tagen will ich eure Liste.«

»Wohl, mon Général.«

Der große Thronsaal

Sie näherten sich dem Podest, auf dem sich der Kaiserthron erhob. Der Oberst bestieg als Erster die Marmorstufen, gefolgt von seinen beiden Untergebenen. Ihre Stiefel hallten in der bedrückenden Stille des nun verlassenen Saales wider.

Der Thron war aus einem Block massiven Sandelholzes geschnitzt, eingelegt mit Perlmutter und Jade. Die Rückenlehne, zwei Meter hoch, war mit einem fünfklauiigen Drachen verziert, dessen Augen aus birmanischen Rubinen von der Größe eines Taubeneies geformt waren.

Kommandant Fould beugte sich über die Edelsteine: »Diese Rubine müssen je fünfzig Karat wiegen, vielleicht mehr. Und die Qualität des Schliffs... Keine sichtbare Einschlüsse«.

Hauptmann Bessières hatte sich auf die Stufen gesetzt und betrachtete den Thron mit einem seltsamen Ausdruck.

»Wisst ihr, was mich beeindruckt, meine Herren? Dieser Thron wurde wahrscheinlich seit Monaten nicht mehr benutzt. Der Kaiser kam nicht mehr hierher. Er hatte sich nach Jehol zurückgezogen, in seine Sommerresidenz. Dieser Thron ist leer. Die Macht, die er symbolisiert, hat sich verflüchtigt«.

»Sie phantasieren, Bessières«, erwiderte der Kommandant mit einem Lächeln.

»Vielleicht. Aber dieses gelbe Seidenkissen trägt keine frischen Spuren. Keine Falte, als ob die Zeit hier stehengeblieben wäre. Für diese Dynastie, für dieses Reich, blieb die Zeit an dem Tag stehen, als wir in Tientsin landeten«.

»Seien Sie nicht so dramatisch, Hauptmann. Die Qing werden diesen Krieg überleben. Sie werden einen Vertrag unterzeichnen, Entschädigungen zahlen, Häfen öffnen. Aber sie werden an der Macht bleiben«.

»Für wie lange? In fünfzig Jahren, in hundert Jahren, wird China noch ein Kaiserreich sein? Oder wird es eine europäische Kolonie geworden sein, wie Indien?«

Der Hauptmann erhob sich und klopfte seine Uniform ab: »Niemand kann China kolonisieren. Es ist zu weitläufig, zu bevölkert, zu alt. Nein, China wird chinesisch bleiben. Aber es wird sich der modernen Welt anpassen müssen«.

Der Oberst war näher an den Thron herangetreten und untersuchte ihn genau.

»Vergessen wir den Thron«, entschied er. »Er ist zu voluminös. Wir werden ihn niemals transportieren können. Es sind die Gegenstände auf diesem Tisch, die uns interessieren«.

Er stieg vom Podest herab und ging zu dem niedrigen Palisandertisch, der vor dem Thron stand.

»Kommen Sie her, meine Herren«.

Sie versammelten sich. Mehrere Gegenstände waren dort mit ritueller Sorgfalt angeordnet: zwei Jadezepter, eine Tafel, Siegel, ein Räuchergefäß.

Der Kommandant zog sein Notizbuch aus der Tasche und schlug es auf einer leeren Seite auf.

»Erster Gegenstand. Ein Kommandostab. Kaiserliches Zepter. Ruyi«.

Er streckte die Hand aus, zögerte einen Moment – als fürchte er, ein Sakrileg zu begehen – dann ergriff er das Zepter. Etwa siebzig Zentimeter lang, war es aus einem einzigen Block tiefgrüner, fast schwarzer Nephrit-Jade geschnitzt.

»Spüren Sie das Gewicht dieses Dinges«.

Er reichte es an Fould weiter, der es respektvoll abwog.

»Es muss drei Kilo wiegen? Vier?«

»Mindestens vier«, bestätigte der Oberst. »Ein Jadeblock dieser Größe, von einer so reinen Farbe... unbezahlbar«.

Der Kommandant fuhr mit den Fingern über die glatte Oberfläche.

»Es ist kalt bei Berührung, aber gleichzeitig... es gibt etwas Lebendiges in diesem Stein. Spüren Sie es?«

Hauptmann Bessières näherte sich: »Die Chinesen sagen, dass Jade ein Qi besitzt, eine Lebensenergie. Sie betrachten es als wertvoller als Gold oder Diamanten«.

»Eine Lebensenergie«, wiederholte Lambert mit einem skeptischen Lächeln. »Glauben Sie daran, Hauptmann?«

»Nein, mon Colonel. Halten Sie es ein paar Minuten. Es erwärmt sich«.

Lambert nahm das Zepter wieder und untersuchte es aufmerksamer.

»Das Ende endet in einem Pilzkopf. Der Lingzhi, Symbol der Langlebigkeit und des guten Omens. Und da, entlang des ganzen Zepters eingravierte Schriftzeichen. Sehr feine Kalligraphie«.

Der Kommandant beugte sich vor.

»Hauptmann, können Sie diese Inschriften entziffern?«

»Nur einige Zeichen, mon Commandant. Ich habe vor dem Feldzug studiert, ohne die Sprache zu beherrschen. Aber genug, um bestimmte Wörter zu erkennen. Dies ist Poesie. Gedichte, komponiert vom Kaiser Qianlong selbst«.

»Ein Kaiser, der Poesie auf seine Zepter schreibt«, staunte Fould. »Bei uns lassen Könige ihre Wappen und Titel eingravieren. Sie gravieren Gedichte«.

»Für die Chinesen muss ein Herrscher ein vollendeter Gelehrter sein. Militärische Stärke reicht nicht aus. Man muss die Klassiker beherrschen, Gedichte komponieren, Kalligraphie praktizieren. Ein unwissender Kaiser wäre undenkbar«.

»Und doch haben sie den Krieg gegen uns verloren«, bemerkte der Oberst.

»Ihre Raffinesse ist keine Kriegswaffe, mon Colonel. Aber in tausend Jahren, wer wird sich an diesen Krieg erinnern? Niemand. Aber die Gedichte Qianlongs werden immer noch gelesen, dieses Zepter wird immer noch bewundert werden«.

»Ein schöner Trost für eine militärische Niederlage«, spottete Fould. »Ist Ihnen klar, was wir tun? Der Kaiser hielt dieses Zepter bei großen Zeremonien. Das Äquivalent der französischen Krone, des Zepters von Saint Louis. Und wir sind dabei, es zu stehlen«.

Lambert versteifte sich: »Wir stehlen es nicht, Kommandant. Wir nehmen es als Kriegsbeute«.

»Wirklich, mon Colonel? Inwiefern ist das anders?«

»Es ist legal. Von allen zivilisierten Nationen anerkannt. Das Kriegsrecht erlaubt den Siegern, die Güter der Besiegten zu beschlagnahmen«.

»Das Kriegsrecht... Finden Sie, dass das ein Recht ist, das es verdient, respektiert zu werden, mon Colonel?«

Der Oberst näherte sich Fould, mit fester Stimme: »Kommandant, wenn Sie diese Mission nicht akzeptieren können, sagen Sie es jetzt. Ich werde den General bitten, Sie zu ersetzen. Aber wenn Sie bleiben, dann erfüllen Sie Ihre Aufgabe ohne Gewissensbisse. Wir sind nicht hier, um die Rechtmäßigkeit dieses Krieges zu beurteilen«.

Fould presste die Kiefer zusammen.

»Ich bleibe, mon Colonel. Und ich werde die Befehle ausführen. Aber das wird mich nicht daran hindern zu denken«.

»Denken Sie, soviel Sie wollen. Aber arbeiten Sie auch«.

Der Kommandant legte das Zepter vorsichtig ab und notierte in seinem Notizbuch: »Kaiserliches Ruyi-Zepter, dunkelgrüne Nephrit-Jade, Länge ca. 70 cm, graviert mit Gedichten des Kaisers Qianlong. Qing-Periode, Ende 18. Jahrhundert. Außergewöhnliche Qualität«.

»Lord Elgin wird dieses Zepter haben wollen«, prophezeite der Oberst. »Das Symbol der kaiserlichen Macht selbst. Er wird es als Trophäe nach England bringen wollen«.

»Zweifellos, mon Colonel«, gab Bessières zu. »Aber es gibt ein zweites«.

Er deutete auf ein zweites Ruyi, das neben dem ersten lag. Dieses war aus durchscheinender weißer Jade geschnitzt, von einer anderen, aber ebenso bemerkenswerten Schönheit.

Der Kommandant hob es hoch.

»Dieses ist leichter. Drei Kilo, vielleicht«.

»Und die Farbe«, bemerkte der Hauptmann. »Reine weiße Jade. Selten. Weiße Jade dieser Qualität stammt aus den Kunlun-Bergen, Tausende von Kilometern von hier entfernt. Ihr Transport muss ein Vermögen gekostet haben. Wir haben zwei kaiserliche Zepter. Eines für Lord Elgin, eines für Napoleon III«. Fould konnte sich eine Bemerkung nicht verkneifen.

»Die Vorsehung ordnet die Dinge gut...«.

Der Oberst schlug mit der Faust auf den Tisch: »Genug! Wir werden uns nicht wie Lumpensammler am Fuße des Kaiserthrons streiten! Ja, was wir tun, wirft moralische Fragen auf. Ja, man kann über die Legitimität dieses Krieges und dieser Plünderung diskutieren. Aber wir sind Soldaten. Unsere Pflicht ist zu gehorchen. General de Montauban hat uns eine Mission anvertraut. Wir werden sie so gut wie möglich erfüllen«.

»Sie haben recht, mon Colonel. Verzeihen Sie mir. Meine Nerven liegen blank«.

»Meine auch, Kommandant«.

Sie schüttelten sich die Hände, versöhnt.

»Gut. Dritter Gegenstand: eine Jadetafel«.

Der Kommandant hob eine Gui-Tafel hoch, aus durchscheinender weißer Jade geschnitzt. Sie maß dreißig Zentimeter Länge und zehn Zentimeter Breite, mit abgerundeten Kanten.

»Man kann fast hindurchsehen«, staunte der Oberst.

»Fast, aber nicht ganz«, erwiderte Bessières. »Diese Durchscheinung, dieser leichte Schleier, das ist die Perfektion«.

Er drehte die Tafel um. Eine Seite war mit archaischen Schriftzeichen graviert.

»Diese Zeichen sind sehr alt. Sie ähneln nicht der modernen Schrift. Ich würde sagen Zhou-Dynastie, vielleicht sogar älter«.

»Wollen Sie damit sagen, dass diese Tafel dreitausend Jahre alt sein könnte?«, staunte der Oberst.

»Nein. Die Tafel selbst ist wahrscheinlich jünger. Aber sie wurde mit archaischen Zeichen graviert, um ihr ein ehrwürdiges Aussehen zu verleihen. Eine unter den Qing übliche Praxis. Sie wollten sich mit den alten Dynastien verbinden, die Kontinuität ihrer Macht zeigen«.

»Wozu diente diese Tafel?«

»Ein ritueller Gegenstand. Der Kaiser benutzte ihn bei Zeremonien, um mit den übernatürlichen Kräften, mit den kaiserlichen Ahnen zu kommunizieren. Diese Zeichen sind Beschwörungsformeln, Gebete«.

»Können Sie sie lesen, Hauptmann?«

»Einige Wörter. Hier zum Beispiel das Zeichen Tian – »Himmel«. Und da, Di – »Erde«. Der Rest ist zu kompliziert für mich. Man bräuchte einen Sinologen«.

Lambert nahm die Tafel und wog sie ab.

»Sie ist schwer für ihre Größe«.

»Jade ist ein sehr harter Stein, mon Colonel«, erklärte Bessières.

»Auf der Mohs-Skala, die die Härte von Mineralien misst, liegt er zwischen 6 und 7. Weniger hart als Diamant, aber viel härter als Marmor oder Granit«.

»Wie konnte man einen so harten Stein mit den Werkzeugen der damaligen Zeit schnitzen?«

»Mit Geduld. Man reibt mit abrasivem Sand über Monate, Jahre hinweg. Man nutzt das Material langsam ab, bis man die

gewünschte Form erhält. Eine Tafel wie diese hat wahrscheinlich zehn Jahre Arbeit erfordert«.

»Zehn Jahre!«, rief der Oberst. »Für einen einzigen Gegenstand!«

»Sie verstanden, dass bestimmte Dinge nicht überstürzt werden können. Dass Schönheit Zeit braucht«.

»Was ist so etwas wert, Hauptmann?«

Bessières sah ihn an.

»Sie ist nichts wert. Sie ist unbezahlbar. Man kann einem Gegenstand wie diesem keinen Preis geben. So wie man nach dem Preis der Krone Karls des Großen fragen würde. Diese Gegenstände haben keinen Marktwert. Sie haben einen symbolischen, historischen, kulturellen Wert«.

»Trotzdem wird ihr jemand irgendwann einen Preis geben«.

»Diese Tafel wird niemals verkauft werden. Sie wird in die französischen kaiserlichen Sammlungen aufgenommen, wo sie bewahrt und bewundert wird«.

Der Oberst richtete sich auf und massierte seinen schmerzenden Rücken.

»Meine Herren, wir haben eine Stunde mit drei Gegenständen verbracht. In diesem Tempo brauchen wir einen Monat, um das Inventar zu beenden. Hauptmann Bessières, führen Sie uns zu den Porzellanen. Wir müssen beschleunigen«.

Die Porzellane des Kaiserreichs

Sie näherten sich den Regalen, die die gesamte Westwand des Saales einnahmen. Sie erhoben sich auf vier Meter Höhe, unterteilt in Dutzende von Fächern aus fein geschnitztem Rosenholz. Die Porzellane nahmen den mittleren Teil ein, mit akribischer Sorgfalt angeordnet.

Fould blieb abrupt stehen und betrachtete das Ausmaß der Sammlung.

»Wo sollen wir anfangen, mon Colonel? Es müssen hundert Stücke sein? Zweihundert?«

»Mehr als das«, antwortete Bessières und ließ seinen Blick über die Regale schweifen. »Ich würde sagen dreihundert, vielleicht vierhundert. Und das sind nur die Porzellane in diesem Saal. Es gibt wahrscheinlich Tausende weitere im Rest des Palastes.«

»Tausende«, wiederholte Lambert. »Und wir werden nur einige Dutzend nehmen.«

»Die schönsten«, präziserte der Hauptmann. »Die Meisterwerke. Der Rest...«

Der Oberst unterbrach ihn und ließ seinen Blick durch den Saal schweifen:

»Hauptmann, Ihre Meinung zur Methode?«

»Ich schlage vor, oben zu beginnen. Die wertvollsten Stücke sind in der Höhe platziert, außerhalb der Reichweite von Staub und Unfällen. Kommandant, sehen Sie die Leiter dort drüben?«

Fould ging zur Ecke des Saales. Als er die Leiter hochhob, bemerkte er, dass sie nicht aus gewöhnlichem Holz war. Die Holme waren aus Rosenholz, geschnitzt mit Blumenmotiven.

»Sogar ihre Leiter ist geschnitzt. Diese Leute machten nichts Gewöhnliches.«

»Das macht ihre Größe aus«, antwortete Bessières. »Und vielleicht auch ihre Schwäche. Sie haben so viel Zeit damit verbracht, die Künste, die Literatur, die Ästhetik zu perfektionieren, dass sie die Armee, die Marine, die moderne Technologie vernachlässigt haben.«

Er begann zu klettern. Die Sprossen knarrten unter seinem Gewicht, hielten aber stand.

»Seien Sie vorsichtig, Hauptmann«, warnte der Kommandant. »Wenn Sie mit einer dieser Vasen in den Händen fallen, lässt uns der General erschießen.«

»Seien Sie beruhigt, mon Commandant.«

Oben angekommen, stand Hauptmann Bessières vor einer Reihe spektakulärer Vasen.

»Eine Serie von Vasen aus der Qianlong-Ära, da bin ich mir sicher. Ende des 18. Jahrhunderts«.

»Wie viele sehen Sie?«, fragte Oberst Lambert.

»Zwölf. Alle aus derselben Serie, aufeinander abgestimmt. Monumentale Stücke. Diese hier muss messen... warten Sie, ich werde sie herunterbringen«.

Der Hauptmann ergriff die erste Vase mit unendlicher Behutsamkeit. Schwerer als er es sich vorgestellt hatte – das Porzellan dieser Größe und Dicke musste mindestens fünf oder sechs Kilogramm wiegen. Er stieg Stufe für Stufe hinab, konzentriert, sich bewusst, dass die geringste falsche Bewegung ein fast hundert Jahre altes Meisterwerk für immer zerstören könnte.

»Vorsicht bei der letzten Stufe«.

»Ich sehe sie, danke, mon Commandant«.

Er stellte die Vase auf einen Tisch in der Mitte des Saales. Sie versammelten sich schweigend darum und betrachteten sie.

Das Porzellan war von makelloser Weiße, von einer Reinheit, die unwirklich schien. Auf diesem perfekten Hintergrund waren Szenen des Hoflebens mit einer die Vorstellungskraft herausfordernden Zartheit gemalt. Mandarinen in bestickten Seidenroben spazierten durch einen Garten. Konkubinen spielten Pipa unter Trauerweiden. Kinder liefen Schmetterlingen nach zwischen blühenden Blumen. Jede Figur, obwohl winzig – einige maßen nicht mehr als einen Zentimeter – war mit erstaunlicher Detailgenauigkeit gemalt.

»Miniaturmalerei«, flüsterte der Kommandant und beugte sich so nahe, dass sein Atem fast die Oberfläche zum Zittern brachte.

»Die Details... Die Falten der Gewänder, die Gesichtszüge, die Grashalme im Garten. Wie kann man mit dieser Präzision auf Porzellan malen?«

»Mit feinen Pinseln«, antwortete Bessières, ebenfalls fasziniert. »Gemacht aus einem einzigen Wieselhaar. Manchmal sogar aus einer einzigen menschlichen Wimper für die feinsten Details. Und Jahre der Ausbildung. Die Maler von Jingdezhen beginnen ihre Ausbildung im Alter von sieben Jahren«.

»Jingdezhen?«

»Die Stadt der Porzellane. Im Süden Chinas, in der Provinz Jiangxi. Alle kaiserlichen Porzellane werden dort hergestellt. Das geht auf die Yuan-Dynastie im 14. Jahrhundert zurück. Das Zentrum des chinesischen Porzellans, wie Limoges das Zentrum des französischen Porzellans ist. Außer dass Jingdezhen viel älter, größer, perfektionierter ist«.

Der Oberst, der die Vase schweigend untersuchte, ergriff plötzlich das Wort:

»Die Henkel. Sehen Sie die Henkel«.

Die beiden anderen beugten sich vor. Die Henkel der Vase waren in Form von Miniatur-Drachenköpfen geschnitzt. Jeder Drache zeigte ein offenes Maul, scharfe Zähne, hervorstehende Augen. Und auf dem Körper waren Hunderte von Schuppen geschnitzt und dann emailliert.

»Jede Schuppe ist anders«, bemerkte Lambert und fuhr mit dem Finger über die Oberfläche. »Sie sind nicht gleichförmig. Leicht unregelmäßig, wie bei einem echten Drachen. Nun, wenn es Drachen gäbe«.

»Das ist der Unterschied zwischen einem Meisterwerk und einem einfach schönen Gegenstand. Der Handwerker, der dies gemacht hat, hat nicht ein Motiv wiederholt. Er hat darüber nachgedacht, was ein Drache ist, wie seine Schuppen angeordnet wären, wie das Licht auf ihrer Oberfläche spielen würde«.

Der Kommandant hatte sich hingekniet, um das Gleichgewicht der Proportionen zu studieren.

»Und da, am Hals. Inschriften. Können Sie sie lesen, Hauptmann?«

Bessières beugte sich vor. Am Hals der Vase lief in mikroskopisch feinen Schriftzeichen eine Inschrift in klassischem Chinesisch.

»Mal sehen... Es ist schwierig, die Zeichen sind so klein... Aber ich glaube, ich erkenne das Herstellungsdatum. Und hier den Namen der kaiserlichen Werkstatt. Dieses Stück wurde 1765 unter der Herrschaft von Qianlong geschaffen«.

»Fast hundert Jahre her«, murmelte der Kommandant. »Ein Jahrhundert, dass diese Vase existiert. Und sie ist in perfektem Zustand. Kein Riss, kein Splitter«.

»Weil sie in diesem Palast aufbewahrt wurde«, erklärte Bessières, »geschützt vor direktem Licht, vor Staub, vor Temperaturschwankungen. Die Chinesen wissen, wie man Porzellane bewahrt. Sie wickeln sie in Reispapier, lagern sie in Sandelholzschränken, deren Geruch Insekten fernhält. Sie handhaben sie immer mit Seidenhandschuhen. Für sie ist jedes alte Porzellan eine Verbindung zu ihren Vorfahren, ein Familienschatz, der an zukünftige Generationen weitergegeben werden soll«.

»Ein Familienschatz, den wir ihnen stehlen werden«, behauptete der Kommandant leise.

Der Oberst seufzte, aber ging nicht darauf ein.

Der Hauptmann stieg wieder auf die Leiter. Eines nach dem anderen, mit unendlicher Geduld, brachte er die elf anderen Vasen herunter. Jede zeigte unterschiedliche Dekors, aber im gleichen Stil: friedliche Szenen des Hoflebens, gemalt mit dieser atemberaubenden technischen Meisterschaft, die die kaiserlichen Werkstätten von Jingdezhen charakterisierte.

Die zweite Vase zeigte Hofdamen, die Koi-Karpfen in einem Becken bewunderten. Die dritte stellte ein Picknick in einem Gartenpavillon dar. Die vierte, ein Musikkonzert unter Glyzinien. Jede Vase erzählte eine andere Geschichte.

Als die zwölf Vasen auf dem Tisch aufgereiht waren, traten sie zurück, um das Ensemble zu bewundern.

»Außergewöhnlich«, bemerkte der Oberst. »Sie harmonieren. Die Farben, die Stile, die Proportionen. Sie wurden als Ganzes konzipiert«.

»Zweifellos ein Spezialauftrag des Kaisers, mon Colonel«, schlug Bessières vor. »Für einen Jahrestag vielleicht, oder eine große Zeremonie. Ein Künstler – oder ein Team von Handwerkern – muss zwei oder drei Jahre damit verbracht haben, diese Serie zu realisieren«.

Fould notierte in seinem Notizbuch: »Serie von zwölf Vasen, Qianlong-Periode (datiert 1765), Höhe 75-85 cm, verschiedene Dekors mit Szenen des Hoflebens. Außergewöhnlicher Zustand. Empfehlung: die komplette Serie bewahren, die Stücke nicht trennen«.

»Wie viele Vasen nehmen wir von dieser Serie, Hauptmann?«, fragte der Kommandant.

»Alle zwölf, mon Commandant. Man kann sie nicht trennen. Das wäre, als würde man die Seiten eines Buches oder die Sätze einer Symphonie trennen«.

»Der Transport wird kompliziert sein«, bemerkte Lambert.

»Der General hat gesagt, wir sollen uns nicht um den Transport sorgen, mon Colonel. Unsere Rolle ist es, die besten Stücke auszuwählen. Der Rest wird folgen«.

Der Oberst wandte sich dem nächsten Regal zu.

»Jetzt diese Stücke im mittleren Regal. Celadons«.

Bessières brachte vorsichtig eine Vase von leuchtend jadegrüner Farbe herunter. Die Form war anders als die ersten Vasen: einfach, reduziert, ohne jegliche gemalte Verzierung. Ein kugelförmiges Gefäß mit gewölbten Wänden, ruhend auf einem kleinen kreisförmigen Fuß.

»Viel älter, mon Colonel. Song-Dynastie, würde ich sagen. Vielleicht sogar nördliche Song. 11. oder 12. Jahrhundert«.

»Das ist siebenhundert Jahre her?«, rief der Kommandant und nahm die Vase mit neuer Ehrfurcht.

»Die Glasur ist glatt. Nicht die geringste Craquelierung, nicht der geringste Fehler. Diese Farbe, die man Celadon nennt, wird durch die Oxidation des in der Glasur enthaltenen Eisens während eines Reduktionsbrands bei über zwölfhundert Grad erreicht. Eine schwer zu beherrschende Technik. Man muss mit absoluter Präzision die Temperatur des Ofens, die Sauerstoffmenge, die Brennzeit kontrollieren«.

»Wie konnten sie im 11. Jahrhundert die Temperatur mit solcher Präzision kontrollieren?«

»Mit Erfahrung, die von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Die Meistertöpfer von Longquan – dort wurden diese Celadons hergestellt – kannten ihre Öfen wie wir unsere eigenen Häuser. Sie wussten allein durch den Blick auf die Farbe der Flammen, ob die Temperatur korrekt war. Allein durch das Zuhören des Knisterns des Feuers, ob das Brennen gut verlief. Fast wie Magie. Oder vielmehr, Kunst, die auf das Niveau einer Wissenschaft erhoben wurde«.

Der Kommandant hielt die Vase vor das Fenster und ließ das Sonnenlicht auf der Oberfläche spielen.

»Diese Farbe ist herrlich. Sie verändert sich je nach Betrachtungswinkel. Manchmal blassgrün, fast weiß. Manchmal tiefgrün, fast blau«.

»Die unregelmäßige Dicke der Glasur. Dort, wo die Glasur dicker ist, ist die Farbe intensiver. Dort, wo sie dünner ist, hellt sie sich auf. Diese Variationen sind keine Fehler. Im Gegenteil, sie sind Teil der Schönheit des Gegenstands. Sie geben der Oberfläche Leben«.

»Er ist herrlich«, gab der Oberst zu. »Diese Einfachheit, diese Reinheit der Linien...«.

»Japanisch?«, schlug der Hauptmann mit einem Lächeln vor.

»Ja! Genau. Diese Reduktion erinnert mich an japanische Gegenstände, die ich im Louvre gesehen habe«.

»Die Japaner haben alles von den Chinesen gelernt. Porzellan, Malerei, Kalligraphie, Architektur, Gärten, Tee, Zen-Buddhismus. Alles kommt aus China. Die Chinesen sind die Meister. Die Japaner sind die brillanten Schüler, gewiss, die manchmal ihre Meister übertroffen haben«.

Der Kommandant zählte die Celadons im Regal.

»Es gibt fünfzehn? Sechzehn?«

»Achtzehn, mon Commandant«, korrigierte der Hauptmann, nachdem er seinerseits gezählt hatte. »Von unterschiedlichen Formen. Gefäße wie diese, Flaschen mit langem, schmalen Hals, ausladende Schalen. Alle aus der Song- oder Yuan-Periode«.

»Nehmen wir sie alle, Hauptmann?«

»Ja, mon Commandant. Alle. Äußerst seltene Stücke. Song-Celadons sind auf dem europäischen Markt ein Vermögen wert«.

»Woher wissen Sie das alles?«, fragte der Kommandant neugierig.

»Sie wissen mehr über chinesisches Porzellan als jeder Kunsthändler, den ich kenne«.

Der Hauptmann lächelte bescheiden.

»Ich habe drei Monate in Paris verbracht vor der Expedition, mon Commandant. Sobald ich wusste, dass wir nach China gehen, verstand ich, dass wir die Gelegenheit haben würden, außergewöhnliche Gegenstände zu sehen – und vielleicht zu erwerben. Ich habe mich vorbereitet. Ich besuchte alle Museen, konsultierte alle Verkaufskataloge, befragte alle Experten. Ich las alle Bücher, die ich über chinesische Kunst finden konnte«.

»Sie sind ein vorausschauender Mann, Hauptmann«, lächelte der Oberst.

»Oder gierig, mon Colonel. Alles hängt vom Standpunkt ab«.

»Fahren wir fort, mon Colonel. Wir müssen noch die Blau-Weiß-Stücke untersuchen«.

Die blau-weißen Vasen nahmen den unteren Teil der Regale ein. Als Bessières die erste herunterholte, stieß Fould einen Pfiff aus. »Spektakulär«.

Eine große birnenförmige Vase – ein Yuhuchunping in chinesischer Terminologie – fast einen Meter hoch. Der Hals, ausladend in Trompetenform, überkrönte einen eleganten Bauch, der sich anmutig rundete, bevor er sich zur Basis hin verengte.

Aber was den Atem raubte, war das Dekor. Auf dem Hintergrund von strahlendem weißen Porzellan waren narrative Szenen in magisch intensivem Kobaltblau gemalt.

»Die Geschichte des Generals Yue Fei«, bemerkte der Hauptmann und drehte die Vase. »Ein Nationalheld der Song-Dynastie. Dort sieht man ihn als Kind, wie er die Klassiker mit seiner Mutter studiert. Hier tritt er in den Dienst des Kaisers. Dort zieht er in den Krieg gegen die Jurchen-Invasoren aus dem Norden. Und hier...«.

Er drehte die Vase weiter.

»Hier sieht man ihn vom Minister Qin Hui verraten, gefangen genommen, hingerichtet. Sein ganzes Leben auf dieser Vase erzählt«.

Seine beiden Kollegen näherten sich, fasziniert. Jede Szene war von mikroskopischer Präzision. Die Figuren waren mit erstaunlicher Detailgenauigkeit gemalt.

»Wie kann man mit dieser Präzision malen? Die Pinsel mussten fein sein«.

»Eine ruhige Hand, mon Commandant. Ein Zittern, eine abrupte Bewegung, und alles ist verdorben«.

Der Oberst untersuchte die Basis der Vase.

»Hier ist eine Marke. Können Sie sie lesen, Hauptmann?«

Bessières beugte sich vor.

»Die kaiserliche Marke der Yuan-Dynastie. 14. Jahrhundert. Diese Vase ist sechshundert Jahre alt, meine Herren«.

»Sechs Jahrhunderte«, flüsterte der Kommandant. »Und in perfektem Zustand«.

»Das ist kein Wunder. Das Ergebnis ständiger Pflege, permanenter Aufmerksamkeit. Die Chinesen wissen, dass diese Gegenstände zerbrechlich, unersetzlich sind. Sie schützen sie. Sie hegen sie«.

Der Hauptmann zählte die blau-weißen Vasen in den Regalen.

»Es gibt dreiundzwanzig blau-weiße Vasen. Alle aus unterschiedlichen Perioden. Einige Yuan, wie diese. Andere Ming. Ein paar Qing. Ich schlage vor, dass wir sie alle nehmen«.

Bessières konsultierte seine Notizen.

»Mon Colonel, der Nachmittag schreitet voran. Wir haben mehrere Stunden mit den Porzellanen verbracht. Wir haben dreiundfünfzig ausgewählt: zwölf Familie Rose, achtzehn Celadons, dreiundzwanzig Blau-Weiß. Wir haben noch die Cloisonnés, die Jade, die Bronzen, die Textilien, die Gelehrtengegenstände, die Uhren. Wenn wir in diesem Tempo weitermachen, brauchen wir eine Woche. Dabei haben wir nur noch zwei Tage«.

»Was schlagen Sie vor, Hauptmann?«

»Wir müssen beschleunigen, mon Colonel. Schnellere Entscheidungen treffen. Wir können nicht jeden Gegenstand eine Stunde lang untersuchen. Wir müssen pragmatischer sein«.

»Pragmatisch«, wiederholte der Oberst. »Ein hübsches Wort für oberflächlich«.

»Wenn Sie eine bessere Idee haben, mon Colonel, höre ich zu«.

Der Oberst wusste, dass der Hauptmann recht hatte.

»Sehr gut. Gehen wir zu den Cloisonnés. Sie sind in diesen Vitrinen dort drüben«.

Der Nachmittag schritt voran. Das Licht, das durch die hohen Fenster einfiel, begann jenen goldenen Ton anzunehmen, der der Dämmerung vorausgeht. Die drei Männer hatten mehrere Seiten mit Notizen gefüllt.

Die emaillierten Wunderwerke

Die niedrigen Vitrinen, die die Cloisonné-Emails enthielten, waren entlang der Westwand des Saales angeordnet. Als sie sich ihnen näherten, traf das Licht der untergehenden Sonne die Gegenstände voll und ließ sie funkeln.

»Man könnte meinen, sie stehen in Flammen«, erklärte der Kommandant und schützte seine Augen.

»Der Effekt der Emails«, erklärte der Hauptmann. »Sie reflektieren das Licht wie Glas. Normal, da Emails farbiges Glas sind«.

Er kniete vor der ersten Vitrine nieder und wischte mit seinem Ärmel die feine Staubschicht ab, die das Glas bedeckte. Im Inneren waren ein Dutzend Vasen aufgereiht, jede spektakulärer als die vorherige.

Der Oberst kniete neben ihm nieder.

»Was ist Cloisonné? Ich habe davon gehört, aber ich habe die Technik nie verstanden«.

Bessières schien erfreut, erklären zu können.

»Eine Email-Technik auf Metall. Sehr komplex. Man nimmt einen Träger aus Kupfer oder Bronze. Man lötet sehr feine Kupferdrähte darauf – manchmal kaum einen Millimeter breit – indem man den Konturen einer Zeichnung folgt. Diese Drähte bilden Fächer, Zellen. Dann füllt man jede Zelle mit Emailpulver verschiedener Farben. Glaspulver vermischt mit Metalloxiden. Das Blau kommt vom Kobalt, das Grün vom Kupfer, das Gelb vom Eisen, das Rot vom Gold«.

»Von Gold?«, staunte Fould.

»Von kolloidalem Gold, ja. Das macht Rot teuer und schwer zu erhalten. Sobald die Zellen gefüllt sind, brennt man den Gegenstand in einem Ofen bei sehr hoher Temperatur – etwa achthundert Grad. Die Pulver schmelzen und verglasen. Aber beim Abkühlen ziehen sich die Emails zusammen. Man muss also Email hinzufügen und erneut brennen. Manchmal drei Mal, vier Mal, bis die Zellen gefüllt sind. Dann poliert man die Oberfläche. Und schließlich vergoldet man die Kupferdrähte und den Rest des Metallträgers«.

»Eine Titanenarbeit«.

»Eine Arbeit, die Jahre für ein einziges Stück dauern kann. Die großen Cloisonné-Vasen beschäftigen manchmal einen Handwerker für drei oder vier Jahre«.

Bessières öffnete die Vitrine und holte die erste Vase heraus. Ein zylindrisches Stück, etwa dreißig Zentimeter hoch, bedeckt mit einem floralen Dekor auf türkisblauem Hintergrund.

»Dieses Blau. Was man Jingtai-Blau nennt, nach dem Kaiser Jingtai, der Mitte des 15. Jahrhunderts regierte. Er war es, der das Cloisonné-Email zu einer kaiserlichen Kunst machte. Vor ihm ein minderes Handwerk. Nach ihm eine große Kunst«.

Fould nahm die Vase vorsichtig. Sie war schwerer als sie aussah.

»Die Farben sind so lebendig, so rein. Man könnte meinen, sie wären gestern aufgetragen worden«.

»Die Qualität der chinesischen Emails. Sie trüben nicht mit der Zeit. Ein vierhundert Jahre altes Cloisonné hat dieselben Farben wie ein neues«.

Lambert untersuchte das Dekor genau.

»Diese Blumen... sind das Lotusblüten?«

»Lotusblüten und Pfingstrosen, mon Colonel. Symbole der Reinheit und des Reichtums. Blumenmotive sind sehr häufig. Aber die Feinheit der Arbeit... Jedes Blütenblatt ist in einer separaten Zelle. Und in jeder Zelle hat das Email einen anderen Farbton. Es gibt blasses Rosa, kräftigeres Rosa, cremiges Weiß.

Diese Abstufungen sind gewollt, berechnet. Der Handwerker hat sorgfältig gewählt, welches Email in welche Zelle kommt, um diesen Effekt von Tiefe, Relief zu schaffen«.

»Malen mit Glas«.

»Genau, mon Commandant«.

Sie verbrachten die nächste halbe Stunde damit, die Sammlung zu untersuchen. Es gab Vasen aller Größen, Kisten, Teller, Räuchergefäße. Ein Gegenstand erregte besonders ihre Aufmerksamkeit: ein Räuchergefäß in Form einer Mandarinente, zwanzig Zentimeter hoch.

»Fabelhaft«, rief der Oberst und hob es hoch. »Jede Feder ist cloisonniert. Die Farbabstufungen... Orangerot am Kopf, das in Dunkelbraun am Körper übergeht. Und das Auge... eine schwarze Pupille mit einem weißen Lichtpunkt«.

»Die Handwerker arbeiteten mit Lupen. Für die feinsten Details benutzten sie sogar Vergrößerungslupen, die auf Halterungen montiert waren, wie die von Uhrmachern. Einige Stücke erforderten ein solches Maß an Konzentration, dass ein Handwerker nur zwei oder drei Stunden am Tag arbeiten konnte«.

»Zwei oder drei Stunden am Tag«, wiederholte Fould. »Über vier Jahre«.

»Etwa dreitausend Stunden für einen einzigen Gegenstand«.

Der Hauptmann stellte die Ente zurück in die Vitrine und richtete sich auf.

»Wie viele nehmen wir, mon Colonel?«

»Schwer zu sagen. Es müssen sechzig Stücke sein? Achtzig?«

»Mindestens achtzig«, bestätigte der Oberst, nachdem er die Vitrinen umrundet hatte.

»Wir können nicht alle nehmen. Sie sind zu schwer. Bronze wiegt. Wenn wir achtzig nehmen, sind das Hunderte von Kilos allein für die Cloisonnés«.

»Wie viele, Hauptmann?«

Bessières überlegte und ließ seinen Blick über die Sammlung schweifen.

»Siebenundvierzig. Die schönsten Stücke jeder Periode. Jingtai, Qianlong, einige neuere Stücke. Und diese Ente natürlich«.

»Die Ente gehört mir«, scherzte der Kommandant.

»Pardon, mon Commandant?«

»Ich scherze. Aber wenn diese Gegenstände eines Tages verkauft werden, behalte ich mir das Recht vor, diese Ente zu kaufen«.

»Wenn sie verkauft werden, wird das in einem Jahrhundert sein, mon Commandant. Sie werden schon lange tot sein«.

»Dann werden meine Enkelkinder sie kaufen. Ich werde ihnen davon in meinem Testament erzählen«.

Trotz der angespannten Atmosphäre lächelten sie.

Fould notierte in seinem Notizbuch: »Siebenundvierzig Cloisonné-Emails. Hauptsächlich Jingtai- und Qianlong-Perioden. Vasen, Kisten, Räuchergefäße, dekorative Tiere«.

»Wo stehen wir, Hauptmann?«

Bessières zählte schnell.

»Dreiundfünfzig Porzellane, siebenundvierzig Cloisonnés. Hundert Gegenstände. Wir brauchen noch zweihundert«.

»Die Jade«, sagte der Oberst. »Wir haben die Jade noch nicht gesehen. Und nach dem, was ich gehört habe, ist die Jade-Sammlung des Kaisers fabelhaft«.

»Sie ist im Nebensaal, mon Colonel. Gehen wir«.

Der Saal der kaiserlichen Jade

Sie durchquerten einen Vorraum und betraten einen kleineren Raum, mit gelber Seide bespannt – der kaiserlichen Farbe. Die Beleuchtung war gedämpft, fast mystisch. Vitrinen aus Rosenholz mit Glastüren, entlang der vier Wände angeordnet,

enthielten was zweifellos die schönste Jade-Sammlung ganz Chinas war.

Sie blieben auf der Schwelle stehen, ergriffen von dem, was sie entdeckten. Selbst durch das Glas der Vitrinen, selbst im Halbdunkel, schienen die Jade-Stücke mit einem inneren Licht zu leuchten.

»All diese Stücke«, sagte Lambert.

Es gab Hunderte von Gegenständen. Schalen, Skulpturen, Zepter, Schmuck, rituelle Gegenstände. Und im Gegensatz zu dem, was sie sich vorgestellt hatten, war Jade nicht immer grün. Sie zeigte sich in einer erstaunlichen Farbpalette: milchig weiß, blassgrün, dunkelgrün, grau, braun, orange, sogar mauve.

»Ich dachte, Jade wäre immer grün«, staunte der Kommandant.

»Ein weit verbreiteter Irrtum«, antwortete Bessières. »Jade bezeichnet tatsächlich zwei verschiedene Mineralien: Nephrit und Jadeit. Nephrit, seit dem Neolithikum abgebaut, bietet eine Farbpalette von Weiß bis Dunkelgrün, über Creme-, Grau- oder Brauntöne. Jadeit, seltener und wertvoller, erst im 18. Jahrhundert in Burma entdeckt, zeigt lebendigere Farben: Smaragdgrün, Mauve, Orange, reines Weiß«.

Er näherte sich der ersten Vitrine, zog einen Schlüssel aus seiner Tasche – General Montauban hatte ihm alle Schlüssel des Palastes übergeben – und öffnete die Glastür.

»Dieses Stück, meine Herren«.

Er holte eine Skulptur heraus, die den beiden anderen Ausrufe entlockte. Ein Berg aus weißer Jade, etwa fünfzig Zentimeter hoch und fast einen Meter breit. Aus einem einzigen Block durchscheinender weißer Nephrit geschnitzt, stellte sie eine Landschaft schneebedeckter Gipfel von verblüffendem Realismus dar.

Er stellte sie auf einen Tisch in der Mitte des Raumes, und sie versammelten sich darum.

Die Skulptur war von atemberaubender Komplexität. Dutzende von Felsgipfeln erhoben sich in verschiedenen Höhen und schufen eine Tiefe, eine Perspektive, die das Verständnis herausforderte. Miniatur-Kiefern klammerten sich an steile Hänge. Geschnitzte Wasserfälle schienen zwischen den Felsen zu fließen. Winzige Eremiten wanderten auf steilen Pfaden und strebten zu Pavillons, die auf Klippengipfeln thronen. Stilisierte Wolken schwebten zwischen den Gipfeln und schufen eine Atmosphäre von Geheimnis und Spiritualität.

»Wie ist das möglich?«, flüsterte der Kommandant. »Wie kann man etwas so Komplexes in einen so harten Stein schnitzen?«

»Mit Zeit. Viel Zeit. Diese Skulptur hat zehn Jahre Arbeit erfordert. Vielleicht fünfzehn. Vielleicht zwanzig.«

»Zwanzig Jahre!«, rief der Oberst. »Das ist unvorstellbar!«

»Für uns, ja, mon Colonel. Aber für die Chinesen normal. Die Zeit hat hier einen anderen Wert. Sie haben es nicht eilig. Sie verstehen, dass bestimmte Dinge nicht überstürzt werden können.«

Lambert beugte sich über die Skulptur und untersuchte die Details mit einer Lupe.

»Die Eremiten. Man sieht ihre Gesichter. Man sieht ihre Gewänder. Man sieht sogar ihre Wanderstöcke. Diese Figuren sind nicht mehr als fünf Millimeter groß, und doch ist jedes Detail dargestellt!«

»Die Rückseite«, fügte der Hauptmann hinzu und drehte die Skulptur um.

Auf der Rückseite lief in sehr feinen Schriftzeichen ein langes Gedicht.

»Ein Gedicht von Qianlong. Es feiert die Schönheit der heiligen Berge, die spirituelle Suche der Eremiten, die Gelassenheit des zurückgezogenen Lebens fern vom Trubel des Hofes.«

»Können Sie es lesen, Hauptmann?«

»Einige Passagen, mon Colonel. Mein Chinesisch ist begrenzt. Aber ich verstehe den Kern. Hier zum Beispiel steht etwas wie: »In den ewigen Bergen findet der Geist Frieden.« Ungefähre Übersetzung, aber das ist die allgemeine Idee«.

»Kalt bei Berührung. Aber gleichzeitig... es gibt etwas Lebendiges. Spüren Sie es?«

»Was die Chinesen sagen. Sie glauben, dass Jade ein Qi besitzt. Für sie ist es ein lebendiger Stein«.

»Glauben Sie daran?«

»Nicht wirklich, mon Commandant. Halten Sie es ein paar Minuten. Es erwärmt sich, scheint sich der Temperatur Ihres Körpers anzupassen. Beunruhigend. Fast beängstigend«.

Der Oberst nahm die Skulptur. Tatsächlich schien sie nach einigen Sekunden nicht mehr so kalt.

»Seltsam«, gab er zu.

Sie stellten den Jadeberg zurück auf den Tisch und setzten ihre Erkundung fort.

Die Jadeschalen bildeten eine beeindruckende Kategorie. Der Hauptmann holte eine heraus, aus Celadon-Jade. Sie maß dreißig Zentimeter im Durchmesser.

»Die Dicke der Wände. Drei Millimeter, vielleicht weniger«.

Er stellte die Schale vor ein Fenster, wo noch etwas dämmriges Licht einfiel. Das Licht durchdrang die Jade und enthüllte innere Adern, Farbnuancen, die bei normalem Licht nicht sichtbar waren. Die Jade schien in einem unwirklichen grünen Schimmer aufzulodern.

»Magie«.

»Kunst, mon Commandant«, korrigierte der Hauptmann. »Sehr große Kunst. Um eine Schale von dieser Feinheit zu schnitzen, braucht es Jahre. Man kann sich nicht irren. Ein Schlag zu viel, übermäßiger Druck, und die Schale zerbricht. Die ganze Arbeit ist verloren«.

»Wie viele Schalen zerbrechen während des Prozesses?«

»Viele. Für jede Schale, die zur Perfektion gelangt, zerbrechen zehn oder zwanzig während der Arbeit. Diese Gegenstände repräsentieren nicht nur die Arbeit, die in das Stück selbst investiert wurde, sondern auch all die Arbeit, die in den zerbrochenen Stücken verloren ging«.

Die Henkel der Schale waren in Form von Miniaturdrachen geschnitzt. Jeder Drache, kaum fünf Zentimeter lang, zeigte Schuppen, Klauen, Schnurrhaare. Und die Körper der Drachen tauchten ins Innere, als ob sie die darin enthaltene Flüssigkeit tranken.

»Was für eine Vorstellungskraft. Drachen zu schnitzen, die aus der Schale trinken. Gleichzeitig funktional und poetisch«.

»Das chinesische Genie. Sie trennen niemals Funktion von Ästhetik. Für sie muss ein Gegenstand sowohl schön als auch nützlich sein. Kunst und Handwerk sind eins«.

Sie entdeckten dann die berühmten konzentrischen Kugeln. Der Oberst holte eine aus der Vitrine.

Eine Kugel aus grüner Jade, etwa zehn Zentimeter im Durchmesser. Aber als er sie in seinen Händen drehte, bemerkte er, dass es weitere Kugeln im Inneren gab, jede konnte frei rotieren.

»Wie viele Kugeln?«

Bessières zählte durch die zarten Perforationen.

»Sieben, mon Colonel. Sieben ineinander verschachtelte Kugeln«.

»Wie ist das möglich? Wie kann man Kugeln im Inneren einer Kugel schnitzen, ohne sie zu zerbrechen?«

»Niemand weiß es genau. Ein Geheimnis, das von den Handwerkern der kaiserlichen Werkstätten eifersüchtig gehütet wird. Man denkt, sie verwenden sehr feine Werkzeuge – Haken, Miniatur-Meißel – die durch kleine Löcher eingeführt werden.

Sie arbeiten sozusagen blind. Das erfordert eine Geschicklichkeit, eine Präzision, eine Geduld, die das Verständnis übersteigt«.

»Wie lange dauert es, ein Stück wie dieses zu schnitzen?«

»Drei Jahre, vier Jahre. Vielleicht mehr. Und jede Kugel ist mit einem anderen Motiv verziert. Man kann sie durch die Perforationen sehen. Die erste Kugel – die äußerste – ist mit Drachen verziert. Die zweite mit Phönixen. Die dritte mit Lotusblüten. Die vierte mit Wolken«.

Fould hatte sich auf einen Hocker gesetzt.

»Wissen Sie, was mich beeindruckt? Diese Gegenstände wurden nicht einmal benutzt. Sie wurden hier aufbewahrt, in diesen Vitrinen, gelegentlich bewundert. All diese Jahre der Arbeit, all dieses Genie, für Gegenstände, die ihr Dasein in Schränken eingeschlossen verbrachten«.

»Aber das war genau ihre Funktion, mon Commandant. Diese Gegenstände waren nicht dazu bestimmt, im praktischen Sinne benutzt zu werden. Sie waren dazu bestimmt, betrachtet, bewundert, meditiert zu werden. Für die Chinesen bedeutete der Besitz einer schönen Jade, ein Stück Ewigkeit zu besitzen. Eine Verbindung zu den Vorfahren, zur Vergangenheit, zu künftigen Generationen«.

Sie arbeiteten schnell, öffneten Vitrine um Vitrine, untersuchten, verglichen, notierten. Die rituellen Gegenstände faszinierten sie. Bi-Scheiben, Symbole des Himmels, aus dem Neolithikum. Cong-Röhren, Symbole der Erde, mehrere Jahrtausende alt. Gui-Tafeln für kaiserliche Zeremonien. Ruyi-Zepter in Jade verschiedener Farben.

Es gab auch persönlichere Gegenstände. Gürtelschnallen, Anhänger, Mandarinenknoöpfe, Ringe. Eine weiße Jade-Schnalle in Gold gefasst erregte ihre Aufmerksamkeit. Die Jade war mit einer Jagdszene graviert, auf der berittene Bogenschützen Hirsche in einem Kiefernwald verfolgten. Das Gold der Fassung

war mit Fledermaus-Motiven ziseliert – Symbol des Glücks im Chinesischen.

»Nehmen wir diese«, entschied Lambert. »Sie ist exquisit«.

Nach einer Stunde hatten sie siebenundsechzig Jade-Gegenstände ausgewählt. Geschnitzte Berge, Schalen, konzentrische Kugeln, rituelle Gegenstände, Schmuck. Jeder ein einzigartiges, unersetzliches Meisterwerk.

Der Hauptmann notierte alles in seinem Notizbuch und zählte dann:

»Dreiundfünfzig Porzellane, siebenundvierzig Cloisonnés, siebenundsechzig Jade. Hundertsiebenundsechzig Gegenstände. Wir brauchen noch hundertdreiunddreißig«.

Die Nacht war hereingebrochen. Durch die Fenster sah man Laternen im ganzen Palast aufleuchten. Die Soldaten setzten ihre nächtliche Plünderung fort. Gelächter und Gesänge stiegen in der Dunkelheit auf.

»Es ist zu spät, um heute Abend weiterzumachen«, erklärte der Oberst. »Wir sehen nichts mehr«.

»Sie haben recht, mon Colonel. Kehren wir zu unseren Quartieren zurück. Wir machen morgen im Morgengrauen weiter. Ein langer Tag erwartet uns«.

Sie schlossen die Vitrinen, löschten die Laternen, die sie angezündet hatten, und verließen den Jadesaal. Im Korridor trafen sie auf eine Gruppe von Zuaven, die Kisten voller gestohlener Gegenstände transportierten. Einer trug über seiner Uniform eine gelbe Seidenrobe. Ein anderer hatte einen Mandarinenhut aufgesetzt und brachte seine Kameraden mit Grimassen zum Lachen.

»Sie verkleiden sich mit den kaiserlichen Gewändern«, knurrte Lambert angewidert. »Obszön«.

»Das ist der Krieg. Im Krieg ist alles erlaubt«.

»Alles? Wirklich alles? Gibt es keine Grenzen?«

»Anscheinend nicht«.

Sie gingen schweigend zu ihren Quartieren, jeder in seine Gedanken versunken. Dieser erste Inventartag hatte sie erschöpft – körperlich natürlich, aber vor allem moralisch. Sie hatten Wunderwerke betrachtet, Meisterwerke berührt, Gegenstände von unschätzbbarer Schönheit und Wert gehandhabt. Und gleichzeitig hatten sie sich des Ausmaßes dessen bewusst gemacht, was sie gerade taten.

In dieser Nacht schlief keiner der drei gut. Sie blieben wach in ihren Feldbetten, hörten die Geräusche der Plünderung, die im Palast weiterging, dachten an all diese Gegenstände, die verschwinden, brennen, für immer zerstört werden würden.

Und am frühen Morgen, als die Trompete zum Wecken blies, erhoben sie sich mit einem einzigen Gedanken: Es blieb ihnen ein Tag. Sie mussten schnell arbeiten. Retten, was gerettet werden konnte. Wenigstens einige dieser Schätze bewahren, bevor alles in Flammen aufging.

Die Ahnenbronzen

Am 8. Oktober, um fünf Uhr morgens, trafen sich die drei Kommissare vor dem Bronzesaal. Der Hauptmann hatte verhärmte Züge, Ringe unter den Augen. Der Kommandant ging steif, der Rücken schmerzhaft. Nur der Oberst schien fit, obwohl sein Blick eine tiefe Melancholie verriet.

»Meine Herren«, begann Lambert und zog seinen Schlüsselbund hervor, »heute ist unser letzter vollständiger Tag. Wir müssen noch die Bronzen, die Textilien, die Gelehrtengegenstände und die Uhren inventarisieren. Wir müssen effizient sein«.

Der Bronzesaal befand sich in einem separaten Flügel des Palastes, in einem älteren Gebäude als die anderen. Die Architektur war schlichter, strenger. Die Wände waren aus nacktem Stein, ohne die üppigen Dekorationen, die man

anderswo fand. Ein schlichtes Gehäuse, das die Aufmerksamkeit nicht ablenkte.

Als sie den Saal betraten, waren sie beeindruckt von der Atmosphäre des Ortes. Das morgendliche Licht fiel durch hohe, schmale Fenster und warf goldene Strahlen auf die Gegenstände, die auf Sockeln aus schwarz lackiertem Holz angeordnet waren.

Die Bronzen waren von beeindruckender Größe. Einige dreibeinige Kessel maßen über einen Meter Höhe. Ihre Oberfläche, bedeckt mit einer grünschwarzen Patina, die von ihrem ehrwürdigen Alter zeugte, war mit archaischen Motiven von faszinierender Fremdartigkeit graviert.

Der Oberst näherte sich dem ersten Gegenstand, einem großen Ding – einem rituellen Dreibeinkessel der Shang-Dynastie.

»Dieser muss dreitausend Jahre alt sein. Vielleicht sogar dreitausendfünfhundert«.

Die Bronze war massiv und wog zweifellos mehr als hundert Kilogramm. Die drei Füße, in Form stilisierter Tierpfoten, versenkten sich tief in den Sockel.

»Dreitausendfünfhundert Jahre«, murmelte der Kommandant.

»Dieser Gegenstand existierte bereits, als Moses die Hebräer aus Ägypten führte«.

»Er existierte vorher, mon Commandant«, korrigierte der Hauptmann. »Die Shang-Dynastie beginnt um 1600 vor unserer Zeitrechnung. Dieser Gegenstand war bereits alt, als Troja fiel. Als Rom gegründet wurde, war er bereits tausend Jahre alt«.

Der Oberst berührte die gravierten Motive. Sie stellten Masken fantastischer Kreaturen mit kugelförmigen Augen, scharfen Zähnen, gebogenen Hörnern dar.

»Was ist das, Hauptmann? Dämonen?«

»Man nennt sie Taotie. Dämonen- oder Göttermasken. Niemand weiß genau, was sie darstellen. Archäologen debattieren noch. Einige denken, es seien schützende Gottheiten, die bei Zeremonien von Opfern an die Ahnen angerufen wurden.

Andere denken, es seien böse Geister, die die Ahnen im Jenseits bekämpfen mussten. Wieder andere schätzen, es handle sich um symbolische Darstellungen königlicher Macht.

»Sie sind beängstigend. Diese Augen, diese Zähne... Man könnte meinen, sie würden uns verschlingen«.

»Das war vielleicht der Zweck. Erschrecken, beeindrucken, Macht manifestieren. Diese Bronzen wurden bei großen Zeremonien verwendet. Stellen Sie sich vor: Dutzende von Kesseln wie dieser, aufgereiht in einem Ahnentempel, beleuchtet von Fackeln. Dampf steigt auf von den Opfertöpfen, die man darin kocht. Priester in rituellen Gewändern psalmodieren Beschwörungen«.

Der Kommandant ging um den Kessel herum und untersuchte ihn von allen Seiten.

»Wie schmolzen sie zu dieser Zeit Bronze? Und wie schufen sie Stücke dieser Größe?«

»Mit einer ausgeklügelten Technik. Sie verwendeten mehrteilige Formen. Sie schnitzten zuerst ein Modell in Ton mit allen Details. Dann schufen sie Formen um dieses Modell. Sie gossen geschmolzene Bronze, eine Legierung aus Kupfer und Zinn. Nach dem Abkühlen zerbrachen sie die Formen, um die Bronze zu extrahieren«.

»Und die Temperatur?«

»Etwa zwölfhundert Grad. Mit den Öfen der damaligen Zeit eine Leistung. Sie mussten hochwertiges Holzkohle verwenden, leistungsstarke Blasebälge, um die Flammen anzufachen. Und sie mussten die Temperatur mit rigoröser Präzision kontrollieren«.

Der Oberst hatte sich hingekniet, um das Innere des Kessels zu untersuchen.

»Hier sind Inschriften. Im Inneren«.

Der Hauptmann beugte sich vor. Tatsächlich bildeten im Inneren gravierte archaische Schriftzeichen mehrere Textspalten.

»Altchinesisch. Sehr alt. Ich kann es nicht lesen. Diese Zeichen unterscheiden sich von der modernen Schrift. Aber im Allgemeinen geben diese Inschriften an, für wen die Bronze gegossen wurde. Der Name eines Königs, eines Adligen, eines wichtigen Vorfahren. Und sie beschreiben oft den Anlass«.

»Wie Geschichtsbücher«, bemerkte der Kommandant. »Diese Bronzen erzählen die Geschichte des alten China«.

»Genau. Für chinesische Historiker sind diese Bronzen unersetzliche Dokumente. Sie enthalten Informationen, die man nirgendwo sonst findet«.

»Und doch werden wir einige nehmen«, sagte der Oberst bitter.

»Ja, mon Colonel. Aber wenigstens werden wir sie bewahren. Sie werden studiert, bewundert, in Museen aufbewahrt. Besser als sie hier zu lassen, damit sie von Soldaten eingeschmolzen werden, die daraus Kanonenkugeln machen«.

Sie setzten ihre Untersuchung fort. Die Sammlung umfasste Dutzende von Stücken: Ding verschiedener Größen, Gui, Yi, Zun, You.

Eine You-Vase erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie maß vierzig Zentimeter Höhe und zeigte eine elegante Form: ein eiförmiger Körper, überragt von einem gewölbten Deckel, alles ruhend auf einem kreisförmigen Fuß. Der Henkel war in Form eines Drachen geschnitzt, dessen Körper sich vom Deckel bis zum Fuß der Vase schlängelte.

»Dieser Drache«, staunte der Kommandant. »Jede Schuppe ist ziseliert. Und die Augen – sie sind mit Gold eingelegt«.

»Mit Gold?«, staunte der Oberst.

»Ja, mon Colonel. Eine Technik namens Gold-Einlage. Man gräbt kleine Löcher in die Bronze, setzt Golddrähte ein, hämmert sie fest. Reserviert für die wertvollsten Stücke«.

Lambert untersuchte den Deckel.

»Es gibt ein Tier auf dem Deckel. Ein Tiger, scheint es«.

»Ja, mon Colonel, ein liegender Tiger. Beschützendes Tier. Die Deckel dieser Vasen waren oft mit Tieren verziert – Tiger, Elefanten, mythische Vögel. Jedes Tier hatte eine symbolische Bedeutung«.

Fould, der die Runde durch den Saal gemacht hatte, kam zu ihnen zurück.

»Es müssen etwa fünfzig Bronzen hier sein, mon Colonel. Wir können nicht alle nehmen. Sie sind zu schwer«.

»Nein, in der Tat, Kommandant. Ich schlage vor, dass wir dreiundzwanzig nehmen. Die schönsten, die ältesten, die am besten erhaltenen. Eine Zahl, die die Vielfalt dieser Sammlung gut repräsentiert, ohne unmöglich zu transportieren zu sein«.

Sie verbrachten die nächsten zwei Stunden mit der Auswahl der Stücke. Eine schwierige Arbeit. Jede Bronze hatte ihre Vorzüge.

»Diese oder die da?«, fragte der Kommandant und zeigte auf zwei Ding ähnlicher Größe.

»Diese«, entschied der Oberst nach sorgfältiger Prüfung. »Die Inschriften sind länger, detaillierter«.

»Und dieses Gui? Nehmen wir es?«

»Ja. Die Patina ist herrlich. Dieses Jadegrün. Es muss Jahrhunderte lang begraben gewesen sein, bevor es ausgegraben wurde. Die Oxidation des Kupfers bei Kontakt mit der Bodenfeuchtigkeit hat diese Farbe geschaffen«.

Nach und nach wurde ihre Liste länger. Um zehn Uhr morgens hatten sie dreiundzwanzig Bronzen ausgewählt, von der Shang-Dynastie bis zu den Han. Ein Konzentrat von fünfzehnhundert Jahren chinesischer Geschichte.

Der Oberst notierte die Summen in seinem eigenen Notizbuch:

»Dreiundfünfzig Porzellane. Siebenundvierzig Cloisonnés. Siebenundsechzig Jade. Dreiundzwanzig Bronzen. Summe: hundertneunzig Gegenstände. Wir brauchen noch hundertzehn«.

»Als Nächstes die Textilien«, schlug der Kommandant vor. »Die kaiserlichen Roben. Der General wird froh sein, einige davon zu haben, um sie Kaiserin Eugénie anzubieten«.

»Gute Idee. Der Saal der Zehntausend Schönheiten. Gehen wir«.

Der Textiliensaal

Sie durchquerten mehrere Innenhöfe, entlang von Becken, auf denen noch aufgeblühte Lotusblüten schwammen – unbewusst des Chaos, das um sie herum herrschte. Soldaten kreuzten sie, die gestohlene Gegenstände transportierten. Einer trug eine Ming-Vase unter jedem Arm. Ein anderer hatte eine Seidenrolle um seine Taille wie einen Gürtel gewickelt. Ein Dritter hatte sich aus einem bestickten Banner einen Turban gemacht.

»Erbärmlich«, flüsterte der Oberst. »Sie merken nicht einmal den Wert dessen, was sie stehlen«.

»Wenigstens zerstören sie es nicht, mon Colonel«.

Der Saal der Zehntausend Schönheiten war eine lange Galerie, die die Eunuchen benutzt hatten, um die kaiserlichen Textilien aufzubewahren. Die Wände waren bedeckt mit Sandelholzschränken, deren Duft den Raum mit einem betörenden Parfüm erfüllte.

Viele Schränke waren bereits aufgebrochen worden. Stoffe lagen auf dem Boden, von Soldaten zertrampelt. Roben waren zerrissen worden, zweifellos von Männern, die Stücke abschneiden wollten, um daraus Taschentücher oder Schals zu machen.

Dutzende von Roben bedeckten den Boden. Einige waren mit dem Messer zerschnitten worden. Andere trugen Spuren schlammiger Stiefel. Eine kaiserlich gelbe Seidenrobe – die zweifellos zwei Jahre Arbeit erfordert hatte – war in zwei Teile zerrissen worden.

Der Kommandant bückte sich, hob ein Fragment bestickter Seide auf. Der Stoff, von großer Feinheit, war mit einem

goldenen Drachen verziert, gestickt in Gold- und Silberfäden. Aber er war zertrampelt, beschmutzt, beschädigt worden.

»Ein Desaster. Ein echtes Desaster«.

»Durchsuchen wir die Schränke, die noch nicht geöffnet wurden«, befahl der Oberst. »Es bleiben einige am Ende der Galerie. Vielleicht finden wir intakte Stücke«.

Sie gingen zum Ende des Saales, wo etwa zehn Schränke, geschlossen und intakt, warteten. Der Oberst zog seinen Schlüsselbund hervor, suchte den richtigen, öffnete den ersten Schrank.

Im Inneren, eingewickelt in Reispapier dünn wie ein Spinnennetz, lagen perfekt erhaltene kaiserliche Hofroben.

Bessières holte die erste Robe mit unendlichen Vorsichtsmaßnahmen heraus. Der Stoff war eine wilde Seide von außergewöhnlicher Qualität, von einem leuchtenden Kaisergelb, das von innen zu glänzen schien. Vorne und hinten, gestickt in Gold-, Silber- und polychromen Seidenfäden, erschienen die zwölf kaiserlichen Symbole: die Sonne, der Mond, Sterne, Berge, Drachen, Fasane, rituelle Gefäße, Wasserpflanzen, Flammen, Reiskörner, ein Beil, das Fu-Symbol für Glück.

»Diese Stickerarbeit«, sagte der Kommandant. »Jede Schuppe des Drachen ist gestickt. Man sieht die Reliefs, die Schatten, die Lichter. Wie ein dreidimensionales Gemälde«.

Der Oberst hatte sich genähert, trotz allem fasziniert.

»Wie lange dauert es, eine Robe wie diese zu sticken, Hauptmann?«

»Mindestens zwei Jahre, mon Colonel. Die Stickerinnen des Palastes widmeten dem ihr ganzes Leben. Sie begannen ihre Ausbildung im Alter von sieben oder acht Jahren. Mit fünfzehn waren sie in der Lage, einfache Stücke zu sticken. Mit fünfundzwanzig Jahren vertraute man ihnen die kaiserlichen Roben an. Einige von ihnen verbrachten ihr ganzes Leben mit

Sticken, bis ihre Augen die Anstrengung nicht mehr ertragen konnten«.

»Ihr ganzes Leben. Um einen Kaiser zu kleiden, der diese Robe nur einmal tragen wird, bei einer großen Zeremonie«.

»Das war ihre Ehre. Für diese Stickerinnen war die Teilnahme an der Schaffung einer kaiserlichen Robe der Höhepunkt eines ganzen Lebens der Arbeit. Ihre Art, dem Reich zu dienen, an der Größe der Dynastie teilzuhaben«.

Sie öffneten die anderen Schränke. Jeder enthielt Wunderwerke. Fünfklauiige Drachenroben, dem Kaiser vorbehalten. Vierklauen-Drachenroben für die Prinzen des Blutes. Ärmellose Überkleider, bestickt mit verheißungsvollen Schriftzeichen. Prozessionsbanner, mehrere Meter lang, auf denen in Relief gestickte Drachen in goldenen Wolken zu fliegen schienen.

Ein Gegenstand faszinierte sie besonders: ein Paravent aus zwölf Paneelen, jedes zwei Meter hoch und fünfzig Zentimeter breit. Jedes Paneel bestand aus Seide, gespannt auf einen Rahmen aus Rosenholz, und auf jedem Paneel war – ja, gemalt, nicht gestickt – eine Szene der Vier Jahreszeiten gemalt.

Der Frühling zeigte Pflaumenblüten beim Aufblühen. Der Sommer, aufgeblühte Lotusblüten auf einem Teich. Der Herbst, Chrysanthemen unter dem Mond. Der Winter, Kiefernzweige, die sich unter dem Schnee beugen.

»Direkt auf die Seide gemalt«, staunte der Hauptmann. »Die Feinheit der Pinselstriche... Man könnte meinen, es sei ein Werk von Shen Zhou oder Tang Yin. Ein Meister der Ming-Periode«.

»Denken Sie, es ist das Werk eines berühmten Malers, Hauptmann?«

»Möglich, mon Commandant. Oder eines Hofmalers, dessen Name nicht erhalten geblieben ist. In China sind viele Werke anonym. Die Künstler signierten nicht immer ihre Schöpfungen. Sie betrachteten das Werk als wichtiger als seinen Schöpfer«.

Der Oberst untersuchte die Rückseite des Paravents.

»Hier ist etwas geschrieben. Gedichte, scheint es«.

Tatsächlich war auf der Rückseite jedes Paneels ein Gedicht in eleganten Schriftzeichen kalligraphiert.

»Gedichte über die Jahreszeiten. Komponiert vom Kaiser selbst, zweifellos«.

Sie verbrachten die nächste Stunde damit, die Textilien auszuwählen. Dreißig Stücke insgesamt: zehn kaiserliche Roben, fünf bestickte Überkleider, zehn Prozessionsbanner und fünf bemalte Seidenparavents, darunter der der Vier Jahreszeiten.

»Hundertneunzig plus dreißig«, rechnete der Oberst. »Zweihundertzwanzig. Wir brauchen noch achtzig Gegenstände«.

»Die Gelehrtengegenstände und die Uhren. Wir haben den Nachmittag, um sie zu untersuchen«.

»Gehen wir zuerst zum Mittagessen«, schlug der Kommandant vor. »Ich sterbe vor Hunger. Und wir brauchen Ruhe«.

Sie kehrten zu ihren Quartieren zurück, wo ein requirierter chinesischer Koch ein einfaches Essen zubereitet hatte: Reis, gebratenes Gemüse, gegrillter Fisch. Sie aßen schweigend, zu müde zum Sprechen.

Aber in jedem Kopf kreisten die gleichen Gedanken. Bald würde all dies brennen. Der Palast, die Gärten, die Pavillons, die Tempel. Alles würde zu Asche werden. Und sie hatten nur dreihundert Gegenstände gerettet. Dreihundert Gegenstände von Zehntausenden.

Die Gelehrtengegenstände und die Uhren

Der Nachmittag des 8. Oktober war den letzten zu inventarisierenden Werken gewidmet. Der Saal der Gelehrtengegenstände war ein kleiner Raum, aber jeder Quadratzentimeter war mit Schätzen gefüllt.

Die drei Kommissare betraten den Saal mit einer gewissen Müdigkeit. Zwei Tage intensiver Inventarisierung hatten sie erschöpft. Aber sie mussten weitermachen. Die Zeit drängte.

»Diese Regale enthalten alles, was ein chinesischer Gelehrter verwendet, um die Künste zu praktizieren: Kalligraphie, Malerei, Poesie«, erklärte der Hauptmann. »Die Chinesen nennen das die ›Vier Schätze des Gelehrten‹: den Pinsel, die Tinte, das Papier und den Tuschermal-Stein«.

Er hob einen Tuschestein hoch, geschnitzt aus einem Block violetten Gesteins, durchzogen von goldenen Linien.

»Dies ist ein Duan-Stein. Er kommt aus einem berühmten Steinbruch in der Provinz Guangdong. Diese natürlichen Markierungen im Gestein. Man nennt sie ›Steinaugen‹. Je mehr Augen ein Stein hat, desto wertvoller ist er. Dieser hier hat acht. Äußerst selten«.

»Wozu dient ein Tuschestein, Hauptmann?«, fragte der Oberst.

»Man reibt den Tuschestab damit mit etwas Wasser. Die Reibung des Stabs gegen den Stein erzeugt flüssige Tinte von höchster Qualität. Und der Kalligraph kann genau die Verdünnung, Dicke, Intensität des Schwarz kontrollieren. Unerlässlich, um die gewünschten Nuancen zu erhalten«.

Er zeigte ihnen die Kalligraphiepinsel, in Etuis aus lackiertem Bambus aufbewahrt. Einige waren sehr alt, ihre Bambusgriffe von Jahrhunderten der Benutzung patiniert.

»Dieser Pinsel hätte dem Kalligraphen Wang Xizhi gehört. Jin-Dynastie. 4. Jahrhundert nach Christus«.

»Sechzehnhundert Jahre?«, rief der Kommandant.

»Das behauptet das Etikett. Wahrscheinlich übertrieben. Die Chinesen lieben es, Gegenstände berühmten Persönlichkeiten zuzuschreiben. Aber dieser Pinsel ist sicherlich sehr alt. Die Haare stammen aus Schwänzen mandschurischer Wiesel. Die besten Pinsel der Welt. Und trotz der Jahrhunderte sind sie immer noch geschmeidig, elastisch«.

Lambert untersuchte eine Sammlung von Siegeln – kleine gravierte Steinblöcke, die verwendet wurden, um Dokumente und Kunstwerke zu signieren.

»Es gibt Hunderte. Alle unterschiedlich. Dieser hier ist aus weißer Jade. Und der da aus rotem Karneol. Und dieser andere aus geschnitztem Elfenbein«.

»Siegel sind sehr wichtig in der chinesischen Kultur, mon Colonel. Ein Gelehrter besitzt oft Dutzende verschiedener Siegel. Einige tragen seinen Namen, andere seine Titel, wieder andere philosophische Devisen oder Gedichte. Man wählt, welches Siegel man anbringt, je nach Anlass, je nach Stimmung, je nach Botschaft, die man übermitteln möchte«.

Der Kommandant hatte eine Sammlung von Pinselruhen aus Porzellan, Jade und Bronze entdeckt. Einige hatten die Form von Miniaturbergen. Andere stellten Tiere dar – Drachen, Löwen, himmlische Hunde.

»Selbst die nützlichsten Gegenstände sind Kunstwerke. Diese Pinselruhe in Form eines Berges. Sie ist aus einem einzigen Block grüner Jade geschnitzt. Die Kiefern, die Wasserfälle, die Pavillons... eine Skulptur für sich«.

»Für die Chinesen gibt es keine Trennung zwischen Kunst und Handwerk«, wiederholte der Hauptmann. »Ein nützlicher Gegenstand muss schön sein. Und ein schöner Gegenstand muss nützlich sein«.

Sie wählten fünfundvierzig Gelehrtengegenstände aus. Tuschesteine, Pinsel, Pinselruhen, Siegel, Tintenkästen, Kalligraphierrollen. Jedes Stück war ein Konzentrat chinesischer Gelehrtenästhetik.

»Zweihundertzwanzig plus fünfundvierzig«, rechnete der Oberst. »Zweihundertfünfundsechzig. Wir brauchen noch fünfunddreißig Gegenstände. Die Uhren werden uns erlauben, zu vervollständigen«.

Die westlichen Gemächer des Palastes, im 18. Jahrhundert von den Jesuiten erbaut, beherbergten die Uhren- und Automatenammlung des Kaisers Qianlong. Diese Stücke, aus Europa zu großen Kosten importiert, repräsentierten den Höhepunkt der westlichen Uhrmacherei und Mechanik.

Als die drei Kommissare den Saal betraten, blieben sie abrupt stehen, geblendet.

Der Raum ähnelte einer fantastischen Uhrmacherwerkstatt. Dutzende von Uhren aller Größen waren auf Tischen, Regalen, Konsolen angeordnet. Einige maßen kaum zwanzig Zentimeter Höhe. Andere, monumental, erhoben sich auf fast drei Meter.

Aber es waren nicht einfach Uhren. Automaten, mechanische Wunderwerke, die Uhrmacherei mit Bildhauerei, Malerei, Musik, Animation kombinierten.

Die spektakulärste war eine Automaten-Uhr von fast zwei Metern Höhe, realisiert vom Londoner Uhrmacher James Cox.

Das Gehäuse, aus vergoldeter und emaillierter Bronze, stellte einen chinesischen Pavillon mit mehreren Stockwerken dar. Im Erdgeschoss, sichtbar durch Glasfenster, befanden sich Miniaturfiguren: ein Kaiser auf seinem Thron sitzend, Mandarinen an seinen Seiten stehend, Musiker mit ihren Instrumenten, Tänzerinnen mitten in der Bewegung erstarrt.

»Funktioniert das noch, Hauptmann?«

»Versuchen wir es, mon Colonel.«

Der Hauptmann suchte den Aufziehmechanismus, fand einen Schlüssel, der an der Rückseite des Gehäuses hing, setzte ihn in das vorgesehene Loch ein und begann zu drehen. Die Federn spannten sich. Man hörte das Klicken der Zahnräder, die sich in Position setzten.

Dann, plötzlich, erwachte die Uhr zum Leben.

Eine kristallklare Melodie erhob sich von einem Glockenspiel aus vierundzwanzig Glocken. Die Türen des Pavillons öffneten sich. Der Kaiser erhob sich von seinem Thron und verbeugte

sich dreimal. Die Mandarinen verbeugten sich ihrerseits. Die Musiker begannen zu spielen – oder vielmehr das Spiel ihrer Instrumente nachzuahmen, denn die Musik kam vom Glockenspiel. Die Tänzerinnen begannen sich anmutig zu drehen.

Zwei Minuten lang belebte sich das kleine mechanische Theater vor ihren staunenden Augen. Dann, allmählich, verlangsamten sich die Bewegungen. Die Figuren kehrten in ihre Ausgangspositionen zurück. Die Türen schlossen sich. Stille senkte sich herab.

»Lebendig«, murmelte der Oberst. »Ich hatte den Eindruck, sie wären lebendig«.

»Mechanisches Genie. James Cox war einer der größten Uhrmacher seiner Zeit. Seine Automaten sind Vermögen wert. Dieser hier muss das Äquivalent von zehn Jahren Arbeiterlohn gekostet haben. Vielleicht mehr«.

Der Kommandant untersuchte den Mechanismus durch eine Öffnung auf der Rückseite.

»Es gibt Hunderte von Zahnrädern da drin. Wie kann man so komplexe Mechanik entwerfen?«

»Mit Genie und Geduld. Diese Uhrmacher verbrachten Jahre damit, ihre Automaten zu entwerfen und herzustellen. Jedes Teil wurde von Hand gefertigt, mit extremer Präzision angepasst. Luxushandwerk, reserviert für Könige und Kaiser«.

Sie entdeckten weitere Herrlichkeiten. Eine Uhr in Form eines Elefanten, der jede Stunde seinen Rüssel hob und trompetete – ein merkwürdig realistischer Ton, erzeugt durch einen pneumatischen Mechanismus, versteckt im Körper. Ein Pfau, dessen Schwanz sich auffächerte und auf jeder Feder ein anderes Zifferblatt enthüllte, das die Zeit in verschiedenen Hauptstädten der Welt anzeigte: London, Paris, Rom, Konstantinopel, Peking.

Eine Uhr, die einen Garten darstellte, in dem mechanische Vögel sangen, wo ein silberner Wasserfall zu fließen schien, wo Sonne und Mond je nach Tageszeit auf- und untergingen.

»Nehmen wir sie alle«, entschied der Oberst. »Zwölf Uhren und Automaten. Einzigartige, unersetzliche Stücke. Europäische Museen haben nichts Vergleichbares«.

»Zwölf«, wiederholte der Kommandant und notierte. »Wie viele sind wir jetzt insgesamt?«

»Zweihundertfünfundsechzig plus zwölf... zweihundertsiebenundsiebzig. Wir sind nahe an den dreihundert«.

»Die Tierkreisköpfe«, erinnerte der Hauptmann. »Der General wollte, dass wir sie der Liste hinzufügen. Die zwölf Bronzeköpfe des Haiyan-Tang-Brunnens. Das macht zweihundertneunundachtzig«.

»Perfekt. Mit ein paar zusätzlichen Gegenständen werden wir morgen früh die dreihundert erreichen. Gehen wir zum General, um ihm Bericht zu erstatten«.

Die Entscheidung des Feuers

Am Abend des 8. Oktober erschienen sie im Hauptquartier von General de Montauban. Sie fanden den General in großer Unterhaltung mit mehreren höheren Offizieren und, zu ihrer Überraschung, mit Lord Elgin selbst, dem Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte.

»Ah, meine Herren Kommissare«, rief Montauban, als er sie eintreten sah. »Kommen Sie näher. Lord Elgin wollte Sie treffen«.

Lord Elgin wandte sich ihnen zu.

»Meine Herren«, sagte er auf Französisch mit leichtem englischen Akzent, »General de Montauban hat mir gesagt, dass Sie eine

bemerkenswerte Inventarisierung der Schätze des Yuen-Ming-Yuen durchgeführt haben. Ich wollte Ihnen persönlich danken. Ihre Arbeit wird ermöglichen, zumindest einen Teil dieses Erbes zu bewahren«.

»Wir haben nur unsere Pflicht getan, Milord«, antwortete Oberst Lambert.

»Eine schwierige Pflicht, stelle ich mir vor. Ich habe den Palast gestern selbst besucht. Eine architektonische und künstlerische Zauberei. Wenn ich daran denke, was wir tun werden...«.

Er ließ seinen Satz unvollendet, aber jeder verstand. Das Feuer. Die Zerstörung. Die Vernichtung.

Montauban intervenierte:

»Lord Elgin hat bestätigt, dass das Feuer am 18. Oktober stattfinden wird. Wir brauchen Zeit zum Durchatmen. Die Männer sind unkontrollierbar, von ihrem Plünderungsdurst absorbiert. Wenn wir sie zügeln, riskieren wir eine Meuterei und sogar einen Aufstand gegen die höheren Befehle. In ein paar Tagen wird der Druck nachgelassen haben und wir können die Situation wieder in den Griff bekommen. Meine Herren, das gibt Ihnen neun Tage, um Ihre Inventarisierung abzuschließen und die Verpackung der ausgewählten Gegenstände zu überwachen«.

»Wohl, mon Général«.

Lord Elgin ergriff wieder das Wort, mit emotionsgeladener Stimme:

»Ich möchte, dass Sie wissen, meine Herren, dass diese Entscheidung mich nicht erfreut. Ich hätte eine andere Form der Vergeltung vorgezogen. Aber der chinesische Kaiser muss verstehen, dass Folter und Hinrichtung unserer Gefangenen nicht ungestraft bleiben können. Das Yuen-Ming-Yuen ist das Symbol seiner Macht. Indem wir es zerstören, senden wir eine klare Botschaft: Keine Barbarei wird toleriert«.

Kommandant Fould konnte sich nicht zurückhalten:

»Bei allem Respekt, Milord, ein Meisterwerk zu zerstören, um eine Barbarei zu bestrafen... ist das nicht auch eine Barbarei?«

Die anwesenden Offiziere sahen den Kommandanten mit aufgerissenen Augen an. Wie konnte er es wagen, so zu Lord Elgin zu sprechen?

Aber der Brite, zur allgemeinen Überraschung, wurde nicht wütend. Im Gegenteil, er nickte langsam.

»Sie haben recht, Kommandant. Eine Barbarei. Eine kalkulierte, überlegte Barbarei, aber trotzdem eine Barbarei. Aber der Krieg, mein Herr, ist von Natur aus barbarisch. Wir versuchen, ihn mit Regeln, Konventionen, Verträgen zu zivilisieren. Aber im Grunde bleibt der Krieg eine Konfrontation von Gewalt. Und manchmal, um die Gewalt zu beenden, muss man Gewalt anwenden«.

»Ich bin nicht sicher, ob ich dieser Logik folge, Milord«.

»Ich bitte Sie nicht, ihr zu folgen, Kommandant. Ich bitte Sie zu gehorchen. Sie sind Soldat. Soldaten gehorchen«.

Fould presste die Kiefer zusammen.

Lord Elgin wandte sich an Montauban.

»General, stellen Sie sicher, dass diese drei Offiziere eine Belohnung für ihre Arbeit erhalten. Sie haben eine schwierige Mission mit Professionalität erfüllt«.

»Das wird geschehen, Milord«.

»Gut. Nun, meine Herren, wenn Sie uns entschuldigen wollen, wir haben Pläne zu finalisieren«.

Die drei Kommissare grüßten und gingen hinaus. Einmal draußen, in der kühlen Octobernacht, explodierte der Kommandant:

»Kalkulierte Barbarei! Haben Sie das gehört? Er erkennt selbst an, dass es eine Barbarei ist! Und er tut es trotzdem!«

»Beruhigen Sie sich«, intervenierte der Oberst. »Sie hatten Glück, dass er Sie nicht wegen Insubordination verhaften ließ«.

»Mich verhaften? Weil ich die Wahrheit gesagt habe?«

»Die Wahrheit hat in der Armee keinen Platz. Das sollten Sie mittlerweile wissen«.

Sie kehrten schweigend zu ihren Quartieren zurück.

Die folgenden Tage, vom 9. bis 16. Oktober, waren der akribischen Organisation der Evakuierung der ausgewählten Schätze gewidmet. Die drei Kommissare überwachten die Verpackung der empfindlichsten Gegenstände, koordinierten mit dem Generalstab die Modalitäten des Transports nach Tientsin und erstellten detaillierte Listen zur Verfolgung der Kisten. Währenddessen setzte sich die allgemeine Plünderung im ganzen Palast fort. Die Soldaten fuhrten fort, die Pavillons zu plündern, alles mitzunehmen, was Wert hatte, zu zerstören, was sie nicht transportieren konnten.

Montauban und Lord Elgin finalisierten ihre Pläne für die endgültige Zerstörung des Yuen-Ming-Yuen. Die Entscheidung war gefallen: Der Palast musste brennen. Das würde die Strafe sein, die dem Kaiser für die schlechte Behandlung der westlichen Gefangenen auferlegt wurde.

Der letzte Tag

Am 17. Oktober verbrachten sie den Tag damit, den Transport der dreihundert ausgewählten Gegenstände sicherzustellen.

Eine akribische Arbeit, die ständige Aufmerksamkeit erforderte. Mehrmals musste der Oberst eingreifen, wenn ein Soldat ein Stück zu brutal handhabte.

»Vorsichtig!«, schrie er. »Diese Vase ist achthundert Jahre alt! Wenn Sie sie zerbrechen, haben Sie acht Jahrhunderte Geschichte zerstört!«

Am Ende des Tages waren alle Kisten fertig. Sie wurden auf Karren geladen, die sie zum Hafen von Tientsin bringen würden, dann auf Schiffe, die sie nach Europa zurückbringen würden.

Am Abend, erschöpft, trafen sie sich ein letztes Mal im Thronsaal, der nun leer war. Die Regale waren geplündert worden. Die Vitrinen zerbrochen. Der Boden war mit Trümmern übersät.

»Dreihundert gerettete Gegenstände«, flüsterte der Oberst. »Von wie vielen? Hunderttausend? Zweihunderttausend?«

»Wir werden es nie erfahren. Aber ja, wir haben nur einen winzigen Teil gerettet. Der Rest...«

»Der Rest wird morgen brennen«.

Sie blieben schweigend und betrachteten diesen Saal, der bald zu Asche werden würde.

»Wissen Sie, was mich am meisten betrübt?«, sagte der Kommandant. »Es sind nicht die Gegenstände, die wir nicht genommen haben. Es sind die, die wir nie kennen werden. All die Wunderwerke, die sich in den Teilen des Palastes befinden, die wir nicht erkundet haben. All die Meisterwerke, von deren Existenz wir nicht einmal wissen. Alles wird brennen. Alles wird verschwinden. Und niemand wird je wissen, was verloren gegangen ist«.

»Die Geschichte wird es wissen. Historiker werden über die Plünderung des Yuen-Ming-Yuen schreiben. Sie werden sagen, es war eines der größten je begangenen Kulturverbrechen. Und wir werden als Schuldige dargestellt«.

»Wir sind die Schuldigen. Versuchen wir nicht, uns hinter Befehlen oder militärischer Notwendigkeit zu verstecken. Wir sind Komplizen dieses Verbrechens«.

»Ich weiß«, gab der Oberst zu. »Ich weiß«.

Sie verließen den Palast bei Einbruch der Dunkelheit. Hinter ihnen erhoben sich die Gebäude in der Dunkelheit, majestätisch und verdammt. Morgen würde all dies nur noch Asche und Ruinen sein.

Das Feuer, 18. Oktober 1860

Am 18. Oktober um zehn Uhr morgens wurden die ersten Flammen entzündet. Britische Soldaten, auf Befehl von Lord Elgin, begannen die Gebäude in Brand zu setzen.

Die drei Offiziere mussten wie alle französischen und britischen Offiziere dem Schauspiel beiwohnen. Sie standen auf einem benachbarten Hügel, von wo aus sie einen vollständigen Blick auf den Palast hatten.

Die ersten Gebäude, die brannten, waren die Zedernholzpavillons. Das trockene, mehrere Jahrhunderte alte Holz fing sofort Feuer. In wenigen Minuten stiegen zwanzig Meter hohe Flammen zum Himmel auf.

»Wie schnell es brennt«, murmelte der Kommandant.

Das Feuer breitete sich von Gebäude zu Gebäude aus, vom Wind getragen. Die glasierten Ziegeldächer explodierten unter der Hitze und schleuderten farbige Fragmente in alle Richtungen. Die lackierten Holzsäulen verbrannten, stürzten ein. Die Skulpturen von Drachen und Phönixen verschwanden in den Flammen.

Der Rauch stieg in schwarzen, dichten Säulen auf und verdunkelte den Himmel. Der Geruch von verbranntem Holz erfüllte die Luft, erstickend.

Der Kommandant hatte sich auf den Boden gesetzt, den Kopf in den Händen.

»Wir sind unmenschlich. Wir zerstören, was wir nicht verstehen können. Dem wir nicht ebenbürtig sein können. Wir verbrennen die Schönheit, weil sie uns beschämt«.

Der Oberst, neben ihm stehend, sagte nichts.

Der Hauptmann starrte auf das Feuer, wie hypnotisiert. Sein Gesicht war ausdruckslos, aber seine Augen glänzten mit einem seltsamen Licht – vielleicht waren es die Reflexionen der Flammen, vielleicht waren es Tränen, die er sich weigerte fließen zu lassen.

KAPITEL 3 - DIE STILLEN ZEUGEN

Nacht vom 17. auf den 18. Oktober 1860, Sommerpalast, Mitternacht

An Dehai war dreiundfünfzig Jahre alt. Er hatte einundvierzig Jahre seines Lebens dem Dienst im Palast gewidmet, seit jenem Tag, an dem seine Familie ihn im Alter von zwölf Jahren verkauft hatte, damit er kastriert und in die Reihen der kaiserlichen Eunuchen aufgenommen wurde.

An den Schmerz erinnerte er sich noch. Nicht an den physischen Schmerz, den hatte das Gedächtnis glücklicherweise ausgelöscht und nur eine Phantomspur hinterlassen, wie ein amputiertes Glied, das noch lange nach seinem Verschwinden weiter schmerzt. Aber der Schmerz der Demütigung blieb unverseht, kristallisiert in seinem Geist wie ein in Bernstein gefangenes Insekt. Er sah noch das Gesicht seiner Mutter, die den Blick abwandte, als man ihn wegführte. Seinen Vater, der die Silberstücke zählte. Seine beiden älteren Brüder, unfähig, ihn anzusehen. Und den alten Mann mit dem Messer, mit seinen schwieligen Händen und seinem Geruch nach Ingwer und Reiswein, der ihm zugeflüstert hatte: »Schrei nicht. Eunuchen schreien nie. Das ist die erste Lektion«.

Er hatte nicht geschrien. Nicht an jenem Tag. Nicht an den folgenden Tagen, als das Fieber ihn fast dahingerafft hätte. Nicht während der langen Wochen der Genesung, eingeschlossen in einem dunklen Raum, der nach Heilkräutern und Krankheit roch. Er hatte gelernt, seinen Schmerz zu schlucken, ihn in etwas anderes zu verwandeln, in Entschlossenheit, in Perfektionismus, in einen Sinn für Pflicht, der so absolut war, dass er fast heilig wurde.

»Den Kaiser zu dienen ist eine Ehre«, hatten sie ihm gesagt. »Eine Chance, dem Elend zu entkommen«.

Und während vier Jahrzehnten hatte er an diese Ehre geglaubt. Er war die Ränge aufgestiegen, lernte zunächst, Tee zu servieren, ohne das Porzellan zum Zittern zu bringen, dann zu gehen, ohne die Seide rascheln zu lassen, dann zuzuhören, ohne zu hören, zu sehen, ohne zu schauen, unsichtbar zu werden und doch unverzichtbar zu sein. Mit zwanzig Jahren assistierte er bereits bei den kaiserlichen Audienzen, stand im Schatten und hielt die Dokumente, die der Kaiser möglicherweise benötigen würde. Mit dreißig Jahren wurden ihm heikle Missionen anvertraut, geheime Botschaften zu überbringen, diskrete Transaktionen zu überwachen. Mit vierzig Jahren war er verantwortlich für das Inventar der kaiserlichen Sammlungen geworden.

Jede Vase, jede Jade, jede Kalligraphierrolle im Sommerpalast kannte er auswendig. Er konnte aus dem Gedächtnis die Herkunft von Tausenden von Objekten rezitieren, ihre Geschichte, ihre Bedeutung. Er erinnerte sich an den Tag, an dem Kaiser Daoguang einen mit Perlmutter eingelegten Lackparavent erworben hatte, ein Meisterwerk der Song-Dynastie. Er hatte drei Tage damit verbracht, ihn zu untersuchen, jedes Detail zu notieren, die Kranichmotive, die stilisierten Berge, die fast unsichtbare Signatur des Handwerkers in einer Ecke. Dieser Paravent erzählte acht Jahrhunderte Geschichte. Er hatte einem Song-Kaiser gehört, hatte die mongolische Invasion in einem Kloster versteckt überlebt, war unter den Ming wiederentdeckt, unter den Qing restauriert worden.

All das würde verschwinden.

Dieser Gedanke traf ihn in Wellen, wie aufsteigende Übelkeit, die er nicht unterdrücken konnte. Einundvierzig Jahre seines Lebens. Acht Jahrhunderte Geschichte. Ganze Dynastien, kristallisiert in Objekten, die von Männern gestohlen, zerbrochen, verbrannt werden würden, die nicht einmal ihre Namen kannten.

Er verließ seine schmale Matte und richtete sein blaues Seidengewand, das er seit zehn Jahren trug und das er unzählige Male sorgfältig geflickt hatte. Der Stoff war abgenutzt, aber sauber, die Ausbesserungen fast unsichtbar, eine Frage des Stolzes, selbst jetzt, selbst am Rande des Abgrunds. Seine Quartiere waren bescheiden: ein acht Quadratmeter großer Raum, von dem er jeden Riss in der Decke, jede Rille in den Holzbrettern kannte. Ein niedriger Tisch, an dem er seine einsamen Mahlzeiten einnahm. Eine Truhe mit seinen wenigen Besitztümern: drei Wechselgewänder, ein Kalligraphieset, ein Tang-Gedichtbuch, das ihm sein erster Mentor geschenkt hatte, und ein Brief seiner Mutter, den er nie den Mut gehabt hatte zu öffnen. Nichts Luxuriöses, trotz seiner relativ hohen Stellung unter den Eunuchen.

Er trat hinaus in den Korridor. Die Dunkelheit war fast vollständig. Seine Augen, an das Halbdunkel des Palastes gewöhnt, konnten kaum die Konturen der Wände erkennen. Gewöhnlich brannten die ganze Nacht über Laternen entlang der Gänge, ihr flackerndes Licht warf tanzende Schatten auf die lackierten Holzpaneele. Aber heute Abend waren die meisten gelöscht. Ölersparnis, hatten die Verwalter behauptet. In Wirklichkeit wusste jeder, dass die Diener flohen und mitnahmen, was sie konnten, Laternen eingeschlossen.

Die Stille war bedrückend. An Dehai spitzte die Ohren und suchte nach den vertrauten Geräuschen, die normalerweise die Nächte im Palast rhythmisierten: das Rascheln der Seidengewänder, wenn die Nachtwachen ihre Runden machten, das entfernte Plätschern des Wassers in den Becken, das Knarren des alten Holzes, das sich mit der nächtlichen Kälte zusammenzog, manchmal der Schrei eines Pfaus in den Gärten. Aber diese Nacht, nichts. Als ob der Palast selbst den Atem anhielte.

Eine nervöse Stimme ertönte in der Dunkelheit und ließ ihn zusammenzucken.

»Wer ist da?«

»Ich bin es, An Dehai.«

Eine Silhouette tauchte aus den Schatten auf. Es war Li Lianying, ein Eunuch, den An Dehai vor drei Jahren unter seine Fittiche genommen hatte. Der Junge war brillant, geistesgegenwärtig, fähig, ein vollständiges Inventar in ein paar Wochen zu lernen, wo andere Monate brauchten. Er hatte in ihm eine jüngere Version seiner selbst gesehen, dieselbe Intensität, dasselbe verzweifelte Bedürfnis, seinen Wert in einer Welt zu beweisen, die sie als weniger als Menschen betrachtete.

Er zitterte am ganzen Körper. Im schwachen Licht konnte An Dehai sehen, dass seine Augen rot waren, geschwollen von Tränen.

»Meister An, kannst du auch nicht schlafen?«

»Nein. Zu viele Gedanken. Komm, lass uns ein wenig gehen.«

Sie gingen zum östlichen Ausgang des Dienergebäudes. An Dehai legte eine Hand auf Li Lianyings Schulter und spürte die angespannten Muskeln, den vor Schrecken versteiften Körper. Er erinnerte sich an sein eigenes erstes Jahr im Palast, diese ständige Angst, einen Fehler zu machen, geschlagen, verjagt, in ein noch schlimmeres Elend zurückgeschickt zu werden als das, aus dem er kam. Er erinnerte sich an seinen Meister, den alten Eunuchen Ma Dequan, der ihn mit derselben Geduld geleitet hatte, die er jetzt Li Lianying gegenüber zeigte. Ma Dequan war vor zwanzig Jahren gestorben, aber An Dehai hörte noch seine Stimme: »Wir sind nicht das, was sie aus uns gemacht haben. Wir sind das, was wir trotzdem zu sein wählen.«

Draußen war die Nacht erstaunlich klar. Der Mond, fast voll, badete die Gärten in silbernem Licht, das die vertraute Landschaft in etwas Unwirkliches, fast Traumhaftes verwandelte. Die Pavillons zeichneten sich als schwarze Silhouetten gegen den sternenübersäten Himmel ab. Der Fuhai-See spiegelte den Mond wie einen riesigen Spiegel. Die uralten Bäume - einige vor drei

Jahrhunderten gepflanzt - streckten ihre knorrigen Äste zum Himmel. Alles schien friedlich, eingefroren in einem Augenblick der Ewigkeit.

An Dehai hielt inne, ergriffen von der Schönheit des Moments. Wie war es möglich, dass die Welt am Vorabend ihrer Zerstörung so schön sein konnte? Er dachte an die Tang-Dichter, die die Natur gerade deshalb feierten, weil sie vergänglich war. Kirschblüten sind nur schön, weil sie fallen. Der Mond rührt nur, weil er abnimmt. Aber das war nicht dasselbe. Die Natur wurde wiedergeboren. Was hier zerstört werden würde, würde nie wiederkommen.

»Schau, wie schön es ist. Wie können sie etwas so Herrliches zerstören wollen?«

An Dehai setzte sich auf eine Steinbank in der Nähe eines Beckens, in dem Koi-Karpfen träge schwammen. Er erinnerte sich an den Tag, an dem diese Karpfen eingesetzt worden waren. Das war vor fünfzehn Jahren. Sie waren nur kleine Jungfische gewesen. Jetzt maßen einige fast einen Meter, ihre orangefarbenen und weißen Schuppen glänzten im dunklen Wasser. Ein Gärtner hatte erklärt, dass sie hundert Jahre alt werden könnten. Sie würden ihren zwanzigsten Geburtstag nicht erleben.

Li Lianying setzte sich neben ihn, zog seine Knie an die Brust wie ein Kind, das Trost sucht. An Dehai betrachtete den jungen Mann lange, bevor er sprach, wählte seine Worte mit Bedacht.

»Schönheit bedeutet nichts für die, die sie nicht verstehen. Für diese westlichen Tölpel zählt nur Gold. Macht. Herrschaft. Sie schauen auf eine Ming-Vase und sehen Geld. Sie schauen auf eine Song-Kalligraphie und sehen Papier. Sie sehen nicht die Jahrhunderte, die Hände, die schufen, die Augen, die bewunderten«.

Eilige Schritte ertönten hinter ihnen und zerbrachen den Moment der Ruhe. Drei weitere Eunuchen erschienen, atemlos

und verängstigt. An Dehai erkannte Wang Changgui, der die kaiserlichen Küchen beaufsichtigte, begleitet von zwei Jungen, Sun Yaoting und Cui Yugui. Wang Changgui hatte ein gerötetes Gesicht von der Anstrengung, Schweiß perlte auf seiner Stirn trotz der Kühle der Nacht. Sun Yaoting hatte aufgerissene Augen wie ein gejagtes Tier. Cui Yugui, normalerweise wortkarg, ließ unkontrollierbare kleine Wimmern entkommen.

»Meister An! Du bist noch hier! Ich dachte, alle höheren Eunuchen wären mit der kaiserlichen Kaiserinwitwe gegangen!«

An Dehai beobachtete sie einen Moment, diese verängstigten Männer, die sich an ihn klammerten wie an einen Rettungsring. Er dachte an all diese Momente in seinem Leben, in denen er für andere stark sein musste.

»Ich wurde nicht zur Evakuierung gerufen. Man befahl mir zu bleiben, um die Sammlungen zu schützen.«

Die Sammlungen schützen. Womit? Mit seinen bloßen Händen gegen Tausende bewaffneter Soldaten? Es war eine unmögliche Mission, und alle wussten es. Der Kaiser hatte ihm einen Befehl gegeben, der in Wirklichkeit einer Preisgabe gleichkam.

Wang Changgui schüttelte den Kopf.

»Die Küchen. Man hat mir gesagt, sie betriebsbereit zu halten, falls der Kaiser seine Meinung ändert und zurückkehrt.«

Der junge Sun Yaoting brach auf der Bank zusammen, schluchzte hemmungslos. Seine schmalen Schultern wurden von Krämpfen geschüttelt, sein Gesicht in seinen Händen vergraben. Zwischen zwei Schluchzern stieß er fast unverständliche Worte hervor. An Dehai trat näher und legte sanft eine Hand auf seinen Kopf, wie er es mit einem Sohn getan hätte - diesem Sohn, den er nie haben würde. Die Berührung schien die Schluchzer leicht zu beruhigen.

Er dachte an seine eigene Mutter. Lebte sie noch? Er hatte sie mit zwölf Jahren verlassen und nie wiedergesehen. Eunuchen hatten nicht das Recht, zu ihren Familien zurückzukehren. Sie

gehörten dem Palast, Leib und Seele. War sie gestorben und fragte sich, was aus ihm geworden war? Hatte sie bereut, ihn verkauft zu haben? Oder war es eine Erleichterung, ein Mund weniger zu ernähren?

»Beruhige dich, Yaoting. Deine Mutter ist wahrscheinlich schon in Sicherheit. Die Leute aus Peking fliehen ins Landesinnere. Sie muss mit den anderen gegangen sein«.

Er wusste nicht, ob es wahr war, aber die tröstende Lüge war manchmal die einzige Form möglichen Mitgeföhls.

Die sechs Männer saßen dort bis zum Morgengrauen, in dem mondbeschienenen Garten, der bald aufhören würde zu existieren. Sie sprachen mit leiser Stimme, tauschten Fragmente ihres Lebens aus, wie man eine letzte Mahlzeit teilt. Wang Changgui erzählte, wie er das Kochen von seinem Vater gelernt hatte, der es von seinem eigenen Vater gelernt hatte, eine Linie kaiserlicher Köche, die fünf Generationen zurückreichte. Sun Yaoting sprach von seiner Mutter, einer Witwe, die alles verkauft hatte, was sie besaß, um ihn allein großzuziehen. Cui Yugui verriet, dass er heimlich Gedichte komponierte, Verse, die er nie jemandem gezeigt hatte.

An Dehai hörte zu, prägte sich jedes Detail in sein Gedächtnis ein. Diese Leben, so bescheiden sie auch sein mochten, verdienten es, bewahrt zu werden. Wenn der Palast verschwinden musste, sollten wenigstens die Männer, die ihm gedient hatten, nicht vergessen werden.

Als die ersten Lichter des Tages begannen, den Himmel im Osten zu erhellen, hörten sie ein neues Geräusch: Schreie, in einer fremden Sprache gebellte Befehle, das Klappern von Tausenden von Stiefeln auf den gepflasterten Wegen des Parks. Der Klang war noch entfernt, aber näherte sich unaufhaltsam, wie eine steigende Flut.

Die Soldaten, die die ersten Gebäude des Palastes erreicht und seit mehreren Tagen geplündert hatten, kamen in den Flügel, in

dem sie Zuflucht gesucht hatten und wo weder der Brand noch die Plünderung noch begonnen hatten. Der Palast war so immens, dass seine Invasion nur schrittweise erfolgen konnte, Gebäude für Gebäude, Pavillon für Pavillon. Eine methodische, akribische Zerstörung.

An Dehai stand auf. Er dachte an all die Morgen, an denen er zur selben Stunde aufgestanden war, um seinen Arbeitstag zu beginnen. Die morgendlichen Rituale, das Wasser zum Gesichtwaschen, der grüne Tee, den er sorgfältig zubereitete, das Gewand, das er sorgfältig anpasste. Dann der Gang durch die stillen Korridore zu seinem Büro, wo die zu aktualisierenden Register, die zu katalogisierenden Objekte, die zu schreibenden Berichte auf ihn warteten. Ein Leben, geregelt wie eine Uhr, vorhersehbar, sicher.

All das war vorbei. Und mit der aufgehenden Sonne kam das Unbekannte.

19. Oktober 1860, Sommerpalast, sechs Uhr morgens

Der erste französische Soldat, den An Dehai sah, war ein junger Mann mit blondem Haar und blauen Augen, ein Gewehr mit Bajonett über der Schulter. Er spähte ständig um sich, als ob er einen Hinterhalt erwartete. Seine blaue Uniform war bereits schmutzig, fleckig von Schweiß und Staub. An Dehai fragte sich, ob er irgendwo in Frankreich eine Mutter hatte, die für seine Rückkehr betete.

An Dehai und seine Freunde hatten sich hinter einer Mauer versteckt und beobachteten, wie die Truppen in den Park eindrangten. Es war eine surreale Vision: Hunderte, vielleicht Tausende von Soldaten in blauen und roten Uniformen ergossen sich wie eine Flut in die gepflegten Gärten. Sie schrien, lachten, zeigten mit dem Finger auf die Gebäude voller Aufregung. Einige schossen in die Luft wie aufgeregte Kinder. Andere

drängten sich, um die ersten zu sein, die in die Pavillons eindringen.

An Dehai beobachtete die Szene mit einer Art Distanziertheit, als ob er einen Albtraum ablaufen sähe, ohne aufwachen zu können. Diese Männer sahen nicht aus wie die Dämonen, die er sich vorgestellt hatte. Sie sahen einfach ... wie Männer aus. Gewöhnliche Männer, fern von zu Hause, aufgeregt von der Aussicht auf Beute. Das machte sie auf eine gewisse Weise noch erschreckender. Das banale, fast fröhliche Böse.

Wang Changgui ballte die Fäuste, seine Knöchel wurden weiß.

»Schau sie dir an. Sie verstehen nicht einmal, was sie entweihen. Für sie ist es nur ... Beute«.

»Ruhe. Sie könnten uns hören«.

Aber es war zu spät. Ein Trupp von fünf Soldaten, angeführt von einem Leutnant, hatte ihr Versteck entdeckt. Der Brand begann sich in einigen Teilen des Palastes auszubreiten - man sah den Rauch in der Ferne aufsteigen - aber die Plünderung hörte deswegen nicht auf. Der Offizier schrie etwas in seiner unverständlichen Sprache und richtete seine Pistole auf sie. Der Lauf der Pistole glänzte in der aufgehenden Sonne, ein kleiner schwarzer Kreis, der den Tod versprach.

An Dehai spürte, wie sein Herz heftig zu schlagen begann. Das war der Moment. Leben oder sterben. Er holte tief Luft und versuchte, das Zittern seiner Hände zu beruhigen. Er dachte an all die Momente, in denen er überlebt hatte, indem er sich klein machte, sich demütigte, die Erniedrigung akzeptierte, um sein Leben zu bewahren.

Die sechs Eunuchen kamen aus ihrem Versteck, die Arme erhoben. An Dehai trat zuerst vor und versuchte, so wenig bedrohlich wie möglich zu erscheinen. Er senkte die Augen als Zeichen der Unterwerfung. Niemals herausfordern. Niemals provozieren. Zuerst überleben.

Der französische Leutnant musterte sie von oben bis unten mit einem Ausdruck, der Neugier und Verachtung mischte. Seine Augen verweilten auf ihren Seidengewändern, auf ihren zu Knoten gebundenen Haaren, auf ihren bartlosen Gesichtern. Er sagte etwas in seiner Sprache, ein Kommentar, der seine Männer zum Lachen brachte.

An Dehai dachte schnell nach. Er hatte Englisch von einem britischen Missionar gelernt, der vor zehn Jahren kurz im Palast gearbeitet hatte. Er beherrschte diese Sprache perfekt. Vielleicht würde der Offizier Englisch verstehen? Das war ihre einzige Chance.

»Wir sind Diener des Palastes«.

Der Leutnant runzelte die Stirn, dann schien er zu verstehen. Er sagte etwas zu seinen Männern, die ihre Waffen senkten. Dann machte der Offizier eine herrische Geste nach Süden, begleitet von einem Wort, das wie ein Befehl klang.

Aber als sie anfangen, sich zu entfernen, stolperte Sun Yaoting und fiel. Der junge Eunuch war so verängstigt, dass seine Beine ihn nicht mehr trugen. Bei seinem Fall rutschte eine Jadeschachtel aus seinem Ärmel und rollte mit einem musikalischen Klirren über das Pflaster.

Die Zeit schien einzufrieren. An Dehai sah die Szene wie in Zeitlupe ablaufen. Die rollende Schachtel. Die Augen des Leutnants, die sich darauf fixierten. Der Ausdruck, der von Gleichgültigkeit zu Gier wechselte.

Sofort änderte sich die Atmosphäre. Der Offizier brüllte etwas und die Soldaten richteten ihre Waffen wieder auf sie. Einer von ihnen, ein Koloss mit pockenvernarbtem Gesicht, stürzte sich auf Sun Yaoting, packte ihn am Kragen und hob ihn mit einer Hand vom Boden.

Der junge Eunuch stieß einen Schreckensschrei aus. Seine Füße schlugen in der Luft, seine Hände kratzten am Arm des Soldaten.

An Dehai machte einen Schritt nach vorn, aber Li Lianying hielt ihn zurück.

Der Soldat schlug den jungen Eunuchen heftig. Das Geräusch der Hand auf der Wange hallte wie ein Schuss. Dann hob er die Jadeschachtel auf, drehte sie um, um ihr Gewicht einzuschätzen, und steckte sie mit einer besitzergreifenden Geste ein.

Der Offizier bellte einen Befehl. Die Soldaten durchsuchten jeden der Eunuchen, rissen alles ab, was wertvoll schien. Ihre Hände waren brutal, gleichgültig. Sie nahmen eine silberne Uhr, die Wang Changgui von seinem Vater geerbt hatte, einen Kupfering, den Cui Yugui trug, sogar die paar Münzen, die sie bei sich hatten. An Dehai spürte Hände, die seine Taschen durchsuchten, sein Gewand abtasteten. Man beschlagnahmte ihm einen Bambuspinsel, den er immer bei sich trug - ein Objekt ohne Wert für die Soldaten, aber kostbar für ihn.

Als es vorbei war, bedeutete der Leutnant ihnen mit einer verächtlichen Geste zu gehen, als wären sie streunende Hunde, die man verjagt. Er spuckte sogar auf den Boden vor ihren Füßen.

An Dehai half Sun Yaoting aufzustehen. Das Gesicht des Jungen war geschwollen, wo der Soldat ihn geschlagen hatte, schon violett verfärbt, und Blut floss aus seiner Nase und bildete eine rote Linie auf seinem Kinn.

»Komm, Yaoting. Stütze dich auf mich«.

Sie entfernten sich so schnell sie konnten, ohne zu rennen. Rennen hätte wie eine Flucht ausgesehen, hätte den Jagdinstinkt der Soldaten auslösen können. Hinter ihnen hörten sie bereits die Geräusche der Zerstörung: Fensterscheiben, die in kristallinem Krachen zerbrachen, Türen, die mit Gewehrkolben eingeschlagen wurden, Freudenrufe, als die Soldaten die Schätze in den Pavillons entdeckten. Und über all dem ein Lachen - ein kollektives Lachen, betrunken von Macht und Zügellosigkeit.

An Dehai biss so fest die Zähne zusammen, dass sein Kiefer schmerzte. Jeder Schritt entfernte ihn von seinem Leben, seiner Identität, von allem, was seinem Dasein Sinn gegeben hatte. Aber er ging weiter, stützte Sun Yaoting, führte die anderen. Überleben. Das war jetzt alles, was zählte.

Als sie sich den Dienerquartieren näherten, entdeckten sie, dass das Chaos dort bereits herrschte. Dutzende von Menschen liefen in alle Richtungen, einige versuchten mit Bündeln von Kleidung und Lebensmitteln zu fliehen, andere gerieten ziellos in Panik. Schreie, Weinen, verzweifelte Rufe. Eine alte Frau saß auf dem Boden, schaukelte vor und zurück, wiederholte unaufhörlich einen Namen - vielleicht den eines Sohnes, eines Ehemanns. Zwei Wachen in kaiserlichen Uniformen, aber ohne Waffen, kauerten an einer Wand, der Blick leer. Ein Kind - es musste sieben oder acht Jahre alt sein, eines der vielen Dienerkinder, die im Palast lebten - lief im Kreis und rief nach seiner Mutter.

»An Dehai!«

Eine vertraute Stimme ertönte über dem Tumult. Es war Madame Liu, eine Hofdame, die der Kaiserin gedient hatte. An Dehai hatte sie immer respektiert. Sie war von seltener Würde, von lebhafter Intelligenz und behandelte sogar die Eunuchen mit Höflichkeit - was bei weitem nicht bei allen Hofdamen der Fall war. Sie war klein, schlank, mit sorgfältig frisiertem grauem Haar und durchdringenden Augen, die alles zu sehen schienen.

Sie bahnte sich einen Weg durch die Menge und packte An Dehais Arm.

»Gott sei Dank! Ich dachte, du wärest mit der Kaiserin gegangen!«

»Nein. Man befahl mir zu bleiben. Madame Liu, wo ist Ihre Tochter?«

Madame Lius Gesicht zerfiel. Ihre Lippen zitterten und ihre Augen füllten sich mit Tränen, die sie vergeblich zurückzuhalten versuchte.

»Mei Feng? Sie arbeitet im Pavillon der Harmonien. Ich habe versucht, dorthin zu gehen, aber es sind überall Soldaten ... Sie ist erst neunzehn Jahre alt, An Dehai. Gerade neunzehn Jahre alt«.

Der Pavillon der Harmonien war in dem Gebiet, das zuerst angegriffen worden war. Wenn Mei Feng noch dort war ...

»Wir werden sie finden. Ich verspreche es Ihnen«.

Madame Liu überblickte die Umgebung und versuchte, im herrschenden Chaos eine Zählung vorzunehmen.

»Vielleicht fünfzig, sechzig Personen? Viele sind in der Nacht gegangen. Diejenigen, die bleiben, sind entweder zu alt zum Reisen, oder sie haben Angst vor Banditen auf den Straßen. Einige hoffen noch, dass der Kaiser zurückkehren und sie retten wird«.

Sie sprach diese letzten Worte mit einer Bitterkeit aus, die An Dehai überraschte. Madame Liu war immer eine glühende kaiserliche Loyalistin gewesen.

»Versammeln Sie sie alle. Sagen Sie ihnen, sie sollen sich in einer Stunde auf dem Haupthof der Dienerquartiere treffen. Wir müssen besprechen, was wir tun werden«.

Eine Stunde später waren etwa achtzig Personen auf dem Hof versammelt. Es war eine heterogene Gruppe: Eunuchen jeden Alters, Hofdamen, Köche mit befleckten Schürzen, Gärtner mit schwieligen Händen, einige entwaffnete Wachen, die geflohen waren, aber in der Nähe geblieben waren, beschämt über ihre Feigheit, aber unfähig, vollständig zu gehen.

An Dehai beobachtete sie. Alle teilten nun denselben Ausdruck: Angst, Unverständnis, verzweifelte Hoffnung, dass jemand, irgendjemand, ihnen sagen würde, was zu tun sei.

Er hob die Hände, um Stille zu bitten. Die Gespräche verstummten allmählich, ersetzt durch eine gespannte Erwartung.

»Meine Freunde ...«.

Seine Stimme brach. Er hustete, versuchte es erneut.

»Meine Freunde, wir erleben einen schrecklichen Moment unserer Geschichte. Der Sommerpalast, dieser Ort, dem wir gedient und den wir geliebt haben, wird von ausländischen Armeen überfallen. Der Kaiser ist geflohen. Die kaiserliche Kaiserinwitwe ist geflohen. Wir sind verlassen«.

Ein Murmeln ging durch die Menge. Einige nickten, andere ließen stille Tränen fließen.

»Aber wir sind nicht machtlos. Wir haben Entscheidungen zu treffen. Die erste Entscheidung: bleiben oder gehen«.

Sofort erhoben sich Stimmen und schufen eine Kakophonie aus Angst und Verwirrung.

An Dehai hob wieder die Hände und wartete auf Ruhe.

»Wohin fliehen? Peking wird belagert. Die Barbaren kontrollieren alle Hauptstraßen. Die Nebenstraßen sind von Banditen befallen. Viele von euch haben hier Familien, in den umliegenden Dörfern. Wenn ihr jetzt im Chaos geht, riskiert ihr, sie nie wiederzufinden«.

Ein alter Gärtner namens Wang Daniu unterbrach ihn. Der Mann hatte ein von der Sonne gegebtes Gesicht, knorrige Hände wie Baumwurzeln und einen Blick, der schon viel gesehen hatte.

»Du willst, dass wir ihnen helfen, unser Erbe zu stehlen? Dass wir mit verschränkten Armen dastehen, während sie Schätze wegtragen, die seit Jahrhunderten China gehören?«

An Dehai stieg von der Estrade herab und ging direkt zu Wang Daniu. Er wollte, dass dieses Gespräch intim, respektvoll war, keine öffentliche Debatte.

»Wang Daniu, du hast dein Leben damit verbracht, die Gärten dieses Palastes zu erschaffen. Ich erinnere mich, als du den Pflaumenhain in der Nähe des Pavillons der Harmonien gepflanzt hast. Wie viele Jahre ist das her? Fünfundzwanzig? Dreißig?«

»Achtundzwanzig Jahre«, antwortete der alte Mann mit vor Emotion rauer Stimme.

»Achtundzwanzig Jahre. Sag mir, wenn jemand kommt, um diesen Hain jetzt zu zerstören, möchtest du lieber sterben, indem du versuchst, es zu verhindern, oder überleben, um vielleicht eines Tages woanders Pflaumenbäume wieder zu pflanzen? Um dein Wissen an andere Gärtner weiterzugeben? Damit die Kunst nicht mit den Bäumen stirbt?«

Der Gärtner ballte die Fäuste, aber An Dehai sah die Tränen, die zu fließen drohten.

An Dehai wandte sich wieder der versammelten Menge zu und erhob die Stimme, damit alle hören konnten.

»Ich schlage Folgendes vor. Wer gehen will, kann gehen. Ich werde euch nicht daran hindern und euch nicht verurteilen. Es ist eine legitime Wahl, vielleicht sogar die weise Wahl. Aber für diejenigen, die bleiben: Wir müssen uns organisieren. Erstens müssen wir uns an Orten verstecken, die die Soldaten nicht kennen - die Keller, die Tunnel, die Nebengebäude, die sie keinen Grund haben zu erkunden. Zweitens müssen wir versuchen zu retten, was gerettet werden kann - offensichtlich nicht die großen Stücke, aber vielleicht Dokumente, Bücher, Objekte, die wir verstecken oder mitnehmen können. Drittens und vor allem müssen wir uns erinnern. Alles aufschreiben, was passiert, damit unsere Nachkommen die Wahrheit kennen«.

Wang Daniu nickte langsam, als träfe er eine schwere Entscheidung.

»Gut. Ich bleibe. Jemand muss Zeugnis ablegen. Meine Bäume werden brennen, aber wenigstens wird ihre Erinnerung leben«.

Andere Stimmen erhoben sich, eine nach der anderen, bildeten einen zögernden, aber entschlossenen Chor. Am Ende entschieden sich etwa fünfundzwanzig Personen zu bleiben.

Während sie begannen, sich in organisierten Gruppen zu zerstreuen, näherte sich schüchtern eine junge Dienerin. Sie hieß Mei Lin und arbeitete in den Konkubinenquartieren.

»Meister An, ich habe dir etwas zu sagen. Gestern Abend habe ich Soldaten gesehen ...«.

Sie hielt inne, Tränen in den Augen. Ihre Stimme war nur noch ein zitterndes Flüstern.

»Sie haben drei meiner Freundinnen erwischt. Sie haben geschrien, aber ... aber niemand kam. Niemand konnte kommen. Und die Soldaten, sie haben sie ... sie haben sie ...«.

Sie konnte nicht fortfahren, brach schluchzend zusammen. An Dehai legte sanft eine Hand auf ihren Arm.

»Ich weiß, Mei Lin. Ich weiß. Deshalb müssen wir zusammenbleiben, so viel wie möglich versteckt bleiben. Wenn du bei Madame Lius Gruppe bleibst, wirst du sicherer sein«.

Mei Lin nickte und wischte ihre Tränen mit einer wütenden Geste weg. An Dehai sah in ihren Augen etwas, das nicht nur Angst war. Es war auch Wut. Eine kalte, beherrschte Wut, die sie aufrecht halten würde, wenn andere zusammenbrachen.

»Danke, Meister An. Ich musste es nur jemandem sagen. Wissen, dass sich jemand kümmert«.

»Wir kümmern uns alle. Das ist es, was uns in dieser Unmenschlichkeit menschlich hält«.

19. Oktober 1860, Sommerpalast, Mittag

An Dehai, begleitet von Li Lianying und zwei anderen Eunuchen namens Zhang Qinlin und Cui Yugui, begab sich zum Pavillon der Kostbaren Wolken. Es war eines der Gebäude, die er am besten kannte, da er Hunderte von Stunden damit verbracht hatte, seine Schätze zu katalogisieren.

Der Weg dorthin war vertraut. Er kannte jede Biegung, jeden Baum entlang des Pfades. Aber heute schien alles anders. Die

Luft selbst war geladen mit einer elektrischen Spannung, wie vor einem Gewitter. Die Stille der Vögel war unnatürlich - sie waren geflohen, die Gefahr ahnend.

Als sie sich näherten, hörten sie einen schrecklichen Lärm. Lachen, Schreie, das Geräusch schwerer Dinge, die geschleppt oder fallen gelassen wurden, das Klirren von zerbrochenem Glas. An Dehai spürte, wie sich sein Magen verknotete.

Sie versteckten sich hinter einem Bambuswäldchen und beobachteten die Szene, die sich vor ihnen abspielte.

Etwa zwanzig französische Soldaten liefen in alle Richtungen und transportierten alles, was sie tragen konnten. Die Szene hatte etwas Groteskes, fast Komisches, wenn sie nicht so herzerreißend gewesen wäre. Einige hatten mehrere kaiserliche Seidengewänder übereinander angezogen, was einen lächerlichen Effekt erzeugte - bärtige und massive Männer in Frauengewändern, bestickt mit Drachen und Phönixen. Andere trugen riesige Porzellanvasen, stolperten unter dem Gewicht, hielten sie gegen ihre Brust wie Babys. Ein Soldat versuchte, einen mit Jade eingelegten Lackparavent allein zu tragen. Er fiel und der Paravent zerbrach in tausend Stücke auf den Marmorplatten.

An Dehai konnte sich nicht zurückhalten zu stöhnen, ein unwillkürlicher Laut, der aus der Tiefe seiner Kehle gerissen wurde.

»Nein! Dieser Paravent war dreihundert Jahre alt ...«.

Dieser Paravent, er erinnerte sich perfekt daran. Er hatte ihn vor sieben Jahren katalogisiert und einen ganzen Tag damit verbracht, jedes Detail zu dokumentieren. Es war ein Auftrag von Kaiser Kangxi gewesen, um den sechzigsten Geburtstag seiner Mutter zu feiern. Jedes Stück Jade war einzeln für seine Farbe, seine Durchsichtigkeit ausgewählt worden. Die Motive stellten die Acht Unsterblichen dar, die das Meer überqueren - eine Szene aus der taoistischen Mythologie, die Langlebigkeit

und Transzendenz symbolisierte. Kaiser Kangxi selbst hatte ein Gedicht komponiert, das auf der Rückseite eingraviert war, in Schriftzeichen so fein, dass man eine Lupe brauchte, um sie zu lesen. An Dehai hatte dieses Gedicht auswendig gelernt: »Durch die Jadewellen reisen die Unsterblichen / Jede Generation bewahrt ihre Weisheit / Möge meine Mutter zehntausend Herbstes leben / Wie diese Unsterblichen die Zeitalter durchqueren«.

Jetzt war all das nur noch Trümmer, verstreut auf dem Boden, zertreten von schmutzigen Stiefeln.

Li Lianying berührte seine Hand als Warnung.

»Meister, schau da drüben«.

Zwei Soldaten hatten die Sammlung von Ming-Porzellan gefunden, die An Dehai vor zwei Monaten organisiert hatte. Die Stücke waren auf Sandelholzregalen angeordnet, jedes mit einem Etikett, das er kalligraphiert hatte und das Herkunft, Datum und Bedeutung jedes Objekts angab. Er erinnerte sich, drei Wochen an dieser Arbeit verbracht zu haben, alles überprüft und noch einmal überprüft, um sicherzustellen, dass alles perfekt war.

Die Soldaten betrachteten das Porzellan mit Gier und versuchten zu entscheiden, welche sie nehmen sollten. Sie sprachen untereinander auf Französisch, eine Sprache, die An Dehai nicht verstand, aber deren gieriger Ton universell war. Einer von ihnen griff eine blau-weiße Vase aus der Xuande-Ära.

An Dehai kannte ihre Geschichte auswendig. Die Vase war 1426 von einem kaiserlichen Töpfer namens Zhang Wei geschaffen worden, in den Öfen von Jingdezhen. Zhang Wei war ein Meistertöpfer, dessen Familie seit vier Generationen Porzellan herstellte. Das Blau kam von Kobalt, das aus Persien über die Seidenstraße importiert wurde - ein Pigment so kostbar, dass es sein Gewicht in Silber wert war. Das Motiv stellte Drachen dar, die in den Wolken spielten, Symbol der kaiserlichen Macht, gemildert durch himmlische Weisheit. Kaiser Xuande hatte die

Schaffung dieser Vase überwacht und verlangt, dass das Blau genau die Nuance hatte, die er in seinen Träumen sah.

Die Vase hatte dann zwei Jahrhunderte in den kaiserlichen Sammlungen verbracht, bewundert von Generationen von Kaisern. Im Jahr 1702, als eine schreckliche Überschwemmung die Provinz Guangdong verwüstet, Tausende von Menschen getötet und die Ernten ruiniert hatte, hatte der Gouverneur der Provinz diese Vase Kaiser Kangxi als Dank für einen Steuererlass angeboten, der seine Region vor dem Hungertod gerettet hatte. Kangxi hatte sie so geliebt, dass er sie in seinen privaten Quartieren aufbewahrte und Poesie komponierte, während er sie betrachtete. Er hatte sogar ein Gedicht auf einer goldenen Medaille gravieren lassen, die er am Fuß der Vase befestigt hatte. Die Vase hatte einen kleinen Riss an der Basis - einen kleinen Makel, der ihre Schönheit nicht minderte. Kaiser Qianlong, Kangxis Enkel, hatte diesen Riss im Jahr 1750 von dem Meisterrestaurator Liu Heng restaurieren lassen, unter Verwendung einer geheimen Technik, die die Reparatur fast unsichtbar machte.

Aber der französische Soldat wusste nichts von all dem. Für ihn war es nur ein blaues und weißes Objekt, hübsch, aber schwer. Er hielt es ungeschickt, ohne seinen Wert oder seine Zerbrechlichkeit zu verstehen. Die Vase rutschte ihm aus den Händen und zerschellte auf dem Marmorboden.

Das Geräusch hallte in An Dehais Herz wie ein Totengong. Fünf Jahrhunderte Geschichte, vernichtet in einer Sekunde durch die Ungeschicklichkeit eines Mannes, der nicht einmal wusste, was er gerade zerstört hatte.

Der Soldat zuckte mit den Schultern - eine so beiläufige Geste, dass sie obszön war - und nahm eine andere Vase.

Zhang Qinlin, ein Eunuch, der an der Inventur gearbeitet hatte, ließ Tränen über seine Wangen fließen. Seine Schultern zitterten von stillen Schluchzern, die er verzweifelt zurückzuhalten versuchte.

»Ich kann das nicht ertragen. Jahre der Arbeit, der Pflege, der Erhaltung ... in wenigen Stunden von diesen Vandalen zerstört. Sie wissen nicht einmal, was sie zerstören«.

Aber einer der Soldaten hatte sie entdeckt. Er rief seinen Kameraden etwas zu und drei von ihnen gingen auf das Bambuswäldchen zu, Gewehre in der Hand, ihre Gesichter zeigten eine Mischung aus Misstrauen und Aggressivität.

An Dehai kam aus ihrem Versteck, die Hände erhoben. Die Soldaten umzingelten sie und untersuchten sie misstrauisch. Einer von ihnen, ein Sergeant nach seinen Dienstgraden zu urteilen, warf etwas auf Französisch hin, dann versuchte er es mit ungefährem Englisch.

»Ihr ... Palastleute?«

»Ja. Wir arbeiten hier«, antwortete er in perfektem Englisch.

Der Sergeant beobachtete sie, dann schien er eine Entscheidung zu treffen. Er machte eine Geste zum Pavillon, begleitet von Worten, die An Dehai nicht vollständig verstand, deren allgemeine Bedeutung aber klar war. Sie wollten Hilfe.

»Ihr kommt. Helft uns«.

Sie wurden ins Innere des Pavillons geführt. An Dehai musste sich zwingen hinzusehen. Der Boden war übersät mit Trümmern. Regale waren umgestürzt worden, ihr Inhalt verstreut wie zerbrochene Knochen nach einer Schlacht. Rollen alter Kalligraphie lagen im Staub. Porzellansplitter knirschten bei jeder Bewegung unter ihren Schritten.

Ein französischer Offizier, ein Hauptmann, stand inmitten des Raumes mit einem Notizbuch und einem Bleistift. Er schien zu versuchen, ein Inventar zu machen, aber es war eine unmögliche Aufgabe in diesem Chaos. Seine Haare waren unordentlich, seine Stirn glänzte vor Schweiß trotz der kühlen Luft. Er sah frustriert aus, überfordert vom Ausmaß der Aufgabe.

Als der Sergeant ihm An Dehai und die anderen brachte, schien der Hauptmann erleichtert. Er murmelte etwas auf Französisch,

dann versuchte er es mit Englisch mit starkem, aber verständlichem Akzent.

»Ihr kennt ... diese Dinge? Wert?«

»Ja. Ich kenne alle Dinge hier. Ich habe alles katalogisiert«.

Der Hauptmann lächelte, und es war ein aufrichtiges, fast freundliches Lächeln - was es auf eine gewisse Weise noch beruhigender machte.

»Gut. Sehr gut. Ihr helft mir. Ich brauche zu wissen ... was wertvoll ist, was ist ... nur ... Dekoration? Nicht wichtig?«

An Dehai verstand perfekt. Der Offizier wollte die wahren Schätze von den Gegenständen geringeren Werts unterscheiden. Er wollte seine Plünderung optimieren, sicherstellen, dass er die richtigen Dinge stahl. Die Logik war kalt, fast professionell.

An Dehai musste in einem Bruchteil einer Sekunde eine Entscheidung treffen. Eine Entscheidung, die ihn für den Rest seines Lebens verfolgen würde. Wenn er diesem Offizier half, würde er direkt zum Diebstahl des chinesischen Erbes beitragen. Er würde ein Kollaborateur werden, ein Verräter an seiner eigenen Kultur. Zukünftige Generationen könnten ihn hart beurteilen. Aber wenn er sich weigerte, würden sie wahrscheinlich geschlagen, vielleicht getötet werden. Und dann würde niemand genau wissen, was gestohlen worden war.

Eine Idee keimte in seinem Geist. Wenn er bei der Inventur half, könnte er wenigstens dokumentieren, was gestohlen wurde. Er könnte sich merken, wer was nahm. Später, falls jemals Gerechtigkeit geübt würde - und er musste an diese Möglichkeit glauben, sonst wofür überleben? - würde es einen Zeugen geben. Einen Zeugen, der nicht nur die Objekte kannte, sondern auch ihre tiefe Bedeutung, ihre vollständige Geschichte.

»Ich kann Ihnen helfen und auch alles katalogisieren. Auf Chinesisch«.

Der Hauptmann dachte einen Moment nach und runzelte die Stirn. An Dehai hielt den Atem an. Dann zuckte der Offizier mit den Schultern.

»Warum nicht? Ihr schreibt Chinesisch, ich schreibe Französisch. Zwei Register. Gut für ... wie sagt man ... Transparenz?«

Er gab An Dehai einen Pinsel, Tinte und Papier, die er im Büro des Pavillons gefunden hatte. An Dehai nahm den Pinsel mit unwillkürlicher Ehrfurcht. Es war ein guter Pinsel, aus Wolfshaar, perfekt ausbalanciert. Er hatte ihn selbst vor fünf Jahren bei einem renommierten Peking Handwerker bestellt. Ihn jetzt zu halten, unter diesen Umständen, löste in ihm eine Mischung von Emotionen aus, die so komplex war, dass er sie nicht entwirren konnte - Scham, Entschlossenheit, Trauer und eine seltsame Form der Erleichterung, wenigstens dies zu haben, diesen vertrauten Pinsel, dieses Werkzeug seines Berufs.

An Dehai erlebte einen der sonderbarsten und schmerzhaftesten Momente seines Lebens. Er stand dort, Seite an Seite mit dem französischen Hauptmann, identifizierte die Schätze, die die Soldaten fanden. Es war surreal, wie eine absurde Theaterszene. Zwei Männer, aus verschiedenen Zivilisationen, aus gegnerischen Lagern, arbeiteten zusammen in einer Parodie gelehrter Zusammenarbeit.

Der Hauptmann zeigte ein Objekt. An Dehai identifizierte es in einfachem Englisch. Der Hauptmann notierte in seinem Heft. Dann notierte An Dehai in seinem, aber in viel reichhaltigeren Details, verwandelte jedes Objekt von einem einfachen »kostbaren Ding« in ein Fragment lebendiger Geschichte.

Der Hauptmann zeigte eine kleine Bronze, die ein Pferd darstellte. Für ihn war es nur »Pferdestatue, Bronze, alt«.

Für An Dehai war es die Geschichte, die er schrieb: »Himmlisches Pferd aus der Han-Dynastie, 206 v. Chr. - 220 n. Chr. Stellt die Pferde von Ferghana dar, legendäre Rasse, die Kaiser Wudi so sehr begehrte, dass er eine Armee von 60.000

Mann aussandte, um sie zu erhalten. Diese Bronze gedenkt dieser Expedition. In einem kaiserlichen Grab im Jahr 1735 gefunden, Kaiser Qianlong geschenkt. Position der Beine deutet auf fliegenden Galopp hin, künstlerische Technik, die im Westen erst tausend Jahre später wiederentdeckt wird. Gestohlen am 19. Oktober 1860«.

Jedes Objekt wurde zu einer Gelegenheit, seine vollständige Geschichte zu schreiben - nicht um den Diebstahl zu rechtfertigen, sondern um ein Zeugnis zu schaffen, das dem Chaos überleben würde.

Die Arbeit ging weiter, Objekt für Objekt. Jede Identifizierung war für An Dehai ein kleiner Tod. Er sah sein ganzes Lebenswerk, die ganze Geschichte einer Zivilisation an sich vorbeiziehen, reduziert auf Zeilen in einem Inventarheft.

»Und dieser hier?«

Der Hauptmann zeigte eine Kalligraphierolle und hielt sie mit mehr Vorsicht, als er bisher gezeigt hatte. Vielleicht begann er die Zerbrechlichkeit dieser Objekte zu verstehen.

An Dehai rollte sie vorsichtig auseinander, seine Hände zitterten leicht. Sein Herz machte einen Sprung, der ihm fast den Atem nahm. Es war ein Gedicht von Su Dongpo, einem der größten Dichter der Song-Dynastie, geschrieben von seiner eigenen Hand vor achthundert Jahren.

Su Dongpo - oder Su Shi, sein vollständiger Name - hatte von 1037 bis 1101 gelebt. Dichter, Kalligraph, Maler, Philosoph, Staatsmann. Eine der vollkommensten Persönlichkeiten der gesamten chinesischen Geschichte. Dieses Gedicht war während seines Exils in Huangzhou komponiert worden, nachdem er am Hof in Ungnade gefallen war, weil er bestimmte kaiserliche Politiken kritisiert hatte. Das Exil hatte ihn nicht gebrochen, sondern verwandelt. Dort hatte er einige seiner schönsten Gedichte geschrieben, meditierte über die vergängliche Natur

der Macht, über die Schönheit, die selbst in der Widrigkeit fortbesteht.

Die Schriftzeichen waren großartig, voller Leben und Anmut. Jeder Pinselstrich offenbarte die Persönlichkeit des Dichters - seine Stärke, seine Melancholie, seine Liebe zur Natur, seinen Humor selbst in dunklen Momenten. An Dehai hatte dieses Gedicht hundertmal in Reproduktionen gelesen, aber es war das erste Mal, dass er das Original sah. Es war erst vor wenigen Wochen aus den speziellen Tresoren geholt worden für eine private Ausstellung für die kaiserliche Kaiserinwitwe.

Das Gedicht sagte:

»Mitten im Fluss scheint der Mond, / Das Schilf murmelt sein altes Lied. / Ein einsamer Mann betrachtet das fließende Wasser. / So viele Leben sind über diese Ufer gegangen. / Wo sind die Helden von einst? / Die Wellen tragen sogar ihre Namen davon. / Nur die Schönheit dieser Nacht bleibt, / Ewig, gleichgültig gegenüber unserem Schmerz«.

An Dehai spürte Tränen in seinen Augen stechen. Diese Worte, geschrieben von einem Mann im Exil, resoniert

en mit schrecklicher Kraft in diesem gegenwärtigen Moment. Auch er war Zeuge der Zerstörung von allem, was er kannte. Auch er betrachtete Ruinen. Und doch hatte dieses Gedicht acht Jahrhunderte überlebt. Vielleicht würden auch seine eigenen Zeugnisse überleben.

»Sehr alte Schrift. Sehr berühmter Dichter. Achthundert Jahre alt. Kann nicht ersetzt werden. Einzigartig in der Welt«.

Der Hauptmann piffte leise, trotz sich selbst beeindruckt.

»Achthundert Jahre? Das ist ... unglaublich«.

Er betrachtete die Rolle mit mehr Respekt, berührte sie fast mit Ehrfurcht.

An Dehai fixierte ihn in die Augen. Für einen Moment vergaß er die Vorsicht, vergaß die Gefahr. Er musste die Wahrheit sagen, was auch immer die Konsequenzen sein mochten.

»Sie bestrafen achthundert Jahre Kunst für die Handlungen einiger Männer. Dieses Gedicht hat Ihre Gesandten nicht gefolttert. Diese Vase hat keinen Krieg erklärt. Diese Objekte sind unschuldig. Sie kennen keine Politik. Sie verstehen keine Rache. Sie sind nur ... Schönheit. Erinnerung. Die Seele eines Volkes«.

Der Hauptmann wandte sich ab, unbehaglich. An Dehai glaubte, einen Schimmer von Scham in seinen Augen zu sehen, einen Riss in der Rüstung des gehorsamen Soldaten. Aber er verschwand schnell, ersetzt durch die kalte Gleichgültigkeit des Soldaten, der nur Befehle befolgt.

»Das ist Krieg. Im Krieg gibt es keine Unschuldigen«.

An Dehai wollte argumentieren, wollte schreien, dass das falsch war, dass Kunstgegenstände immer unschuldig waren, dass Schönheit zu zerstören ein Verbrechen gegen die Menschheit selbst war, dass Zivilisationen nicht nach ihrer Fähigkeit Krieg zu führen beurteilt wurden, sondern nach ihrer Fähigkeit, Schönheit zu schaffen und zu bewahren. Aber er hielt sich zurück. Das war nicht der Moment. Er musste überleben, dokumentieren, Zeugnis ablegen. Die Wut würde später kommen. Für jetzt musste er seine Rolle spielen, so erniedrigend sie auch sein mochte.

Der Hauptmann notierte nur in seinem Heft und ging zum nächsten Objekt über.

Li Lianying, der in der Nähe stand und vorsichtiges Schweigen bewahrte, flüsterte auf Chinesisch so leise, dass nur An Dehai es hören konnte:

»Meister, warum hilfst du ihnen? Ist das nicht Verrat? Werden künftige Generationen uns nicht verurteilen?«

An Dehai antwortete ebenso leise, seine Lippen bewegten sich kaum:

»Ich helfe ihnen nicht zu stehlen. Ich schaffe ein Archiv. Jedes Objekt, das ich notiere, ist ein Objekt, von dem die Welt wissen wird, dass es gestohlen wurde, von wem, wann, unter welchen

Umständen. Das ist unsere einzige Form des Widerstands jetzt: das Gedächtnis. Eines Tages wird jemand Gerechtigkeit fordern. Und ich werde die Beweise haben. Die Namen. Die Daten. Die Details, die die Sieger vergessen wollen«.

Der Tag neigte sich dem Ende zu, als sie draußen einen schrecklichen Schrei hörten, gefolgt von Schüssen. Der Klang zerriss die Luft und zerbrach die morbide Konzentration, die den Pavillon stundenlang umhüllt hatte.

Alle stürzten zu den Fenstern. Im Garten darunter sahen sie eine Gruppe britischer Soldaten - erkennbar an ihren markanten roten Uniformen - einen alten chinesischen Gärtner verfolgen.

Der Mann rannte so schnell, wie seine alten Beine ihn trugen, aber es war erbärmlich anzusehen - ein verzweifelter, hoffnungsloser Lauf. Er stolperte über eine Wurzel und fiel schwer auf das Pflaster. Sein Korb kippte um und verschüttete Gartengeräte - eine Kelle, eine Gartenschere, sorgfältig beschriftete Samentütchen.

An Dehai erkannte Wei Guoliang, einen Gärtner, der im Palast arbeitete. Ein sanfter Mann, der mit seinen Pflanzen wie mit Kindern sprach, der den botanischen Namen jeder Blume kannte, der einige der schönsten Blumenarrangements geschaffen hatte. Er erinnerte sich, ihn Hunderte Male gesehen zu haben, kniend in der Erde, die Hände schmutzig, aber ein Lächeln auf den Lippen, geduldig einem jungen Lehrling erklärend, wie man einen Obstbaum richtig beschneidet, um seine Blüte zu maximieren.

»Wei Guoliang ... Nein. Er würde keiner Fliege etwas zuleide tun. Er kann nicht einmal kämpfen. Er hat sein Leben damit verbracht, Schönheit zu schaffen, nicht zu zerstören«.

Die britischen Soldaten erreichten den alten Mann. Einer von ihnen drehte ihn brutal mit dem Fuß um, wie man einen Getreidesack umdrehen würde. Wei Guoliang hob die Hände zum Flehen, sagte etwas, das niemand vom Pavillon aus hören

konnte. Sein Gesicht war vor Schrecken verzerrt, seine Lippen bewegten sich schnell - vielleicht betete er, vielleicht flehte er, vielleicht verabschiedete er sich in Gedanken von seiner Familie. Dann hob einer der Soldaten sein Gewehr und schoss. Einmal. Ein einziger Schuss.

Weì Guoliangs Körper zuckte, dann wurde er still. Ein dunkler Fleck begann sich unter ihm auszubreiten und färbte die Steinplatten.

Im Pavillon fiel tödliche Stille. An Dehai spürte, wie seine Beine unter ihm nachgaben. Er musste sich an die Wand lehnen, um nicht zu fallen, seine Hand suchte Halt, irgendwas, um ihn am Zusammenbrechen zu hindern. Selbst die französischen Soldaten schienen schockiert. Einige wandten den Blick ab. Andere starrten auf die Szene wie hypnotisiert, unfähig, ihre Augen von dem abzuwenden, was sie gerade gesehen hatten.

An Dehai wandte sich zum Hauptmann, seine Stimme zitternd vor unterdrückter Wut, jedes Wort mit schrecklicher Präzision artikuliert.

»Warum? Was hatte er getan? Es war nur ein alter Mann. Nur ein Gärtner. Er hatte nicht einmal eine Waffe. Er trug Samen. Samen! Warum haben sie ihn getötet?«

Der Hauptmann schloss die Augen.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht hat er Widerstand geleistet. Vielleicht hatte er etwas, was sie wollten. Vielleicht ...«.

Er beendete seinen Satz nicht, die Worte fehlten ihm oder der Mut versagte ihm.

An Dehai spürte, wie etwas in ihm zerbrach. All die Zurückhaltung, all die diplomatische Höflichkeit, die er seit dem Morgen aufrechterhalten hatte, all das verdampfte angesichts dieser grundlosen Gewalt, dieses absurden Mordes an einem Mann, dessen einziges Verbrechen es war, gerannt zu sein.

»Vielleicht haben sie ihn zum Vergnügen getötet? Ist es das, was Sie sagen wollten?«

Der Hauptmann öffnete die Augen wieder. Zum ersten Mal sah An Dehai Menschlichkeit in seinem Blick. Scham, Bedauern, Entsetzen über das, was seine Verbündeten geworden waren, über das, was er selbst geworden war.

»Das ist falsch. All dies ...«.

Er machte eine Geste, die den geplünderten Pavillon umfasste, die Schätze, die wie gewöhnliche Beute aufgestapelt waren, die Leiche im Garten, die langsam erkaltete.

»Das ist falsch. Aber ich bin Soldat. Ich befolge Befehle. Das ist alles, was ich tun kann. Befehle befolgen«.

An Dehai trat näher, fixierte ihn mit einer Intensität, die den Offizier einen Schritt zurückweichen ließ.

»Und Befehle entschuldigen alles?«

Der Hauptmann wandte sich ab, unfähig, An Dehais Blick standzuhalten.

»Es ist spät. Ihr könnt gehen. Kommt morgen wieder, gleiche Zeit. Wir müssen das Inventar beenden«.

An Dehai sammelte seine Notizen mit langsamen Gesten. Er wollte nicht zulassen, dass seine Emotionen ihn jetzt beherrschten. Er musste konzentriert bleiben, am Leben bleiben, seine Dokumentationsarbeit beenden. Aber die Wut brodelte in ihm wie ein Topf auf dem Feuer und drohte jederzeit überzulaufen.

Er bedeutete den anderen Eunuchen, ihm zu folgen. Während sie den Pavillon verließen und schweigend durch den mit Trümmern übersäten Korridor gingen, murmelte Li Lianying:

»Meister, wir können morgen nicht zurückkommen. Das wäre Kollaboration mit ihnen. Nach dem, was wir gerade gesehen haben ... nach Wei Guoliang ... wie könnten wir ihnen weiter helfen?«

An Dehai hielt im Halbdunkel des Korridors an und drehte sich um, um dem jungen Mann ins Gesicht zu sehen.

»Glaube mir, jede Faser meines Seins will fliehen, nie wieder hierher zurückkehren, diese Gesichter nie wieder sehen. Und doch, wenn wir nicht zurückkommen, wer wird genau Zeugnis ablegen? Der französische Hauptmann wird seine Notizen machen, aber sie werden nur dazu dienen, die Plünderung zu rechtfertigen, die Beute zu katalogisieren. Unsere Notizen werden eines Tages dazu dienen, Gerechtigkeit zu fordern. Zu beweisen, dass jedes Objekt eine Geschichte, eine Bedeutung hatte. Den Diebstahl in ein dokumentiertes Verbrechen zu verwandeln«.

Cui Yugui, der den ganzen Nachmittag über schweigsam gewesen war, sprach endlich.

»Welche Gerechtigkeit? Wer wird Wei Guoliang Gerechtigkeit widerfahren lassen? Wer wird ihm das Leben zurückgeben? Die Toten sehen keine Gerechtigkeit. Gerechtigkeit löscht kein Blut aus«.

An Dehai hatte keine zufriedenstellende Antwort. Cui Yugui hatte recht. Gerechtigkeit, falls sie jemals käme, würde abstrakt, fern, unbedeutend für die sein, die bereits tot waren. Aber was konnten sie sonst tun?

»Niemand wird ihm das Leben zurückgeben. Das ist wahr. Aber wenigstens wird sein Name in der Geschichte eingraviert sein. Wenigstens wird man in hundert Jahren, in zweihundert Jahren wissen, dass er existierte, dass er gelebt hat, dass er Schönheit geschaffen hat, dass er zu Unrecht getötet wurde. Das ist wenig. Das ist erbärmlich wenig. Aber es ist alles, was wir tun können. Es ist unser Widerstand. Unsere Weigerung, die Sieger die einzige Geschichte schreiben zu lassen, die überleben wird«.

Sie gingen zum Treffpunkt, jeder in seinen Gedanken versunken. Die Sonne sank. Hinter ihnen hörten sie noch die Geräusche der Plünderung: Lachen, Ausrufe, das Krachen zerbrechender Objekte, den Klang einer sterbenden Welt.

An Dehai ging voran, seine Schritte mechanisch, automatisch. In seinem Geist sah er wieder Wei Guoliangs Gesicht, diese Momente, als er ihm in den Gärten begegnet war, immer mit einem Lächeln, immer eine Anekdote über diese oder jene Pflanze zu teilen. Er erinnerte sich an ein Gespräch, das sie vor vielleicht fünf Jahren geführt hatten. Wei Guoliang hatte ihm einen Pflaumenbaum gezeigt, den er gerade gepflanzt hatte.

»Dieser Pflaumenbaum wird in zwei Jahren blühen«, hatte er stolz gesagt. »Und in zwanzig Jahren wird er großartig sein. In fünfzig Jahren werden meine Enkelkinder unter seinen Ästen sitzen können. Das ist es, die Arbeit eines Gärtners - für die Zukunft pflanzen, für Menschen, die man nie kennen wird«.

Wei Guoliang würde diesen Baum nie blühen sehen. Seine Enkelkinder würden nie unter seinen Ästen sitzen. Aber An Dehai versprach sich, sich an diesen Baum zu erinnern, ihn zu suchen, wenn er überlebte, über ihn zu wachen, wenn möglich. Das war das Mindeste, was er tun konnte.

19. Oktober 1860, Sommerpalast, Sonnenuntergang

Als die verschiedenen Gruppen sich bei Sonnenuntergang auf dem Hof der Dienerquartiere wiederfanden, war die Atmosphäre schwer von unausgesprochenen Schmerzen. Die Gesichter waren gezeichnet von dem, was jeder gesehen hatte, die Körper gebeugt vom Gewicht des angesammelten Grauens.

Madame Liu war die erste, die ihren Bericht teilte. Sie stand in der Mitte des Hofes, aufrecht trotz ihrer Erschöpfung, aber ihre Stimme war gebrochen, gealtert um zehn Jahre in ein paar Stunden.

»Wir haben die Konkubinenquartiere erkundet. Sie haben alles genommen. Die Kleider, den Schmuck, die Spiegel, die Fächer, die bestickten Schuhe. Sie haben sogar die Wandbehänge von den Wänden gerissen. Aber das Schlimmste ... wir haben Li Mei gefunden. Sie war fünfzehn Jahre alt. Gerade fünfzehn Jahre alt.

Sie hatte sich in einem Schrank versteckt, dachte, sie wäre sicher. Sie haben sie gefunden«.

Sie hielt inne, ihre Stimme brach vollständig. Mei Lin, die neben ihr stand, nahm ihre Hand.

»Wir haben sie danach gefunden. Ihr Körper ... was sie ihr angetan hatten ... kein Mädchen sollte das ertragen. Kein menschliches Wesen«.

Sie fuhr nicht fort. Sie musste nicht. Jeder verstand. Eine schwere Stille legte sich nieder, jeder kontemplierte das Grauen in seinem eigenen Geist.

Wang Changgui, der Küchenvorsteher, ergriff das Wort.

»Wir haben die Küchen und die Lager erkundet. Die Soldaten haben die Alkoholvorräte gefunden und betrinken sich massiv. Dutzende von Krügen kaiserlichen Weins, Weine, die die Kaiser für besondere Anlässe aufbewahrt hatten. Sie trinken sie wie Wasser, gießen sich den Wein in den Mund, verschütten die Hälfte auf ihren Uniformen. Sie erbrechen sich in den Gärten, in den Korridoren. Einige sind so betrunken, dass sie kaum stehen können. Sie werden heute Nacht noch gefährlicher sein. Betrunkene Männer mit Waffen, ohne Disziplin, ohne Offiziere, die sie kontrollieren ... wir müssen uns verstecken, und zwar schnell«.

Wang Daniu, der alte Gärtner, blieb stumm. Er hatte keinen Bericht zu erstatten, kein Wort zu sprechen. An Dehai sah ihn ins Leere starren, seine Augen glasig, seine zitternden Hände, die er vergeblich zu kontrollieren versuchte. Er war in Schockzustand. Wahrscheinlich hatte er Wei Guoliangs Tod gesehen. Sie waren Freunde gewesen, hatten fast zur gleichen Zeit begonnen, im Palast zu arbeiten.

An Dehai sprach, als alle ihre Zeugnisse geteilt hatten.

»Meine Freunde, wir haben heute alle Schrecken gesehen. Wir haben Kameraden verloren. Wei Guoliang ist tot. Li Mei ist tot. Vielleicht andere, deren Namen wir noch nicht kennen. Wir

müssen zusammenbleiben. Und wir müssen praktisch über unser Überleben nachdenken. Wang Changgui, wie viel Nahrung haben wir genau?»

Wang Changgui zog ein kleines Heft aus seiner Tasche - die Gewohnheit des akribischen Kochs.

»Drei Tage, wenn wir sorgfältig rationieren. Vielleicht vier, wenn wir sehr wenig essen. Wir haben Reis, getrocknete Bohnen, einige Gemüse, die anfangen zu verderben, Salz und ein wenig Öl. Kein Fleisch. Die Soldaten haben alles Fleisch genommen«.

Ein alter Bibliothekar namens Zhang Yinghuan hob die Hand. Der Mann war immer akribisch, organisiert, den Büchern gewidmet gewesen, die er betreute. Sein normalerweise heiteres Gesicht war nun von Trauer verwüstet.

»Meister An, ich habe den Tag in der Großen Bibliothek verbracht. Sie verbrennen die Bücher«.

Seine Stimme brach bei diesen Worten, als ob das Aussprechen der Wahrheit sie realer, unerträglicher machte.

»Sie verbrennen sie. Nicht weil sie sie spezifisch zerstören wollen - sie wissen nicht einmal, was diese Bücher sind, sie können sie nicht lesen. Sondern weil sie Platz wegnehmen und sie den Raum wollen, um ihre Beute zu stapeln. Tausende von Bänden, einige aus der Song- und Tang-Zeit. Einzigartige Manuskripte, Kommentare zu den Klassikern, kopiert von der Hand großer Gelehrter. Gedichte, medizinische Abhandlungen, astronomische Texte, historische Chroniken. Sie benutzen sie, um ihre Lagerfeuer anzuzünden. Ich habe einen Soldaten gesehen, der die Seiten eines Song-Dynastie-Manuskripts herausriß, um eine Zigarette anzuzünden«.

Er öffnete seine Tasche mit zitternder Hand und holte fünf alte Bücher heraus, presste sie an seine Brust wie ein Vater ein sterbendes Kind.

»Ich habe es geschafft, diese zu retten. Nur fünf. Von Zehntausenden. Aber es ist etwas. Es ist etwas, nicht wahr?«

Die Frage war verzweifelt, flehte um Bestätigung, um Versicherung, dass seine Anstrengung nicht vergeblich war.

An Dehai stieg von der Estrade herab.

»Zhang Yinghuan, diese fünf Bücher, die du gerettet hast, enthalten vielleicht eine Million Schriftzeichen. Ideen, die Jahrhunderte überlebt haben, Weisheit, die Generationen von Gelehrten studiert haben. Dank dir werden sie noch länger überleben. Das ist enorm. Das ist ein Akt des Widerstands. Ein Akt der Bewahrung. Danke. Danke, dass du den Mut hattest, in diese Hölle zurückzukehren, um nur diese fünf Bücher zu retten«.

Eine der entwaffneten Wachen, ein Mann namens Chen Mingde, der in der kaiserlichen Armee gedient hatte, bevor er dem Palast zugewiesen wurde, meldete sich dann zu Wort. Es war ein pragmatischer Mann, gewohnt, Lösungen in schwierigen Situationen zu finden.

»Ich habe einen Vorschlag. Es gibt Höhlen in den westlichen Hügeln. Mein Vater war Jäger und nahm mich dorthin mit, als ich ein Kind war. Ich kenne den Weg. Sie sind versteckt, schwer zu finden, wenn man nicht weiß, wo man suchen muss. Einige sind groß genug, um fünfzig oder mehr Personen zu beherbergen. Wir könnten dort ein temporäres Lager errichten, in Sicherheit, weit von den Soldaten entfernt«.

An Dehai spürte Erleichterung ihn überkommen. Eine Zuflucht. Ein sicherer Ort, um sich zu versammeln, zu atmen, zu planen.

»Das ist eine ausgezeichnete Idee. Das ist genau das, was wir brauchen. Aber wir können nicht alle gleichzeitig gehen. Eine große Gruppe von fünfzig Personen, die die Hügel durchquert, würde bemerkt werden. Die Soldaten patrouillieren. Wir müssen in kleinen Gruppen gehen, zu verschiedenen Zeiten, auf getrennten Wegen«.

Sie verbrachten die nächste Stunde damit, die Evakuierung mit akribischer Sorgfalt zu organisieren. An Dehai zeichnete sogar

eine grobe Karte in den Staub, damit jeder den Plan verstand. Es wurde entschieden, dass die erste Gruppe, bestehend hauptsächlich aus Frauen und älteren Menschen - diejenigen, die am verwundbarsten wären, wenn die betrunkenen Soldaten sie fänden - sofort unter Chen Mingdes Führung aufbrechen würde. Sie würden den direktesten Weg nehmen und die letzten Stunden des Tageslichts nutzen.

Die zweite Gruppe, einschließlich An Dehai, Li Lianying und einigen anderen, würde vor der Morgendämmerung des nächsten Tages aufbrechen, in der Dunkelheit, die der Morgendämmerung vorausgeht, wenn die Soldaten nach ihrer Zechtour schlafen würden.

Die dritte Gruppe, diejenigen, die noch versuchen wollten, einige Objekte oder Dokumente zu retten, würde am Morgen aufbrechen, nachdem sie einen letzten Bergungsversuch unternommen hatten.

An Dehai gab der dritten Gruppe präzise Anweisungen, seine Stimme fest und klar:

»Vergesst nicht, das Ziel ist nicht der monetäre Wert. Die Soldaten nehmen bereits alles, was glänzt, alles, was aus Gold oder Jade ist. Lasst ihnen diese Dinge. Sucht nach Dokumenten, die erzählen, wie Menschen lebten - persönliche Briefe, Tagebücher, Kassenbücher, die alltägliche Details zeigen, Register, die gewöhnliche Menschen nennen. Sucht nach Fotografien, wenn ihr welche findet - das sind unersetzliche visuelle Zeugnisse. Sucht nach Objekten, die Geschichten haben, auch wenn sie nicht wertvoll aussehen. Ein einfacher Fächer, der einer Konkubine gehörte, kann uns mehr über das tägliche Leben erzählen als ein goldener Thron. Das sind die Dinge, die wirklich eine Zivilisation offenbaren, nicht die Schätze«.

Als die Nacht fiel und sich die erste Gruppe auf den Aufbruch vorbereitete, ihre Vorräte ein letztes Mal überprüfend, gesellte sich Madame Liu zu An Dehai. Ihr Gesicht war entschlossen,

verhärtet durch eine neue Entschlossenheit, die die anfängliche Verzweiflung ersetzt hatte.

»Meister An, ich möchte noch einen Tag bleiben. Um nach meiner Tochter Mei Feng zu suchen. Vielleicht versteckt sie sich irgendwo in den Ruinen. Vielleicht ist sie verletzt und kann sich nicht bewegen, wartet darauf, dass jemand kommt. Ich kann nicht gehen, ohne zu wissen. Eine Mutter kann ihr Kind nicht aufgeben, selbst wenn die Chancen gering sind«.

An Dehai betrachtete diese mutige Frau, die bereits so viel in ihrem Leben verloren hatte. Madame Liu hatte der Kaiserin mit absoluter Loyalität gedient, ihr eigenes Leben dem Palast geopfert. Sie hatte Mei Feng allein nach dem Tod ihres Mannes an einem Fieber großgezogen. Die Tochter war ihr ganzes Leben, ihre einzige Familie.

»Nehmt Mei Lin und eine oder zwei andere Personen mit euch. Sucht zusammen, bleibt jederzeit zusammen. Trennt euch niemals. Und wenn ihr sie morgen Abend nicht gefunden habt ...«.

Er ließ den Satz unvollendet. Sie wussten beide, was das bedeuten würde. Nach achtundvierzig Stunden waren die Chancen, jemanden lebend zu finden, fast null.

»Wenn ich sie nicht gefunden habe, werde ich gehen. Das verspreche ich. Ich werde nicht sinnlos hier sterben. Aber ich muss es versuchen«.

»Ich bete, dass ihr sie findet«.

In jener Nacht blieb An Dehai wach im Keller, wo sie sich versteckt hatten. Es war ein enger, feuchter Raum, der nach Erde und Schimmel roch. Wurzeln hingen von der niedrigen Decke. Wasser sickerte die Steinmauern entlang. Aber er war sicher, versteckt, eine vorübergehende Zuflucht im Chaos.

Lauschend auf die Geräusche oben, schuf er in seinem Geist eine Karte des Desasters. Betrunkene Gesänge, dissonant, brutal. Lachen, das mit manischer Qualität in der Nacht widerhallte.

Gelegentliche Schüsse - vielleicht Soldaten, die auf Schatten schossen, vielleicht summarische Hinrichtungen, vielleicht nur betrunkene Belustigung. Und manchmal die schlimmsten Geräusche - durchdringende Schreie, die das Blut gefrieren ließen. Schreie von Frauen, Kindern. Jeder Schrei war ein zerbrochenes Leben, eine zerstörte Unschuld, eine Geschichte, die in Gewalt endete.

Li Lianying, zusammengekauert neben ihm in der feuchten Dunkelheit des Kellers, murmelte buddhistische Gebete. Seine Lippen bewegten sich ständig, formten die Mantras, die man ihm in seiner Kindheit beigebracht hatte. »Om mani padme hum ... Om mani padme hum ...«. Das Gebet zum Buddha des Mitgefühls, unaufhörlich wiederholt wie ein Talisman gegen das Böse.

»Glaubst du, Buddha hört uns in dieser Hölle?«, murmelte An Dehai.

Der junge Eunuch hob den Blick, seine Züge kaum sichtbar im Halbdunkel, das nur von einer kleinen Kerze durchbrochen wurde.

»Ich weiß nicht, ob Buddha existiert. Ich weiß nicht einmal mehr, ob ich wirklich an irgendetwas glaube. Vielleicht haben uns die Götter verlassen. Vielleicht haben sie nie existiert. Aber ich weiß, dass das Gebet Trost bringt. Es gibt mir etwas zu tun, etwas, worauf ich meinen Geist konzentrieren kann, anstatt diese Schreie zu hören. Und im Moment brauchen wir allen Trost, den wir bekommen können, selbst wenn er von einer Illusion kommt. Vielleicht ist das die wahre Funktion der Religion. Nicht uns zu retten, sondern uns etwas zu geben, woran wir uns festhalten können, wenn alles zusammenbricht«.

An Dehai nickte langsam. Er dachte an seine eigene religiöse Erziehung, eine Mischung aus Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus wie die meisten Chinesen. Er hatte die Ahnen jedes Jahr am Fest der Toten angebetet, Räucherstäbchen in Tempeln zu besonderen Anlässen verbrannt, buddhistische Sutras kopiert,

um Verdienst zu erlangen. Aber glaubte er wirklich? Oder waren es nur beruhigende Rituale, kulturelle Gewohnheiten, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden?

»Hast du Angst, Lianying?«

»Ich bin verängstigt, Meister. Jedes Geräusch oben lässt mich zusammenzucken. Jedes Mal, wenn wir Schritte hören, denke ich, es ist das Ende, dass sie uns gefunden haben, dass wir sterben werden wie Wei Guoliang. Mein Herz schlägt so laut, dass ich Angst habe, sie könnten es hören. Aber Angst ist natürlich, nicht wahr? Es ist das, was wir trotz der Angst tun, das definiert, wer wir sind.«

»Und was sind wir? Was sind wir in diesem Albtraum geworden?«

Li Lianying dachte lange nach, bevor er antwortete, wählte seine Worte mit Bedacht.

»Wir sind Überlebende. Zeugen. Hüter der Erinnerung. Das ist wichtiger, als es scheint. In hundert Jahren, in tausend Jahren wird jemand wissen wollen, was hier passiert ist. Und wir werden die einzigen sein, die die Wahrheit sagen können. Nicht die Wahrheit der Generäle in ihren offiziellen Berichten. Nicht die Wahrheit der Historiker, die nicht dabei waren. Sondern die Wahrheit derer, die das Grauen erlebt haben, die die Gesichter gesehen, die Schreie gehört, den Rauch gerochen haben.«

Oben ertönte eine Explosion, die den Keller erzittern ließ. Staub und Trümmer fielen von der Decke. Einige im Keller ließen Schreckensschreie entkommen, bevor sie sich daran erinnerten, dass sie still sein mussten, bissen sich auf die Lippen, erstickten ihre Geräusche in ihren Händen.

Cui Yugui, zusammengekauert in einer Ecke wie ein verletztes Tier, fragte mit kaum hörbarer Stimme:

»Was war das? Was machen sie noch?«

»Sie sprengen die Türen der Tresore, um Zugang zu den letzten Schätzen zu erhalten. Oder vielleicht beginnen sie bereits, die

Gebäude systematischer zu verbrennen. Das Schießpulver beschleunigt die Zerstörungsarbeit«.

»Wie lange wird das dauern? Wie viele Tage dieser Qual müssen wir ertragen?«

An Dehai wollte die Wahrheit nicht sagen - dass es Wochen dauern könnte - aber Lügen diene zu nichts.

»Ich weiß es nicht mit Sicherheit. Tage, sicher. Bis sie alles genommen haben, was sie wollen, alles, was sie tragen können. Bis nichts mehr übrig ist, was es wert ist, gestohlen zu werden. Bis sogar die Ruinen Ruinen sind«.

In der feuchten Dunkelheit schloss An Dehai die Augen und versuchte, sich an den Palast zu erinnern, wie er war. Es war eine schmerzhaft, aber notwendige Übung. Er musste diese Bilder in sein Gedächtnis einprägen, bevor sie verblassten, bevor das Grauen der Gegenwart die Schönheit der Vergangenheit völlig auslöschte.

Er erinnerte sich an die Gärten im Frühling, als die Pfirsichbäume blühten und die Luft nach Honig und Blütenblättern roch. Er erinnerte sich an die Pavillons bei Sonnenuntergang, ihre goldenen Dächer glänzten im sinkenden Licht. Er erinnerte sich an die Sommerabende, als der Kaiser Poesierezitationen am Seeufer organisierte, die Laternen auf dem Wasser trieben wie gefallene Sterne. Er erinnerte sich an die Wintermorgen, als der Schnee alles mit einem weißen Mantel bedeckte und die Stille so tief war, dass man fast die Vergangenheit ihre Geheimnisse flüstern hören konnte.

Er wollte diese Bilder so tief in sein Gedächtnis eingraben, dass sie nie gestohlen, nie verbrannt, nie vollständig verschwinden konnten.

20. Oktober 1860, Höhlen in den westlichen Hügeln, Abend

Als An Dehai nach einer erschöpfenden Reise durch die Hügel die Höhlen erreichte, geleitet von den präzisen Anweisungen, die

Chen Mingde der ersten Gruppe hinterlassen hatte, war er körperlich und emotional erschöpft. Seine Gewänder waren von Dornen zerrissen, die den Seidenstoff wie anklagende Finger kratzten. Seine Füße bluteten in seinen abgenutzten Schuhen, jeder Schritt eine kleine Folter. Aber er lebte. Das war alles, was zählte.

Chen Mingde, die Wache, die diese Zuflucht gefunden hatte, begrüßte ihn am Eingang der größten Höhle mit sichtbarer Erleichterung.

»Meister An! Gott sei Dank! Wir dachten, du wärest gefangen genommen oder Schlimmeres!«

An Dehai lehnte sich an die Felswand und holte in schmerzhaften großen Zügen Luft. Jedes Einatmen brannte in seiner Lunge. Er hatte nicht mehr das Alter für diese Art körperlicher Anstrengung.

»Fast. Die Soldaten patrouillierten überall. Wir mussten uns dreimal verstecken. Aber ich habe überlebt. Wie geht es den anderen?«

»Alle hier. Dreiundzwanzig Personen, die erste Gruppe mitgezählt. Zhang Qinlin hat eine böse Kopfverletzung - ein Ziegelstein ist auf ihn gefallen, während er in den Ruinen nach Büchern suchte - aber Gao Niang hat ihn mit Kräutern behandelt, die sie gefunden hat. Er wird es schaffen. Madame Liu und Mei Lin sind noch nicht von ihrer Suche zurückgekehrt.«

An Dehai spürte, wie sich sein Magen schmerzhaft verknotete. Madame Liu. Mei Feng. Er hatte gehofft, dass sie das junge Mädchen bereits gefunden hätten, dass sie hier in Sicherheit wären.

»Seit wann?«

»Sie sind bei Sonnenaufgang heute Morgen aufgebrochen. Sie sollten vor zwei Stunden zurück sein, bevor die Nacht vollständig hereinbricht.«

An Dehai richtete sich sofort auf, trotz seiner Erschöpfung, ignorierte den Schmerz in seinen Beinen.

»Ich werde nach ihnen suchen. Sie brauchen vielleicht Hilfe. Vielleicht haben sie Mei Feng verletzt gefunden und können sie nicht allein tragen«.

Chen Mingde packte ihn fest am Arm mit einem Griff, der keinen Raum für Diskussionen ließ.

»Nein! Du bist erschöpft. Du kannst kaum stehen. Schau dich an - du zitterst vor Müdigkeit. Und es wird fast dunkel. Es ist zu gefährlich. Du wirst den Weg in völliger Dunkelheit nie wiederfinden, und selbst wenn du es schaffst, patrouillieren überall Soldaten. Sie haben Fackeln. Sie werden dich sehen, bevor du sie siehst«.

An Dehai wollte protestieren, wollte bestehen, aber er wusste, dass Chen recht hatte. In seinem aktuellen Zustand, erschöpft, verhungert, desorientiert, würde er niemandem nützen. Er wäre eher eine Last als eine Hilfe.

»Gut. Aber wenn sie morgen früh bei Tagesanbruch, beim ersten Licht, nicht zurück sind, werde ich nach ihnen suchen. Mit oder ohne Hilfe. Ich werde sie nicht im Stich lassen«.

Er betrat die Höhle, seine Augen brauchten Zeit, sich an das Halbdunkel anzupassen. Drinnen kauerten etwa dreißig Personen um mehrere improvisierte Feuer. Die Atmosphäre war bedrückend, geladen mit Rauch, der in den Augen brannte, und Verzweiflung, die wie eine Bleidecke lastete. Die Höhle roch nach Feuchtigkeit, kalter Erde und Angst - dieser saure Geruch von Schweiß vermischt mit Angst, den man nicht maskieren kann. Jeder hatte gerötete Augen, entweder vom ätzenden Rauch oder vom ständigen Weinen, wahrscheinlich beides.

An Dehai beobachtete sie einen Moment, diese Überlebenden, die sich durch reinen Willen ans Leben geklammert hatten. Einige starrten ins Feuer, ohne es wirklich zu sehen, verloren in ihren Gedanken. Andere wiegten sich sanft, eine beruhigende,

unbewusste Bewegung. Ein paar murmelten Gebete, ihre Lippen formten alte Worte, die Generationen vor ihnen getröstet hatten. Zhang Yinghuan, der alte Bibliothekar, saß in einer isolierten Ecke und presste noch immer seine fünf geretteten Bücher an seine Brust, als wären es zerbrechliche Neugeborene, die er vor der Welt schützen musste. Er murmelte Passagen aus dem Gedächtnis, seine Stimme ein kontinuierliches, hypnotisches Flüstern. An Dehai trat nahe genug heran, um zu hören. Der alte Mann rezitierte eine Passage aus dem Klassiker der kindlichen Frömmigkeit, ging dann über zu einem Auszug aus den Analekten des Konfuzius, dann zu einem Gedicht aus der Tang-Dynastie. Er hatte Angst zu vergessen, erkannte An Dehai. Angst, dass wenn die Bücher verloren wären und sein Gedächtnis versagte, die Weisheit für immer in der Leere verloren ginge.

Wang Daniu, der Gärtner, der jahrzehntelang mit Wei Guoliang gearbeitet hatte, starrte ins Feuer mit leerem Blick. Seine Augen blinzelten fast nicht. Er hatte kein Wort gesagt. An Dehai kannte diesen Blick. Schock. Das Gehirn, das sich abschaltet, um sich vor einer zu schmerzhaften Realität zu schützen. Er hatte denselben Blick in den Gesichtern von Soldaten gesehen, die schreckliche Schlachten überlebt hatten.

Sun Yaoting, der junge Eunuch, der am ersten Tag geschlagen worden war, sein Gesicht noch von Blutergüssen gezeichnet, die jetzt ins Gelbgrüne übergingen, war in einer anderen Ecke zusammengekauert, die Knie fest an die Brust gezogen, schaukelte vor und zurück in einer rhythmischen, beruhigenden Bewegung. Seine Augen waren weit geöffnet, aber sahen nichts von der realen Welt. Er sumnte ein Wiegenlied, immer dieselbe Melodie, wieder und wieder - wahrscheinlich das, das seine Mutter ihm als Kind sang, wenn er Angst vor der Dunkelheit hatte.

Li Lianying beugte sich zu An Dehai.

»Sie sind in Schockzustand. Alle. Wir haben in zu kurzer Zeit zu viel Grauen gesehen. Der menschliche Geist ist nicht dafür gemacht, so viel Gewalt, Verlust, Zerstörung in so kurzer Zeit aufzunehmen. Er fragmentiert, bricht, um sich zu schützen«.

An Dehai nickte. Er selbst spürte, wie die emotionale Taubheit begann, sich einzustellen - diese seltsame Dissoziation, bei der ein Teil von ihm alles von außen beobachtete, als ob diese Ereignisse jemand anderem widerfuhr. Es war ein psychologischer Schutz gegen eine zu schmerzhaft Realität, die man vollständig akzeptieren musste. Wenn man all den Schmerz auf einmal hereinliee, würde man wahnsinnig werden.

Er setzte sich in die Nähe des zentralen Feuers und spürte die Wärme auf seinem Gesicht wie einen Segen nach der Kälte der Nacht. Er sprach laut genug, damit alle hören konnten, seine Stimme hallte gegen die Steinwnde der Höhle:

»Meine Freunde, hört mir zu. Ich weiß, dass diese letzten zwei Tage die schlimmsten unseres Lebens waren. Vielleicht die schlimmsten Tage, die Menschen erleben können. Ich weiß, dass sich einige von euch fragen, warum weitermachen, wozu berleben, wenn alles, was wir kannten, verschwunden ist, wenn alles, was unserem Leben Sinn gab, zerstört oder gestohlen wurde. Wenn sogar unsere Träume verbrannt wurden«.

Er ließ seine Worte in der stillen Höhle nachhallen, bevor er fortfuhr. Einige hoben langsam den Blick zu ihm, andere hielten den Blick auf den Boden oder auf die tanzenden Flammen gerichtet.

»Aber ich werde euch sagen, warum wir berleben. Wir berleben, weil wir die Zeugen sind. Wir sind diejenigen, die wirklich wissen, was hier passiert ist. Nicht die Version, die die Sieger in ihren ruhmreichen Zeitungen schreiben werden, um ihre Handlungen zu rechtfertigen. Nicht die Propaganda, die Regierungen verbreiten werden, um ihr Gewissen zu beruhigen. Die wahre Geschichte. Unsere Geschichte. Die Geschichte gewöhnlicher Menschen, die alles verloren haben, aber ihre

Menschlichkeit, ihre Würde, ihre Fähigkeit sich zu erinnern und Zeugnis abzulegen, bewahrt haben«.

Er stand auf, schritt langsam vor dem Feuer auf und ab, seine Gesten bewusst, um die Aufmerksamkeit zu fesseln.

»Wir müssen zusammenbleiben. Das ist unsere Stärke - die einzige, die wir noch haben. Und wir müssen praktisch über unser unmittelbares Überleben nachdenken. Ich schlage vor, dass wir Teams bilden. Ein Team fürs Kochen, geleitet von Wang Changgui - du kennst die Rationen, die Zubereitung, die Hygiene. Eines für Sicherheit und Patrouillen um die Höhlen, geführt von Chen Mingde und Zhao Hong - ihr kennt das Gelände, habt militärische Ausbildung. Eines, um Nahrung aus den nahen Dörfern zu holen, wenn es sicher ist - aber nur, wenn die Soldaten gegangen sind, nicht vorher. Und eines, um zum Palast zurückzukehren, zu sehen, was passiert, zu retten, was noch gerettet werden kann«.

Zhao Hong protestierte sofort, seine Stimme stieg in die Höhe:

»Zum Palast zurückkehren? Warum? Um getötet zu werden? Wir haben genug Schrecken gesehen! Wei Guoliang ist umsonst gestorben! Wollt ihr, dass wir auch für Objekte sterben?«

Li Lianying stellte sich neben An Dehai, seine Jugend gab ihm eine Energie, die die Älteren nicht mehr hatten.

»Um Zeugnis abzulegen, Zhao Hong. Meister An hat recht. Sonst, wie werden wir wissen, was verloren wurde? Wie können wir unseren Kindern, unseren Enkeln erzählen, was dort war, bevor die Zerstörung kam? Wie wird die Geschichte die Wahrheit kennen?«

An Dehai nickte Li Lianying dankbar zu.

»Ich werde gehen. Jeden Tag, solange es möglich ist, werde ich gehen, beobachten, notieren, mich erinnern. Das ist meine letzte Mission«.

Li Lianying richtete die Schultern auf.

»Ich werde mit dir kommen. Du solltest nicht allein gehen. Zwei Augenpaare sehen besser als eines, zwei Erinnerungen sind zuverlässiger als eine allein«.

Cui Yugui, zur Überraschung aller, stand ebenfalls auf. Der junge wortkarge Eunuch, der kaum gesprochen hatte, der sich in sich selbst zurückgezogen zu haben schien, fand jetzt den Mut, sich freiwillig zu melden.

»Und ich auch. Ich muss etwas tun. Ich kann nicht einfach hier sitzen und warten, mich von innen verzehren, verrückt werden, weil ich in der Dunkelheit sitze und über alles nachdenke, was wir verloren haben. Wenn ich helfen kann, die Erinnerung zu bewahren ... das ist besser als nichts. Das ist besser, als alles verschwinden zu lassen, als hätte es nie existiert«.

»Danke. Danke euch beiden. Ihr seid mutiger, als ihr denkt. Wir werden zusammen gehen, uns gegenseitig schützen. Drei zusammen sind besser als einer allein«.

Sie verbrachten die nächste Stunde damit, das Leben in den Höhlen mit überraschender Effizienz zu organisieren, die mit der herrschenden Verzweiflung kontrastierte. Teams wurden gebildet, Verantwortlichkeiten präzise zugewiesen. Wang Changgui übernahm die Organisation der Mahlzeiten und Rationen, etablierte ein Ticketsystem, um Streitigkeiten zu vermeiden. Chen Mingde und Zhao Hong etablierten ein Wachsystem mit zweistündigen Schichten, Alarmsignalen, Fluchtpunkten im Notfall. Zhang Yinghuan, endlich aus seiner Trance kommend, schlug vor, den Jüngeren zu unterrichten - lesen, schreiben, rechnen, die Klassiker rezitieren - um ihre Geister aktiv zu halten und ihnen Hoffnung auf eine Zukunft zu geben, in der dieses Wissen nützlich sein würde.

Es gab den Menschen ein Ziel, etwas, worauf sie sich konzentrieren konnten, jenseits ihres unmittelbaren Schmerzes. Organisation war eine Form des Widerstands gegen das Chaos, eine Behauptung, dass sie trotz allem zivilisierte Menschen blieben.

Gao Niang, eine alte Dienerin, die Hofdame gewesen war und eine sanfte, mütterliche Stimme hatte - schlug vor, Anekdoten, glückliche Erinnerungen an den Palast vor der Zerstörung zu teilen.

Die Idee wurde zunächst zögernd aufgenommen, als ob sich an vergangenes Glück zu erinnern, den gegenwärtigen Schmerz noch schärfer, unerträglicher machte. Aber langsam, zögernd, begannen die Menschen zu sprechen. Es war, als ob man eine lange geschlossene Tür öffnete - schwierig am Anfang, dann immer leichter.

Wang Changgui erzählte die Geschichte von der Zeit, als er versehentlich Salz statt Zucker zum Geburtstagskuchen der Kaiserin hinzugefügt hatte. Sein Gesicht wurde lebhaft, als er die Anekdote erzählte.

»Das war vor fünfzehn Jahren. Ich war jung, vielleicht zu selbstbewusst in meinen Fähigkeiten. Man hatte mir hundertmal gesagt, die Zutaten zu überprüfen, immer zu kosten, bevor ich servierte. Aber ich war an diesem Tag in Eile - es gab so viele Gerichte für das Fest vorzubereiten. Ich vertraute meinen Gewohnheiten. Als die Kaiserin den ersten Bissen vor dem ganzen Hof nahm, sah ich, wie sich ihr Gesicht veränderte. Mein Herz blieb stehen. Ich dachte, ich würde auf der Stelle hingerichtet werden. Man hatte mir Geschichten von Köchen erzählt, die für weniger enthauptet wurden. Aber sie ... sie lachte nur. Ein großes, ehrliches Lachen, das alle überraschte. Sie sagte: 'Das erinnert mich daran, dass ich ein Mensch bin, denselben Fehlern unterworfen wie alle anderen. Sogar Kaiser essen manchmal Salz statt Zucker.' Sie aß sogar ihre ganze Portion, um mich nicht vor den anderen zu beschämen«.

Sanftes Lachen durchlief die Gruppe, ein seltsamer, fast vergessener Klang in diesem Kontext. Es tat gut zu lachen, selbst schwach, selbst wenn das Lachen sich mit Tränen vermischte.

Gao Niang, ermutigt durch die Reaktion, sprach von dem Tag, an dem sie Kaiser Qianlong im Garten ein Gedicht komponieren

sah, so versunken in seine Schöpfung, dass er nicht bemerkte, dass es begonnen hatte zu regnen und er bis auf die Knochen durchnässt war.

»Es war ein Sommertag, vielleicht vor fünfzig Jahren - ich war neu im Palast. Der Kaiser war bekannt dafür, überall und jederzeit Gedichte zu komponieren. Wenn ihn die Inspiration packte, existierte nichts anderes mehr für ihn. An diesem Tag hatte er sich unter einer Weide in der Nähe des Sees niedergelassen. Seine Diener waren ihm natürlich gefolgt, wagten es aber nicht, ihn zu unterbrechen, wenn er komponierte. Das war die Regel. Als der Regen begann - zuerst ein leichter Nieselregen, dann ein richtiger Guss - standen wir alle da, auch wir im Regen, warteten geduldig darauf, dass er ihn bemerkte. Er muss dort eine halbe Stunde geblieben sein, völlig konzentriert auf seinen Pinsel und sein Papier, während das Wasser über sein Gesicht lief, seine kaiserlichen Gewänder durchtränkte. Schließlich hob er den Blick und sagte, als wäre es eine große Entdeckung: 'Sieh an, es regnet.' Wir waren alle bis auf die Knochen durchnässt, zitterten vor Kälte, aber niemand lachte. Das Gedicht, das er komponiert hatte - ich erinnere mich noch daran - handelte von Dürre und dem Bedürfnis nach Regen für die Ernte. Vielleicht hatten die Himmel ihn gehört«.

Weitere Geschichten folgten, webten zusammen ein komplexes und schönes Wandteppich des Lebens, das im Palast existiert hatte. Li Lianying sprach von dem Tag, als ein Pfau aus seinem Gehege entkam und durch die Korridore des Palastes rannte, ein komisches Chaos schaffend, als Diener und Wachen versuchten, ihn zu fangen, ohne ihm zu schaden, der Vogel lief zwischen den Beinen der Menschen durch, seine bunten Federn hinterließen eine Spur.

Sun Yaoting, endlich zum ersten Mal aus seinem katatonischen Schweigen kommend, erzählte, wie seine Mutter ihm vor seiner Abreise zum Palast im Alter von zehn Jahren ein Jade-Amulett

gegeben hatte, ein Amulett, das er immer trug und das jetzt das einzige Ding war, das er besaß, das von ihr stammte.

»Sie sagte mir, dass solange ich dieses Amulett trage, sie jeden Tag an mich denken würde. Dass ihre Liebe durch die Jade reisen würde, um mich zu schützen. Ich wusste nicht, ob ich ihr glauben sollte - ich war jung, verängstigt. Aber ich habe es jeden Tag sechs Jahre lang getragen. Und als die Soldaten uns an diesem ersten Tag durchsuchten, nahmen sie meinen Ring, sie nahmen meine Münzen, aber sie fanden das Amulett nicht. Ich hatte es in meinem Mund versteckt. Es ist immer noch da, an meiner Brust. Vielleicht denkt meine Mutter noch an mich. Vielleicht lebt sie noch«.

Einer nach dem anderen teilten sie ihre Erinnerungen - die Momente der Freude und Trauer, die winzigen Triumphe und Niederlagen, den fast langweiligen Alltag und die außergewöhnlichen Ereignisse. Die ersten Schneefälle, wenn der ganze Palast sich in eine Märchenlandschaft verwandelte. Die Neujahrsfeste mit den Feuerwerkskörpern, den roten Laternen, den Festmahlen, die tagelang dauerten. Die Hochzeiten von Mitgliedern der kaiserlichen Familie, prächtige Zeremonien, die den ganzen Palast wochenlang mobilisierten. Die Geburten, die Freude und Hoffnung brachten. Die Beförderungen, die jahrelangen treuen Dienst belohnten. Die Rügen, die demütigten, aber lehrten. Die unwahrscheinlichen Freundschaften zwischen Menschen verschiedener Ränge. Die kleinlichen Rivalitäten, die damals wichtig schienen, aber jetzt lächerlich erschienen.

Das Leben in all seiner Komplexität, seiner sublimen Banalität, seiner gewöhnlichen Schönheit, jetzt reduziert auf Geschichten, geflüstert um ein Feuer in einer kalten und feuchten Höhle.

An Dehai hörte allem zu, nickte von Zeit zu Zeit, fügte manchmal seine eigenen Erinnerungen hinzu, webte die einzelnen Fäden zu einem kollektiven Wandteppich. Er dachte an die Bemerkung, die er früher gemacht hatte: nicht nur Objekte

zu bewahren, sondern Geschichten, gelebte Leben, die Menschlichkeit des Ortes.

»Seht ihr? Das ist es, was wir bewahren müssen. Die kleinen Momente, die definieren, wer wir waren. Ein Palast sind nicht nur Marmormauern und goldene Schätze. Es sind die Menschen, die darin gelebt, geliebt, hart gearbeitet, geträumt, gelacht und geweint haben. Es sind die Köche, die vor der Morgendämmerung aufstanden, um die Mahlzeiten vorzubereiten. Die Gärtner, die Stunden kniend in der Erde verbrachten. Die Eunuchen, die jeden Tag Kilometer in den Korridoren gingen. Die Hofdamen, die stundenlang stickten. Das ist es, der wahre Verlust. Und das ist es, was wir noch retten können, indem wir uns erinnern«.

Die Morgendämmerung näherte sich. Sie hörten Stimmen am Eingang der Höhle. Alle erstarrten, Schrecken ergriff sofort jeden. Die Soldaten? Waren sie entdeckt worden?

Aber es waren Madame Liu und Mei Lin, die am Eingang erschienen, dunkle Silhouetten, die sich gegen den sich langsam aufhellenden Himmel abzeichneten.

Alle sprangen auf. Madame Liu schien erschöpft, ihre Kleidung zerrissen und schmutzig, ihr sorgfältig frasierter Knoten nun aufgelöst, ihr graues Haar hing herab, aber sie war unversehrt, lebendig. Mei Lin stützte sie, half ihr beim Gehen, trug sie praktisch die letzten Meter. Die beiden Frauen kamen langsam voran, ihre Gesichter trugen das Gepräge eines Schmerzes, der über das Physische hinausging, ein Schmerz, der die Seele zeichnete.

An Dehai eilte zu ihnen, sein Herz schlug heftig.

»Madame Liu! Gott sei Dank! Wir waren so besorgt! Wir wollten beim ersten Sonnenstrahl ein Suchteam organisieren!«

Sie brach in der Nähe des nächsten Feuers zusammen. Jemand - Wang Changgui - gab ihr Wasser, das sie gierig trank. Dann hob sie den Blick zu An Dehai, und er sah in ihren Augen einen

Schmerz so tief, so absolut, dass er bodenlos schien, wie ein Brunnen, der bis zum Erdkern reichte.

»Ich habe sie gefunden. Meine Mei Feng. Ich habe sie gefunden«.

An Dehai spürte, wie sich sein Herz schmerzhaft zusammenzog. Er kannte die Antwort bereits, bevor er überhaupt die Frage stellte. Man konnte es an ihrem Gesicht ablesen, in der Art, wie ihre Schultern sich herabsenkten.

»Wo ist sie?«

Madame Lius Stimme war nur noch ein raues, von Schmerz und Erschöpfung gebrochenes Flüstern.

»Tot. In den Ruinen des Pavillons der Harmonien. Sie und acht andere Mädchen. Junge Mädchen, alle so jung. Sie ...«.

Ihre Stimme brach vollständig. Sie holte tief Luft und versuchte verzweifelt, sich zu fassen, trotz des Abgrunds des Schmerzes, der drohte, sie zu verschlingen, ein Anschein von Würde zu bewahren.

»Sie hatten versucht, sich in den Kellern unter dem Pavillon zu verstecken. Sie dachten, sie wären unterirdisch sicher, dass die Soldaten nicht daran denken würden, dort zu suchen. Aber die Barbaren setzten das Gebäude in Brand. Sie verbrannten alles, methodisch, Raum für Raum. Der Rauch stieg in die Keller hinab. Die Mädchen starben erstickt. Wir fanden sie ... ihre Körper waren ... sie hatten sich aneinandergeschmiegt, versuchten, sich in ihren letzten Momenten gegenseitig zu trösten«.

Sie konnte nicht weitermachen, brach in herzzerreißenden Schluchzern zusammen, die ihr die Brust zu zerreißen schienen.

Mei Lin übernahm das Wort mit entschlossener Stimme, entschlossen, die Erzählung zu beenden, die Madame Liu nicht mehr fortsetzen konnte.

»Wir haben sie begraben. Wir konnten sie nicht dort lassen, den Elementen ausgesetzt, vielleicht den Tieren. Sie verdienten Besseres. Wir fanden einen Platz im Pfingstrosengarten - das war

Mei Fengs Lieblingsgarten. Sie ging jeden Frühling dorthin, um die Blumen zu sehen, verbrachte Stunden dort, zeichnete in einem kleinen Heft. Wir hatten keine geeigneten Werkzeuge - die Soldaten hatten alle Werkzeuge der Gärtner genommen. Nur unsere Hände und ein paar Holzstücke, die wir in den Trümmern fanden. Aber wir gruben. Wir gruben stundenlang, bis unsere Hände bluteten, bis unsere Nägel brachen. Wir gaben ihnen wenigstens das. Eine anständige Bestattung. Einen Ruheort. Ein wenig Würde in all dieser Barbarei«.

Madame Liu zog etwas aus ihrem Ärmel - eine silberne Haarnadel, zart gearbeitet mit einem Muster von Pflaumenblüten. Sie hielt sie vor sich wie einen Talisman, das einzig Greifbare, das von ihrer Tochter übrig blieb.

»Das gehörte meiner Mei Feng. Ich hatte sie ihr zu ihrem sechzehnten Geburtstag gegeben. Es war eine Tradition in meiner Familie - Mütter gaben ihren Töchtern Haarnadeln, wenn sie zu Frauen wurden, ein Symbol ihres Übergangs ins Erwachsenenalter. Sie trug sie immer, sogar zum Schlafen. Sie sagte, es sei ihr Glücksbringer, dass sie sie vor allem Übel schützen würde. Das ist alles, was jetzt von ihr übrig ist. Eine silberne Haarnadel. Neunzehn Jahre Leben, reduziert auf dieses Objekt«.

Sie hielt sie so fest, dass ihre Knöchel weiß wurden, ihre Finger gekrümmt wie Klauen.

Niemand wusste, was er sagen sollte. Was konnte man angesichts eines solchen Verlusts, solcher Trauer sagen? Worte schienen lächerlich, fast beleidigend in ihrer Unangemessenheit. Die Stille dehnte sich aus, schwer von geteiltem Schmerz.

Schließlich stand Zhang Yinghuan auf. Der alte Bibliothekar legte seine kostbaren Bücher ehrfurchtsvoll nieder, platzierte sie sorgfältig auf einem flachen Stein. Er näherte sich Madame Liu und kniete mit Schwierigkeit vor ihr nieder - seine alten Knie knackten hörbar. Er begann ein buddhistisches Sutra über die vergängliche Natur des Lebens zu rezitieren, über die Befreiung

der Seele vom irdischen Leiden, über das Rad des Karma und die Wiedergeburt.

Die alten Worte füllten die Höhle, hallten gegen die Steinwände und schufen eine natürliche Harmonie. Es war eine Melodie, die unzählige Generationen trauernder Menschen getröstet hatte, eine Brücke zwischen den Lebenden und den Toten.

Als er das erste Sutra beendet hatte, schlossen sich ihm spontan andere an. Einige rezitierten andere Sutras, die sie kannten. Andere rezitierten Gedichte über Verlust und Erinnerung. Diejenigen, die die genauen Worte nicht kannten, summten einfach und schufen eine kollektive Harmonie geteilten Schmerzes, die individuelle Verzweiflung in etwas Größeres, Erträglicheres, fast Transzendentes verwandelte.

Der Klang war seltsam schön trotz seiner Traurigkeit - eine kollektive Wehklage, die all ihre individuellen Verluste zu einem einzigen Gesang der Erinnerung und des Widerstands gegen das Vergessen verwob.

Als die Stille schließlich wieder einkehrte, schwer und heilig, wandte sich Madame Liu an die versammelte Gruppe. Sie hatte ihre Tränen mit dem Ärmelende abgewischt. Ihr Gesicht, obwohl von Trauer verwüstet, zeigte eine neue Entschlossenheit, eine Entschlossenheit, die vorher nicht da gewesen war.

»Danke. Danke euch allen für eure Gebete, für euer Mitgefühl. Ich weiß es jetzt. Ich kann trauern, ich kann meinen Schmerz tragen, aber ich weiß es. Ich werde nicht mehr von Ungewissheit zerrissen. Und auf eine gewisse Weise, trotz des Grauens, ist das besser als die Ungewissheit. Hoffnung ist eine Folter, wenn es keinen Grund mehr gibt zu hoffen. Jetzt kann ich beginnen zu akzeptieren, auch wenn die Akzeptanz den Rest meines Lebens dauern wird«.

Sie fixierte An Dehai mit ihren geröteten Augen, eine neue Intensität in ihrem Blick.

»Meister An hat recht. Wir müssen Zeugnis ablegen. Wir müssen uns erinnern. Meine Mei Feng und die acht anderen Mädchen - sie dürfen nicht vergessen werden. Sie dürfen nicht nur Statistiken in einem Militärbericht sein, Zahlen ohne Gesichter. Sie hatten Namen, Träume, Familien, die sie liebten. Mei Feng wollte heiraten, Kinder haben, vielleicht Dichterin werden. Sie schrieb schöne Gedichte über Blumen. Alle Menschen, die in diesen letzten Tagen gestorben sind - sie müssen benannt, erinnert, geehrt werden«.

An Dehai trat zu ihr und nahm ihre Hände in seine, spürte die neuen Schwielen, die Schnitte, das getrocknete Blut vom Grab, das sie gegraben hatte.

»Das werden sie. Ich verspreche es feierlich. Wir werden eine vollständige Liste all derer erstellen, von denen wir wissen, dass sie gestorben sind. Ihre Namen werden bewahrt, sorgfältig niedergeschrieben, geschützt. Ihre Erinnerung wird leben, solange wir leben. Und wir werden diese Erinnerung an unsere Kinder weitergeben, und sie werden sie an ihre weitergeben. Die Kette wird nicht gebrochen«.

In jener Nacht, als die meisten anderen endlich eingeschlafen waren, körperlich und emotional erschöpft, blieb An Dehai wach. Beim Licht einer kleinen Öllampe, die er sorgfältig positioniert hatte, um niemanden zu stören, begann er das, was sein Lebenswerk, sein Testament, sein letzter Beitrag zur Geschichte werden sollte: das Register der Verlorenen.

Auf Blättern Reispapier, die er aus dem Palast gerettet hatte - hochwertiges Reispapier, dick und haltbar, stark genug, um Jahrhunderte zu überdauern, wenn es gut aufbewahrt und vor Feuchtigkeit geschützt wurde - begann er die Namen all derer zu schreiben, von denen er wusste, dass sie tot waren. Er benutzte seinen besten Pinsel, den er aus den Ruinen seines Büros gerettet hatte, und Tinte, die er selbst nach dem traditionellen Rezept gemischt hatte, das man ihm beigebracht hatte: Ruß von

verbrannter Kiefer, tierischer Leim, ein wenig Moschus für den Duft.

Jedes Schriftzeichen wurde mit äußerster Sorgfalt nachgezogen, wie ein in Stein gemeißeltes Gebet. Seine Hand bewegte sich langsam, absichtlich, verwandelte jeden Namen in eine Form kalligraphischer Kunst. Dies war nicht nur ein Register - es war ein Monument.

Der erste Name, den er schrieb:

»Wei Guoliang, Chefgärtner des Pavillons der Kostbaren Wolken, etwa fünfundsechzig Jahre alt, stammend aus dem Dorf Xiangshan in der Provinz Hebei. Arbeitete seit siebenundvierzig Jahren im Sommerpalast. Spezialist für Pflaumenbäume und Pfingstrosen. Hatte den Pflaumenhain in der Nähe des Pavillons der Harmonien im Jahr 1832 geschaffen - achtundzwanzig Jahre geduldiger Pflege. Verheiratet mit Dame Wang (verstorben 1855), drei erwachsene Kinder, deren ältestes Bauer in Xiangshan ist. Sang gern beim Arbeiten - vor allem Volkslieder seiner Jugend. Hatte den Ruf, mit seinen Pflanzen wie mit Kindern zu sprechen. Kannte den botanischen Namen jeder Blume im Palast. Sagte oft: Ein Gärtner pflanzt für die Zukunft, für Menschen, die er nie kennen wird. Ohne Provokation von britischen Soldaten am 19. Oktober 1860 in der Nähe des Pavillons der Kostbaren Wolken getötet. Sein Verbrechen: gerannt zu sein, vielleicht um seine Samen zu schützen. Zeuge: An Dehai und vier andere. Möge die Erde ihm leicht sein«.

Dann der zweite Name:

»Mei Feng, Dienerin des Pavillons der Harmonien, neunzehn Jahre alt, einzige Tochter von Dame Liu (kaiserliche Hofdame). Geboren in Peking am fünfzehnten Tag des dritten Mondmonats im Jahr 1841. Arbeitete seit dem Alter von vierzehn Jahren im Palast. Sanft, schüchtern, anmutig in ihren Bewegungen. Liebte es, Blumen zu zeichnen, besonders Pfingstrosen - hatte drei Skizzenbücher gefüllt. Träumte davon zu heiraten, Kinder zu haben, vielleicht Dichterin zu werden. Schrieb Gedichte über die

Natur, die sie manchmal ihrer Mutter vortrug. Trug immer die silberne Haarnadel, die ihre Mutter ihr zum sechzehnten Geburtstag geschenkt hatte. Starb erstickt im Brand des Pavillons der Harmonien am 19. oder 20. Oktober 1860, zusammen mit acht anderen jungen Mädchen im Alter von fünfzehn bis zwanzig Jahren. Sie hatten sich in den Kellern versteckt, dachten, sie seien sicher. Begraben im Pfingstrosengarten von ihrer Mutter und Mei Lin. Möge Buddha ihrer Seele Frieden gewähren«.

Der dritte Name:

»Li Mei, Dienerin, fünfzehn Jahre alt. Waise, keine lebende Familie bekannt. Langes schwarzes Haar, das sie jeden Morgen sorgfältig flocht. Sanfte Stimme, schüchternes Lachen. Träumte davon, das Meer zu sehen, das sie nie gesehen hatte. Sammelte polierte Steine aus dem See. Versteckt in einem Schrank der Konkubinenquartiere. Von Soldaten gefunden. Vergewaltigt. Getötet. Ihr Körper von Madame Liu und ihrer Gruppe entdeckt. Keine Familie, um ihren Tod zu betrauern, außer uns, die wir sie kannten. Möge Buddha ihr Leiden in der nächsten Existenz in Weisheit verwandeln«.

Und so weiter. Jeder Name begleitet von allem, was An Dehai über diese Person wusste oder herausfinden konnte - ihr genaues Alter, wenn möglich, sonst eine Schätzung, ihre Position in der Palasthierarchie, ihre geografische Herkunft, ihre Familien, ihre Leidenschaften, ihre täglichen Gewohnheiten, ihre Sprachgewohnheiten, ihre Ängste, ihre Freuden, ihre Träume für die Zukunft. Nicht nur, wie sie gestorben waren - diese schreckliche, aber notwendige Information - sondern vor allem, vor allem, wie sie gelebt hatten. Wer sie gewesen waren, als sie lebten, atmeten, lachten, weinten, liebten.

Li Lianying, der auch nicht schlief - wie hätte er nach allem, was sie gesehen hatten, schlafen können? - kam und setzte sich schweigend neben ihn. Er beobachtete An Dehai einige Minuten lang beim Schreiben, bevor er sprach.

»Du schreibst ihre vollständigen Geschichten. Nicht nur ihre Namen«.

»Ja. Weil Namen allein nicht genügen. Ein Name ohne Geschichte ist nur ein leerer Klang. Aber ein Name mit einer Geschichte - das war eine Person, Lianying. Eine echte Person, die lebte, die fühlte, die auf ihre Weise zur Welt beitrug. Was sie waren, nicht nur, wie sie starben. Das ist wichtig. Das ist entscheidend. Der Tod ist universell, sogar banal. Jeder stirbt, immer, seit Anbeginn der Zeit. Aber das Leben - die Art, wie jede Person gelebt hat, was sie liebte, wer sie in ihren wahrsten Momenten war - das ist einzigartig. Unersetzlich. Das ist es, was es verdient, bewahrt zu werden. Das ist es, was uns zu Menschen macht«.

Andere, geweckt durch ihre leisen Stimmen oder selbst unfähig zu schlafen, gesellten sich nach und nach zu ihnen. Wang Changgui sprach von seinem Hilfskoch, einem jungen Mann namens Liu Yang, dreiundzwanzig Jahre alt, der davon träumte, eines Tages sein eigenes Restaurant zu eröffnen, und die besten Ravioli in ganz Peking machte - ein Familiengeheimnis, das über drei Generationen weitergegeben wurde.

Gao Niang erinnerte sich an eine Kollegin, eine Dienerin namens Xiao Qing, die immer beim Arbeiten sang, ihre klare Stimme hallte in den Korridoren wider und brachte Freude selbst an den schwierigsten Tagen. Sie war am ersten Tag getötet worden, erwischt, während sie mit einem kleinen Beutel Kleidung zu fliehen versuchte.

Sun Yaoting sprach mit Trauer von einem befreundeten Eunuchen namens Wang Ming, siebzehn Jahre alt, mit dem er zwei Jahre lang ein Quartier geteilt hatte. Wang Ming war am ersten Tag gefangen genommen worden, als er versuchte, eine alte Dienerin zu schützen, die nicht mehr laufen konnte. Man hatte ihn nicht wiedergesehen - wahrscheinlich tot, aber ohne Gewissheit, was vielleicht schlimmer war als zu wissen.

Sie arbeiteten bis spät in die Nacht, diese unfreiwilligen Hüter der Erinnerung, schufen ein Monument aus Papier und Tinte für diejenigen, die nie Grabsteine, Ahnentempel, Nachkommen haben würden, um Räucherstäbchen zu ihrem Gedenken zu verbrennen. Jeder hinzugefügte Name war ein Akt des Widerstands gegen das Vergessen, eine Erklärung, dass diese Leben gezählt hatten, dass ihr Verlust wichtig war, dass sie nicht aus der Geschichte gelöscht werden würden, als hätten sie nie existiert.

Als An Dehai schließlich seinen Pinsel niederlegte, seine Augen brannten vor Müdigkeit, seine Hand müde vom stundenlangen Halten des Pinsels, hatte er dreißig ganze Seiten mit Namen und Geschichten gefüllt. Dreiundsechzig Personen. Dreiundsechzig Leben dokumentiert, bewahrt, geehrt. Es war nur ein Anfang - es würden in den kommenden Tagen viel mehr sein. Aber es war ein Anfang. Ein erster Schritt gegen das Vergessen.

21. Oktober 1860, Sommerpalast

Am nächsten Morgen kehrten An Dehai, Li Lianying und Cui Yugui vorsichtig zum Palast zurück. Oder vielmehr zu dem, was davon übrig war.

Die Reise von den Höhlen dauerte etwa eine Stunde zu Fuß durch die bewaldeten Hügel. Sie bewegten sich vorsichtig, hielten oft hinter Bäumen oder Felsen an, um zu lauschen, zu beobachten, sicherzustellen, dass keine Patrouille in der Nähe war. Die vertraute Landschaft schien jetzt fremd, verwandelt durch die Tragödie. Die Vögel waren immer noch abwesend - ihre Stille war fast ohrenbetäubender, als es ihr Gesang gewesen wäre. Die kleinen Tiere, die normalerweise im Unterholz herumliefen, waren in sicherere Gebiete geflohen. Nur der Wind murmelte traurig in den kahlen Bäumen und trug mit sich den anhaltenden, ekelerregenden Geruch von Rauch.

Die Transformation in nur vier Tagen war atemberaubend, fast unmöglich zu glauben für jemanden, der nicht Zeuge der täglichen Progression gewesen wäre. An Dehai hatte den Palast zuletzt vor zwei Tagen gesehen. Er war bereits schwer beschädigt, aber erkennbar, noch identifizierbar als der Ort, den er gekannt hatte. Jetzt ...

Wo einst der Sommerpalast in all seiner kaiserlichen Pracht existiert hatte - hundertfünfzig Hektar akribisch gepflegter Gärten, mehr als dreitausend Räume verteilt auf Hunderte von miteinander verbundenen Gebäuden und Pavillons, Kunstsammlungen, die über Jahrhunderte von raffinierten Kaisern sorgfältig angesammelt wurden - blieb nur eine Mondlandschaft rauchender Ruinen, die sich so weit das Auge reichte erstreckte.

Ganze Gebäude waren vollständig verschwunden, von den Flammen bis zu den Fundamenten verzehrt, hinterließen nur geschwärzte Quadrate in der Erde und einsame Schornsteine, die sich wie anklagende Finger gegen einen gleichgültigen Himmel erhoben. Andere waren nur noch leere Hüllen, ihre prächtig bemalten Dächer in Haufen zerbrochener Ziegel zusammengebrochen, ihre verkohlten Mauern standen prekär da und drohten bei der geringsten Windböe einzustürzen. Rauch schwebte überall wie ein giftiger, anhaltender Nebel, reduzierte die Sichtbarkeit auf einige Dutzend Meter und machte jeden Atemzug schmerzhaft, reizte Augen und Rachen.

An Dehai musste einen Moment innehalten, überwältigt vom Ausmaß der Zerstörung. Seine Beine weigerten sich, ihn weiterzutragen. Er setzte sich auf einen Stein, den Kopf in den Händen, versuchte die Schluchzer zu kontrollieren, die drohten, ihn zu überwältigen. Sein ganzes erwachsenes Leben diesem Ort gewidmet. Und jetzt ...

Li Lianying nahm seine Hand.

»Meister, wir müssen weitermachen. Dafür sind wir gekommen. Um zu sehen. Um Zeugnis abzulegen«.

An Dehai nickte und fasste sich wieder. Der junge Mann hatte recht. Er wischte seine Tränen ab und stand auf, zwang seine Beine, ihn zu tragen.

Sie bewegten sich schweigend durch diese apokalyptische Landschaft, wie Geister, die die Ruinen ihres früheren Lebens heimsuchten. An Dehai machte mentale Notizen von allem, was er sah, schuf eine Karte der Zerstörung in seinem Geist - welches Gebäude vollständig verschwunden war, welches teilweise intakt, wo die Schätze möglicherweise gelagert worden waren, bevor sie gestohlen wurden, welche Wege die Plünderer genommen hatten. Von Zeit zu Zeit holte er sein Papier und seinen Pinsel heraus, um einige schnelle Beobachtungen aufzuschreiben.

Sie entdeckten, dass die britischen und französischen Armeen ein bemerkenswert organisiertes System für ihre Plünderung etabliert hatten. Es war nicht das Chaos, das man sich vorgestellt hätte, sondern eine militärische Operation, die mit Präzision geplant war. Spezifische geografische Bereiche waren verschiedenen Regimentern zugewiesen - die Franzosen kontrollierten hauptsächlich den östlichen Sektor des Palastes, die Briten den westlichen Sektor. Offiziere überwachten die Plünderung, führten detaillierte Register, stellten sicher, dass die Beute gemäß einem Quotensystem gleichmäßig zwischen den Einheiten verteilt wurde. Das machte die Sache auf eine gewisse Weise noch obszöner - es war nicht das Chaos entfesselter Soldaten, die alle Kontrolle verloren, sondern eine Operation, die geplant und mit der kalten Effizienz einer gut geölten Maschine ausgeführt wurde.

In dem, was vom Pavillon des Meeres der Weisheit übrig war - die Außenmauern standen noch, aber das Dach war vollständig eingestürzt und schuf einen zum Himmel offenen Raum - fanden sie eine Gruppe britischer Soldaten, die sorgfältig bronzene Buddha-Statuen verpackten. Ein bärtiger Offizier konsultierte ein dickes Buch, das ein Kunstkatalog zu sein schien, annotierte

akribisch jedes Stück mit englischen Notizen, die An Dehai nicht lesen konnte.

Er näherte sich vorsichtig, seine Füße knirschten auf den Trümmern, die den Boden bedeckten. Der Offizier hob den Kopf und runzelte die Stirn, seine Hand bewegte sich instinktiv zur Pistole, die an seinem Gürtel hing.

»Wer sind Sie? Was machen Sie hier? Dieser Ort steht unter britischer Militärkontrolle. Chinesische Zivilisten haben kein Recht, hier zu sein«.

Das Englisch des Offiziers war präzise, gebildet, das eines Gentlemans wahrscheinlich aus einer guten Familie.

An Dehai verbeugte sich leicht mit der Ehrerbietung, die er gelernt hatte.

»Ich arbeitete hier. Im Palast. Ich kenne diese Gebäude, diese Statuen. Ich war verantwortlich für das Inventar«.

Der Offizier betrachtete ihn mit mehr Interesse nun, seine Augen bewertend, kalkulierend.

»Sie sind einer der Palast-Eunuchen, nicht wahr? Ich habe von Ihrem System gehört. Faszinierend aus anthropologischer Sicht«.

»Ja, Sir. Ich bin ein Eunuch. Und ich würde Ihnen gerne über diese Statuen erzählen«.

Der Offizier überlegte einen Moment.

»Hmm. Sie könnten mir tatsächlich nützlich sein. Können Sie mir das Alter dieser Bronzen sagen? Ihre ... historische und religiöse Bedeutung?«

An Dehai betrachtete die Statuen, die die Soldaten in Stoff und Stroh verpackten. Er kannte sie gut, diese heiligen Darstellungen. Die drei Haupt-Bodhisattvas des Mahayana-Buddhismus: Avalokitesvara, der Bodhisattva des Mitgefühls, Manjusri, der Bodhisattva der Weisheit, und Samantabhadra, der Bodhisattva der tugendhaften Praxis.

»Diese Statuen wurden während der Tang-Dynastie geschaffen, Sir. Vor etwa zwölfhundert Jahren. Sie wurden von Kaiser Taizong für einen wichtigen buddhistischen Tempel in Auftrag gegeben. Als der Tempel während der großen anti-buddhistischen Verfolgungen unter Kaiser Wuzong zerstört wurde, wurden sie von mutigen Mönchen gerettet, die ihr Leben riskierten. Sie wurden jahrzehntelang in Höhlen versteckt. Sie wurden wiederentdeckt und in den kaiserlichen Sammlungen bewahrt. Sie repräsentieren ...«.

Er suchte nach Worten auf Englisch und versuchte, komplexe buddhistische Konzepte in eine Fremdsprache zu übersetzen.

»Sie repräsentieren heilige buddhistische Wesen. Bodhisattvas. Das sind Wesen, die vollständige Erleuchtung erlangt haben, die ins Nirvana eintreten und dem Kreislauf des Leidens entkommen könnten, die sich aber dafür entscheiden, in der Welt zu bleiben, um allen fühlenden Wesen zu helfen, ebenfalls Erleuchtung zu erlangen. Sehr heilig für das chinesische Volk. Millionen von Menschen haben jahrhundertlang vor diesen Statuen gebetet. Sie repräsentieren die höchsten spirituellen Bestrebungen unserer Zivilisation«.

Der Offizier notierte sorgfältig in seinem Buch, seine Feder kratzte über das Papier.

»Tang-Dynastie. Zwölfhundert Jahre alt. Erhebliche religiöse Bedeutung. Faszinierend. Diese Stücke werden ins British Museum nach London geschickt. Sie werden in einer klimatisierten Vitrine angemessen ausgestellt, von Experten angemessen erhalten, von Gelehrten angemessen studiert. Sie werden von Millionen Besuchern gesehen, die die alte chinesische Kunst schätzen können. Viel besser, als sie hier zu lassen, um vom Feuer oder von den Elementen zerstört zu werden, oder schlimmer, von der Unwissenheit Ihres eigenen Volkes, das ihren Wert vielleicht nicht versteht«.

An Dehai spürte die vertraute Wut in ihm wie eine Flut aufsteigen.

»Sie legen selbst das Feuer, Sir. Sie und Ihre französischen Verbündeten. Sie zerstören den Palast mit bemerkenswerter Effizienz. Sie sagen, Sie retten die Statuen vor dem Feuer, das Sie selbst entfachen. Das ist ...«.

Er suchte nach dem Wort auf Englisch und fand schließlich das, das die moralische Absurdität perfekt einfiel.

»Das ist Heuchelei der schlimmsten Art. Das ist wie ein Mann, der ein Haus in Brand setzt und sich dann rühmt, die Kinder vor den Flammen zu retten, die er geschaffen hat«.

Der Offizier versteifte sich sichtbar, sein Gesicht wurde rot vor Wut oder vielleicht Verlegenheit.

»Wir befolgen die Befehle von Lord Elgin. Ich mache nicht die Politik des Imperiums. Ich bin nur ein Soldat, der seine Pflicht gegenüber der Königin und England erfüllt«.

»Jeder Soldat sagt genau das, Sir. ›Ich befolge nur Befehle. Ich erfülle nur meine Pflicht. Es ist nicht meine Verantwortung.‹ Aber jemand muss für all dies verantwortlich sein. Wenn alle nur Befehle befolgen, ohne nachzudenken, ohne die Moral dieser Befehle zu hinterfragen, wer ist dann wirklich schuldig? Wie kann man das anders nennen als organisiertes Banditentum auf internationaler Ebene?«

Der Offizier antwortete nicht sofort. Er schloss sein Buch mit einem scharfen Schlag und wandte sich ab, betrachtete die heiligen Statuen, die seine Männer wie gewöhnliche Waren verpackten.

»Dieses Gespräch ist beendet. Sie können gehen. Und betrachten Sie sich als glücklich, dass ich ein zivilisierter Gentleman bin. Andere Offiziere hätten Sie wegen Unverschämtheit erschießen lassen«.

An Dehai verbeugte sich mit kaum verhüllter Ironie.

»Danke für Ihre 'Zivilisation', Sir. Die Geschichte wird urteilen, wer in dieser Angelegenheit wirklich zivilisiert war«.

Während sie sich vom Pavillon in Ruinen entfernten, hauchte Li Lianying leise, seine Stimme angespannt vor Sorge:

»Meister An, du gehst zu viele Risiken ein, indem du so sprichst. Wenn du diese Männer wütend machst, könnten sie dich ohne Zögern töten. Ein chinesischer Eunuch mehr oder weniger, wen würde das interessieren? Niemand würde Fragen stellen«.

An Dehai ging weiter, sein Rücken steif vor Wut und verletztem Stolz.

»Ich weiß, dass ich Risiken eingehe, Lianying. Aber ich kann nicht völlig schweigen. Ich kann sie nicht unser Erbe stehlen sehen, während sie so tun, als täten sie uns einen Gefallen, als würden sie unsere Kultur 'bewahren', indem sie sie stehlen, als würden sie uns 'zivilisieren', indem sie unsere Zivilisation zerstören. Die Heuchelei ist unerträglich. Wenigstens möchte ich, dass sie wissen, dass wir nicht getäuscht werden. Dass wir ihre Rechtfertigungen durchschauen«.

»Aber wir sind völlig machtlos gegen sie physisch. Unsere Worte ändern nichts an der Realität«.

An Dehai hielt inne und drehte sich zum jungen Mann um.

»Physisch, ja, sind wir völlig machtlos. Sie haben die Gewehre, die Kanonen, die militärische Macht. Aber moralisch? Moralisch sind wir überlegen, und ich möchte, dass sie es wissen. Ich möchte, dass sie das Gewicht der Scham dessen fühlen, was sie tun, selbst wenn sie es nie öffentlich zugeben, selbst wenn sie ihre Handlungen in ihren offiziellen Berichten rechtfertigen. Ich möchte einen Samen des Zweifels in ihren Geistern pflanzen. Vielleicht werden sie in zehn, zwanzig Jahren, wenn sie alt sind und darüber nachdenken, was sie hier getan haben, diese Scham fühlen. Das ist wenig, aber es ist alles, was ich als Waffe habe«.

Sie setzten ihre schmerzhaft Erkundung des zerstörten Palastes fort. In jedem Pavillon, den sie besuchten, dasselbe sich wiederholende und herzerreißende Schauspiel: Schätze, sorgfältig für den Export nach Europa verpackt, Trümmer

dessen, was als zu gewöhnlich beurteilt wurde, um gestohlen zu werden, aber zu schön, um intakt gelassen zu werden, Spuren von Feuer überall wie Narben auf einem gefolterten Körper. Der Boden war übersät mit Fragmenten, die unter ihren Schritten knirschten - Stücke von Ming-Porzellan, verwandelt in wertlose Splitter, Fetzen verbrannter Stoffe, die kaiserliche Gewänder gewesen waren, monatelang bestickt, herausgerissene Seiten aus alten Büchern, die der Wind langsam verstreute.

An Dehai bückte sich manchmal, um diese Fragmente aufzuheben. Selbst Fragmente hatten Wert als Zeugnisse, als Beweise dessen, was existiert hatte.

In der Großen Bibliothek war die Vision noch dämonischer, als er es bei seinem letzten Besuch sich vorgestellt hatte. Das Innere war jetzt vollständig vernichtet. Tausende von Büchern waren nur noch graue, feine Asche, die bis zu den Knöcheln reichte und bei der geringsten Brise aufflog, wirbelte wie schwarzer Schnee. Die Regale aus kostbarem Holz - Sandelholz, Ebenholz, Rosenholz - waren verbrannt, hinterließen nur verdrehte Nägel und von extremen Temperaturen verformte Beschläge. Nur wenige Steinmauern standen noch, geschwärzt von Ruß, ihre Oberflächen von der Hitze gerissen wie verbrannte Haut.

Cui Yugui bückte sich und hob vorsichtig eine halb verbrannte Seite eines alten Buches auf. Das Papier war zerbrechlich, brüchig, bereit, bei der geringsten zu groben Berührung zu zerfallen. Man konnte noch einige Schriftzeichen auf der Seite lesen, die den Flammen entkommen war: »... der Weise versteht, dass Wissen der Schatz ist, der nicht gestohlen werden kann, der Reichtum, der nicht verbrannt werden kann, das Erbe, das nicht ...«. Der Rest war in den Flammen verschwunden, hatte das Ende des Gedankens mit sich genommen.

»Das ist alles, was von dieser Weisheit übrig ist. Tausende von Jahren philosophischen Denkens, Hunderttausende von Büchern, mit unendlicher Sorgfalt von Hand kopiert, einzigartige Texte, die nirgendwo sonst auf der Welt existierten ... reduziert

auf ein paar fragmentierte Schriftzeichen auf einer verbrannten Seite. Es ist, als hätte man einen Teil der menschlichen Seele selbst verbrannt«.

An Dehai nahm die Seite mit äußerster Zartheit, handhabte sie wie ein heiliges Objekt, und legte sie zwischen zwei Blätter intakten Papiers, um sie zu schützen.

»Selbst ein Fragment hat immensen Wert. Es ist ein greifbarer Beweis. Eines Tages wird jemand das sehen und wirklich verstehen, was hier verloren wurde. Die Zahlen in offiziellen Berichten reichen nicht aus. Es braucht physische Beweise, Objekte, die man berühren, fühlen, sehen kann«.

Sie verbrachten Stunden mit Erkunden, schmerzlichem Erinnern, Dokumentieren von allem, was sie konnten. Es war mental und emotional erschöpfende Arbeit. Jede Biegung offenbarte eine neue Zerstörung, einen neuen Verlust, der sich der bereits unerträglichen Last hinzufügte. Aber sie beharrten, getrieben von einem Pflichtgefühl, das den unmittelbaren Schmerz transzendierte.

Mittags, völlig erschöpft, setzten sie sich in der Nähe des Fuhai-Sees, um sich ein paar Minuten auszuruhen. Der See, einst von einem so reinen kristallblauen Wasser, dass man die Fische in mehreren Metern Tiefe schwimmen sehen konnte, war nun mit einer dicken Schicht schwimmender Trümmer bedeckt. Objekte, die die Plünderer als zu schwer, zu sperrig oder nicht wertvoll genug beurteilt hatten, um transportiert zu werden, trieben traurig auf dem trüben Wasser: Stücke geschnittener Holzmöbel, die Monate zur Herstellung gebraucht hatten, Porzellansplitter, die prächtige Vasen gewesen waren, zerrissene Gewänder, die wie Leichen trieben, zerbrochene dekorative Paneele. Einige Koi-Karpfen, die das Chaos auf wundersame Weise überlebt hatten, schwammen langsam zwischen den Trümmern, ihre Bewegungen desorientiert und lethargisch, als ob auch sie in Schockzustand wären.

Li Lianying betrachtete das aquatische Desaster.

»Es war so prächtig vorher. Ich erinnere mich an die Sommerfeste, als ich hier zu arbeiten begann. Die Drachenboote auf dem See, ihre rot-golden bemalten Rümpfe glänzten glorreich in der Sonne. Die Ruderer sangen rhythmisch. Die weißen Marmorbrücken, die das Wasser wie solide Regenbogen überspannten. Die Pavillons, die sich im ruhigen Wasser spiegelten wie perfekte Gemälde, so klar, dass man das Echte vom Spiegelbild nicht unterscheiden konnte. Die Laternen in der Nacht, schwammen auf dem Wasser wie vom Himmel gefallene Sterne. Die rosa Lotusblüten im Sommer, bedeckten die Oberfläche mit einem Teppich lebender Blumen. Und jetzt ... es ist ein Friedhof. Ein Friedhof unter freiem Himmel für eine tote Zivilisation«.

An Dehai konnte nur langsam nicken. Worte fehlten ihm. Jede Beschreibung schien angesichts dieser totalen Verwüstung unangemessen.

Plötzlich versteifte sich Cui Yugui und zeigte diskret mit dem Finger.

»Schaut. Dort drüben, in den Ruinen. Jemand bewegt sich«.

Sie sahen eine menschliche Silhouette, die sich verstohlen zwischen den Trümmern eines benachbarten Pavillons bewegte, Steine und Holzstücke anhob, nach etwas mit verzweifelten Gesten suchte.

»Jemand anderes ist geblieben oder zurückgekehrt. Ein anderer Überlebender vielleicht. Wir sollten nachsehen. Vielleicht brauchen sie Hilfe. Vielleicht sind sie verletzt«.

Sie näherten sich vorsichtig, achteten darauf, die Person nicht zu plötzlich zu überraschen. Die Silhouette erwies sich als eine junge Frau in schmutzigen und zerrissenen Lumpen, die vielleicht ein Dienerkleid gewesen waren. Ihr Gesicht war mit schwarzem Ruß beschmiert, ihr Haar in Unordnung, grob zusammengebunden. Sie suchte mit fast manischer Entschlossenheit nach etwas in den

Trümmern, hob Steine trotz ihrer blutenden Hände von mehreren Schnitten.

An Dehai hustete sanft, um ihre Anwesenheit zu signalisieren, ohne sie zu erschrecken.

Die Frau drehte sich abrupt um, verängstigt, ihre Augen weiteten sich wie die eines gejagten Tieres. Dann, als sie sahen, dass sie Chinesen waren, dass ihre Kleidung anzeigte, dass sie Diener des Palastes waren und keine Soldaten, schien sie sich leicht zu entspannen, obwohl das Misstrauen deutlich sichtbar in ihrem Blick und in der Anspannung ihres Körpers blieb.

»Wer ist da? Ihr seid keine Soldaten?«

»Nein. Wir sind Diener des Palastes. Wir lebten und arbeiteten hier vor ... vor all dem. Wer bist du?«

Die Frau zögerte lange, bevor sie antwortete.

»Ich heiße Qin Yue. Ich war Dienerin im Pavillon der Harmonien, wie meine kleine Schwester. Als die Soldaten vor vier Tagen kamen - oder sind es jetzt fünf? Ich habe das Zeitgefühl verloren - versteckte ich mich in den unterirdischen Küchen. Es gab einen geheimen Vorrat für Notfallvorräte, den nur wenige kannten. Ein enger, dunkler, feuchter Raum. Ich blieb dort zwei ganze Tage ohne Nahrung oder Wasser, zu verängstigt, um hinauszugehen, selbst um zu trinken. Ich wartete nur darauf, dass sie mich finden und töten«.

»Die unterirdischen Küchen. Natürlich. So hast du den Brand des Pavillons überlebt. Das Feuer konnte nicht so weit hinuntersteigen. Du hattest Glück in deinem Unglück«.

»Glück? Ich habe zwei Tage lang alles gehört. Jeden Schrei, jedes Flehen, jeden Schuss. Die Schreie meiner Freundinnen, als die Soldaten sie fanden. Das Knistern des Feuers, das das Gebäude über meinem Kopf verschlang. Die Balken, die einstürzten. Die Mauern, die zusammenbrachen. Zwei Tage lang war ich allein in absoluter Dunkelheit, verängstigt, wagte nicht hinauszugehen, hörte meine ganze Welt über meinem Kopf zerstört werden.

Manchmal hörte ich französische oder englische Stimmen direkt über mir, nur wenige Zentimeter Holz trennten mich von ihnen. Es war, als wäre man in der Hölle, lebendig in einem Grab eingeschlossen. Vielleicht wäre es leichter, barmherziger gewesen, schnell zu sterben«.

An Dehai verstand sofort diesen Schmerz. Manchmal war Überleben unendlich schwieriger als Sterben. Die Überlebenden trugen das Gewicht von allem, was sie gesehen hatten, von all denen, die sie nicht hatten retten können.

»Du bist am Leben. Das ist es, was jetzt zählt. Was suchst du hier?«

Qin Yues Augen füllten sich mit Tränen, die frei flossen und saubere Furchen auf ihren schmutzigen Wangen zogen.

»Meine Schwester. Meine kleine Schwester, Qin Mei. Sie war erst fünfzehn Jahre alt. Sie arbeitete auch hier, in den Gärten. Sie liebte Blumen, verbrachte Stunden damit, sie zu zeichnen. Wir sollten uns am ersten Tag in der Nähe der Jadebrücke treffen, als alles begann. Das war unser Notfalltreffpunkt - wir hatten es zusammen entschieden, als wir von der Annäherung der ausländischen Armeen hörten. Aber ich fand sie an diesem Tag nie. Alles passierte zu schnell. Ich hoffe verzweifelt, dass sie entkommen ist, dass sie in ein Dorf geflohen ist, dass sie irgendwo in Sicherheit ist. Aber wenn sie es nicht geschafft hat ... wenn sie noch irgendwo hier ist ... muss ich es wissen. Ich kann nicht gehen, ohne zu wissen. Sie ist meine kleine Schwester. Ich habe sie nach dem Tod unserer Eltern großgezogen. Sie ist meine ganze Familie«.

An Dehai dachte sofort an Madame Liu und ihre verzweifelte Suche nach ihrer Tochter Mei Feng. Er wusste aus nächster Nähe, wie wichtig es war zu wissen, selbst wenn die Nachrichten die schlimmsten vorstellbaren waren. Die Ungewissheit war eine besonders grausame Form der Folter, die nie endete, die Tag für Tag an der Seele nagte.

»Komm mit uns. Wir werden dir helfen, deine Schwester zu suchen. Zu viert werden wir viel mehr Boden abdecken, schneller und effizienter«.

Sie verbrachten die nächsten zwei Stunden damit, in den Ruinen des Jadebrücken-Sektors zu suchen, riefen Qin Meis Namen immer wieder, hoben vorsichtig Trümmer, erkundeten jeden Winkel, wo sich jemand hätte verstecken oder verletzt fallen können. Es war gefährliche und anstrengende Arbeit - instabile Strukturen drohten ständig einzustürzen, verkohlte Balken hingen prekär, und es gab immer das Risiko, feindlichen Soldatenpatrouillen zu begegnen. Aber sie beharrten, getrieben von Qin Yues verzweifelter Hoffnung und ihrer eigenen Menschlichkeit, die sich weigerte aufzugeben.

In der Nähe dessen, was die Jadebrücke gewesen war - jetzt nur noch Stücke zerbrochenen weißen Steins, verstreut auf dem Boden wie die Überreste eines riesigen Skeletts - fand Cui Yugui etwas. Er hatte sich leicht von der Gruppe entfernt und erkundete ein Gebiet, das die anderen noch nicht abgedeckt hatten.

»Hier! Kommt schnell!«

Es gab eine Leiche. Oder vielmehr menschliche Überreste, fast unkenntlich, vom Feuer so verkohlt, dass man die Züge, das Alter, sogar das Geschlecht nicht mehr unterscheiden konnte. Das Feuer hatte alles verzehrt, einen Menschen auf eine schwarze, zusammengekauerte Form reduziert. Aber in der Nähe der Überreste, halb in der grauen Asche vergraben, befand sich ein metallisches Objekt - eine silberne Brosche, die den Flammen dank des Metalls widerstanden hatte.

Qin Yue fiel auf die Knie, als ob ihre Beine plötzlich aufgehört hätten, sie zu tragen. Sie hob die Brosche mit zitternden Händen auf, drehte sie in alle Richtungen, untersuchte sie von allen Seiten. Sie hielt sie vor sich, starrte auf das Objekt, als könnte sie darin die ganze tragische Geschichte ihrer Schwester lesen.

»Das ist Meis Brosche. Ich würde sie unter Tausenden erkennen. Ich hatte sie ihr zu ihrem vierzehnten Geburtstag letztes Jahr geschenkt. Wir hatten monatelang gespart, um sie zu kaufen. Sie stellt einen Schmetterling dar - Mei liebte Schmetterlinge so sehr. Sie sagte, sie symbolisierten Transformation, Hoffnung. Sie trennte sich nie von ihr, selbst nicht zum Schlafen«.

Ihre Stimme war zu Beginn seltsam ruhig, als ob der Schock alle Emotionen geleert hätte. Dann traf sie die Realität wie eine brechende Welle. Sie brach völlig in herzzerreißenden Schluchzern zusammen, drückte die Brosche gegen ihre Brust, schaukelte vor und zurück.

»Sie war erst fünfzehn Jahre alt. Fünfzehn Jahre alt. Ihr ganzes Leben lag vor ihr. So viele Dinge, die sie tun wollte. Sie wollte heiraten, Kinder haben, vielleicht Chefgärtnerin werden. Sie liebte es so sehr zu singen - sie hatte die schönste Stimme, die ich je gehört hatte, klar wie Quellwasser. Sie zeichnete Blumen mit außergewöhnlichem Talent. Und jetzt ... jetzt bleibt nur eine Brosche und Asche. Das ist alles. Ein ganzes Leben darauf reduziert«.

Sie kniete sich neben die verkohlten Überreste und weinte, ihre Schultern geschüttelt von tiefen Schluchzern. An Dehai und die anderen ließen sie trauern, standen in respektvollem Abstand, bildeten einen schützenden Kreis um sie. Manche Schmerzen waren zu tief, um geteilt zu werden, zu persönlich, um durch unbeholfene Trostworter unterbrochen zu werden. Manchmal war alles, was man tun konnte, präsent zu sein, Zeugnis vom Schmerz eines anderen abzulegen.

Nach langer Zeit - vielleicht fünfzehn Minuten, vielleicht eine Stunde, die Zeit schien an diesem Todesort stillzustehen - erhob sich Qin Yue langsam. Ihr Gesicht war eine Maske tragischer Entschlossenheit trotz der Tränen, die weiterhin flossen.

»Wir müssen sie begraben. Ich kann sie nicht so lassen. Sie verdient Besseres. Sie verdient eine anständige Bestattung, auch

wenn sie einfach ist. Sie war ein gutes Mädchen, fleißig, freundlich zu allen«.

Sie fanden einen geeigneten Platz in dem, was der Pflaumengarten gewesen war, jetzt ein verwüsteter Raum, wo die Bäume nur noch verkohlte Stämme waren. Qin Yue erklärte unter Tränenabwischen, dass dies Qin Meis Lieblingsort im ganzen Palast war - sie kam jeden Frühling hierher, um die Pflaumenblüten zu sehen, saß stundenlang unter den blühenden Bäumen und zeichnete akribisch die Äste und Blumen in ein Heft, das sie immer kostbar bei sich trug.

Ohne geeignete Werkzeuge mussten sie mit bloßen Händen und in den Trümmern gefundenen Holzstücken graben. Die Erde war hart, verdichtet, voller Steine und Wurzeln. Ihre Hände bedeckten sich schnell mit schmerzhaften Blasen, die platzten, dann bluteten, aber sie machten weiter, motiviert durch den Respekt für die Toten und das Mitgefühl für Qin Yue. Eine anständige Bestattung, ein kleines Stück menschlicher Würde.

Als es fertig war - ein etwa einen Meter tiefes Loch, nicht perfekt, aber ausreichend - legten sie die Überreste vorsichtig in die Erde mit aller Ehrfurcht einer vollständigen Bestattungszeremonie. Qin Yue arrangierte den Körper mit unendlicher Sorgfalt, murmelte auf Chinesisch sanfte, beruhigende Worte, als ob ihre Schwester sie noch hören könnte. Dann legte sie die silberne Brosche auf das, was die Brust ihrer Schwester gewesen war, ein letztes Geschenk, eine letzte Verbindung.

»Lebewohl, kleine Schwester. Xiao Mei. Du hattest ein so kurzes, so tragisch kurzes Leben. Nur fünfzehn Jahre auf dieser Erde. Aber du warst gut und freundlich und sanft, und du hast so viel Besseres verdient als dieses schreckliche Ende. Du verdienst es zu altern, zu heiraten, wie du es erträumt hast, die Kinder zu haben, die du wolltest, die große Gärtnerin zu werden, die du hättest sein können. Du verdienst es, das Meer zu sehen, zu reisen, deine Lieder zu singen. Es tut mir leid. Es tut mir so, so leid, dass ich dich nicht schützen konnte. Ich hatte dir

versprochen, mich immer um dich zu kümmern nach dem Tod unserer Eltern, und ich habe versagt. Vergib mir«.

Sie bedeckten langsam das Grab mit Erde. Dann legten sie flache Steine darauf, um es zu markieren und zu schützen. Es war nicht viel - kein graviertes Grabstein mit eleganten Schriftzeichen, keine ausführliche buddhistische Zeremonie mit Mönchen, die Sutras sangen, keine Ahnentafel in einem Tempel - aber es war ein identifizierbarer Ruheort. Ein Ort, zu dem Qin Yue zurückkehren konnte, um ihre Schwester zu ehren, mit ihr zu sprechen, die Verbindung aufrechtzuerhalten.

An Dehai holte sein kostbares Papier und seinen Pinsel heraus. Er schrieb mit besonderer Sorgfalt: »Qin Mei, Hilfspflegerin, fünfzehn Jahre alt, Schwester von Qin Yue, stammend aus Tianjin. Arbeitete seit dem Alter von vierzehn Jahren in den Gärten des Sommerpalastes. Spezialisiert auf Zierblumen. Sang wunderschön - klare und reine Stimme. Zeichnete Blumen mit bemerkenswertem Talent. Träumte davon zu heiraten, Kinder zu haben, das Meer zu sehen. Trug immer eine silberne Schmetterlingsbroche, die ihre Schwester ihr geschenkt hatte. Starb in der Nähe der Jadebrücke während der Invasion, wahrscheinlich am 18. oder 19. Oktober 1860, verbrannt durch die von den Invasionstruppen gelegten Brände. Begraben im Pflaumengarten, ihrem Lieblingsort, von ihrer Schwester Qin Yue und drei Zeugen: An Dehai, Li Lianying, Cui Yugui. Möge die Erde ihr leicht sein. Möge ihre Seele Frieden finden. Mögen die Schmetterlinge, die sie so liebte, ihren Geist zu einer besseren Existenz führen«.

Qin Yue sah ihm beim Schreiben mit einem Ausdruck tiefer Dankbarkeit zu, der Worte überstieg.

»Was machst du genau?«

»Ich führe ein detailliertes Register. Von allen, die in diesem Massaker gestorben sind. Damit ihre Namen nie vergessen werden, damit in hundert Jahren, in tausend Jahren die

Menschen wissen, dass Qin Mei existierte, dass sie lebte, dass sie Träume und Talente hatte, dass sie zählte«.

Neue Tränen flossen über Qin Yues Wangen, aber diesmal waren sie anders. Nicht nur reine Trauer, sondern auch Dankbarkeit, vielleicht sogar eine winzige Erleichterung.

»Danke. Danke, dass du dich an sie erinnerst. Dass du dich an uns alle erinnerst. Manchmal habe ich das Gefühl, dass wir so unbedeutend sind, dass niemand sich daran erinnern wird, dass wir jemals existiert haben«.

»Jedes Leben zählt. Jeder Tod zählt. Die Mächtigen werden die offizielle Geschichte mit ihren großen Ereignissen und Verträgen schreiben. Aber die kleinen Geschichten, die gewöhnlichen Leben - das ist es, was wirklich eine Zivilisation offenbart. Das ist es, was zeigt, wer wir wirklich waren. Und ich weigere mich, diese Geschichten verschwinden zu lassen«.

»Wirst du jetzt mit uns kommen? Wir haben in Höhlen in den westlichen Hügeln Zuflucht gefunden. Es ist nicht viel - kalt, feucht, unbequem - aber es ist sicher, weit von den Soldaten entfernt. Es gibt dort andere Überlebende, geteiltes Essen, einen Anschein von Gemeinschaft. Du solltest nicht allein hierbleiben. Es ist nicht sicher und dies ist kein Ort mehr für die Lebenden«.

Qin Yue warf einen letzten langen Blick auf das Grab, das sie gerade geschaffen hatten, prägte sich die genaue Lage, die Anordnung der Steine ein.

»Ja. Ich komme mit euch. Ich will nicht mehr hierbleiben. Das ist nicht mehr der Palast, den ich kannte und liebte. Er ist zu einem riesigen Grab geworden«.

Sie begannen sich zu entfernen, Qin Yue warf Blicke zurück, bis der Pflaumengarten außer Sichtweite verschwand.

Sie hörten ein neues Geräusch - ein regelmäßiges, rhythmisches Grollen. Sie versteckten sich hinter einer eingestürzten Mauer und beobachteten vorsichtig.

Eine Kolonne britischer Wagen fuhr in den Park ein, gezogen von müden Pferden. Es mussten etwa fünfzig sein. Die Wagen waren bei der Ankunft leer. Aber An Dehai ahnte, dass sie bei der Abfahrt mit gestohlenen Schätzen gefüllt sein würden.

»Das ist die finale Evakuierung. Sie bringen alles weg, was Wert hat. Bald wird wirklich nichts mehr übrig sein«.

Sie warteten, bis die Wagen vorbei waren, dann rannten sie zu den Hügeln und nahmen Qin Yue mit sich. Hinter ihnen senkte sich die Dämmerung über den sterbenden Sommerpalast.

22. Oktober 1860, Abschied vom Palast

Als die Sonne unterging, versammelten sie sich ein letztes Mal am Ufer des Fuhai-Sees.

»Der Sommerpalast existiert nicht mehr. Aber unsere Arbeit beginnt. Wir sind die Hüter seiner Erinnerung«.

In dieser letzten Nacht führten sie eine Zeremonie durch. An Dehai las alle Namen der Toten - dreiundneunzig verlorene Leben.

Als er fertig war, ging die Sonne auf. Ein neuer Tag. Der erste Tag ihres neuen Lebens.

»Gehen wir. In unsere Zukunft. Wir tragen die Erinnerungen. Eines Tages werden unsere Stimmen gehört«.

Sie brachen nach Westen auf, in Richtung der Hügel. Hinter ihnen rauchten die Ruinen noch.

Aber in ihren Herzen würde der Palast ewig leben. Die stillen Zeugen waren zu ewigen Hütern geworden.

KAPITEL 4 - DIE REISE

Hafen von Dagü, Mündung des Pei-Ho, 4. November 1860

Die Kisten stapelten sich auf dem Kai von Dagü. Fregattenkapitän Auguste Morand betrachtete sie mit düsterem Blick, während hinter ihm die Avalanche sich wiegte, bereit, ihre Fracht an Bord zu nehmen. Der Artillerieoffizier Henri Roux, der dazu bestimmt war, den Konvoi bis nach Frankreich zu begleiten, näherte sich und richtete seine Schirmmütze.

»Kapitän, wie viele insgesamt?«

Morand konsultierte sein Register.

»Siebenundsechzig Kisten«.

»Gefüllt mit kaiserlichen Schätzen. Bestimmt für Ihre Majestät die Kaiserin«.

»Gestohlen, wollen Sie sagen«.

Roux versteifte sich und warf einen Blick um sich, um sicherzustellen, dass niemand sie hörte. Die chinesischen Kulis waren damit beschäftigt, die Kisten unter der Aufsicht französischer Matrosen zu verladen.

»Die Aufteilung erfolgte gemäß der Verordnung vom 3. Mai 1832. Artikel 119 ist sehr klar...«.

»Ersparen Sie mir den Militärjargon! Ich habe die Verordnung gelesen. All das mag legal sein, aber ist es moralisch? Wir haben einen kaiserlichen Palast geplündert, Museen geleert, Bibliotheken verbrannt. Und jetzt verpacken wir die Früchte dieser Plünderung, um sie als vulgäres Geschenk anzubieten«.

Roux presste die Kiefer zusammen.

»General de Montauban selbst hat die Aufteilung beaufsichtigt...«.

»Nach den Regeln? Sie waren dort. Sie haben die Soldaten gesehen, die sich in die Paläste stürzten, die Wandbehänge

herunterrissen, die Möbel zerbrachen, um die Edelsteine herauszuholen«.

Roux senkte die Augen. Er konnte es nicht leugnen.

»Die Armee hat beschlossen, diese Gegenstände der Kaiserin anzubieten...«.

»Beschlossen? Der General hat es beschlossen. Die Männer hatten keine andere Wahl, als zuzustimmen«.

Ein Geräusch von Schritten unterbrach sie. Korvettenkapitän Pallu kam zu ihnen, begleitet von einem chinesischen Vorarbeiter, der gestikulierte und auf eine der Kisten zeigte.

»Wir haben ein Problem. Diese Kiste ist zu schwer. Man muss sie in zwei teilen«.

Morand näherte sich. Die Kiste trug die Aufschrift »Bronzen und Jade - Audienzsaal«.

»Was enthält sie?«

Roux konsultierte sein Inventar.

»Ritualbronzen der Shang-Dynastie, Cloisonné-Vasen, eine Thron-Sänfte... und den Kommandostab des Kaisers aus grüner Jade«.

»Der Jadestab?«, rief Pallu aus. »Der, den Lord Elgin für Königin Victoria wollte?«

»Nein, der ist mit den Engländern gegangen. General de Montauban hat dieses zweite Exemplar für den Kaiser reserviert«.

Morand schüttelte den Kopf.

»Natürlich. Alles muss paarweise gehen. Als ob wir uns Piratenbeute teilten...«.

»Kapitän!«, protestierte Pallu.

»Oh, hören Sie auf mit Ihren schockierten Mienen! Wir sind Piraten in Uniform«.

Der chinesische Vorarbeiter wartete geduldig.

»Gut. Lassen Sie diese Kiste teilen. Aber wenn auch nur ein einziger Gegenstand beschädigt wird, werden Sie es dem General erklären«.

Morand blickte nach Norden, wo noch Rauchsäulen aufstiegen.

»Wissen Sie, was mich am meisten empört? Die Heuchelei. Wir behaupten, zivilisiert zu sein. Wir kommen hierher, um China für den Handel zu »öffnen«, ihm die Lichter der europäischen Zivilisation zu bringen. Und was tun wir? Wir plündern, wir brennen, wir töten. Und dann verpacken wir sorgfältig unsere Beute, um sie nach Paris zu schicken, wo sie als Trophäe unserer Größe ausgestellt wird«.

Roux blieb schweigend. In seinem Inneren teilte er Morands Unbehagen. Er hatte den Palast vor seiner Zerstörung gesehen. Die Audienzsäle mit seidenen Decken, die Gärten mit ihren zarten Pavillons, die Bibliotheken mit jahrtausendealten Manuskripten.

Ein Matrose kam auf sie zu und salutierte.

»Das Verladen ist fast abgeschlossen. Wir können in zwei Stunden auslaufen«.

»Stellen Sie sicher, dass alle Kisten fest verzurrt sind. Ich will nicht, dass sie während der Überfahrt auch nur einen Zoll weit verrutschen«.

Morand wandte sich Roux zu.

»Sie werden diesen Konvoi bis nach Frankreich begleiten?«

»Befehl, diese Kisten persönlich Ihrer Majestät zu übergeben«.

»Bereiten Sie sich auf eine lange Reise vor. Und beten Sie, dass wir keinen Sturm erleiden«.

An Bord der Avalanche, 8. November 1860

Die Kisten waren verladen und fest im Laderaum und auf dem Achterdeck verzurrt worden. Die Avalanche hatte Dagu

verlassen und fuhr die chinesische Küste in Richtung Shanghai hinauf.

Roux inspizierte die Ladung. Er hatte ein genaues Inventar erstellt, jede Kiste mit einer Nummer markiert und ihren Inhalt gewissenhaft notiert. Es war mühsam, aber notwendig.

Morand gesellte sich zu ihm auf dem Deck.

»Alles in Ordnung?«

»Ja. Siebenundsechzig Kisten, alle nummeriert und inventarisiert. Ich habe auch einen Bericht über die Bedingungen der Aufteilung verfasst«.

»Einen beschönigten Bericht, nehme ich an«.

Roux ging nicht darauf ein. Sein Bericht erwähnte nicht die Szenen, denen er beigewohnt hatte, noch die Streitigkeiten zwischen französischen und englischen Offizieren.

»Ich habe meine Pflicht getan«.

»Ihre Pflicht...«.

Morand lehnte sich ans Geländer und starrte auf das Meer. Der Himmel war klar, das Meer ruhig.

»Ich frage mich, ob unsere Enkel uns hart verurteilen werden«.

»Wir haben Befehlen gehorcht«.

»Die Befehle... Immer die Befehle. Das ist eine bequeme Ausrede, nicht wahr?«

Roux runzelte die Stirn.

»Sie scheinen von dieser Angelegenheit sehr betroffen zu sein. Darf ich fragen, warum?«

Morand zögerte, dann seufzte er.

»Ich habe Geschichte studiert. Die Griechen, die Römer, die Araber... All diese brillanten Zivilisationen. Und wissen Sie, was sie alle gemeinsam haben? Die Überzeugung, den anderen überlegen zu sein. Die Überzeugung, dass ihre Überlegenheit ihnen das Recht gab zu erobern, zu plündern, zu zerstören«.

»Wir sind überlegen. Wir haben die Wissenschaft, die Technologie, die Industrie...«.

»Und sie haben eine jahrtausendealte Zivilisation. Philosophen, Künstler, Gelehrte. Was wissen wir wirklich über China? Wir verurteilen es als barbarisch, weil es sich weigert, sich unseren Handelsanforderungen zu beugen. Aber wer sind wir, um zu urteilen?«

Diese Fragen überforderten Roux.

Shanghai, 24. November 1860

Der Zwischenstopp in Shanghai ermöglichte es, die Vorräte zu ergänzen und den Zustand der Kisten zu überprüfen. Roux nutzte die Gelegenheit, um den französischen Konsul, Monsieur de Montigny, zu treffen.

Der Konsul empfing ihn in seinem Büro, einem weitläufigen Raum, der mit chinesischen Möbeln und Kalligraphie-Rollen geschmückt war.

»Sie sind also damit beauftragt, die Beute... Verzeihung, die »Geschenke« zu befördern, die für Ihre Majestät bestimmt sind?« Montigny hatte ein spöttisches Lächeln.

»Diese Gegenstände wurden ordnungsgemäß aufgeteilt, Herr Konsul«.

»Ja, ja. Alles ist vollkommen legal. Aber sagen Sie mir, was denken die Chinesen darüber?«

Roux versteifte sich.

»Die Chinesen haben den Krieg verloren. Den Siegern gehört die Beute«.

»Welch elegante Formel«.

Der Konsul stand auf und ging zum Fenster. Von seinem Büro aus konnte man den Hafen sehen, der vor Aktivität nur so wimmelte.

»Ich lebe seit fünfzehn Jahren in China. Ich habe ihre Sprache gelernt, ihre Kultur studiert. Was wir im Palast getan haben, ist unverzeihlich«.

»Lord Elgin hat den Brand befohlen, nicht wir. Baron Gros und General de Montauban haben sich dagegen gewehrt...«.

»Oh, gewiss! Wir haben protestiert. Welch edle Haltung! Aber in der Zwischenzeit haben wir gut darauf geachtet, unseren Anteil mitzunehmen. Siebenundsechzig Kisten«.

»Das war vor dem Brand. Die Aufteilung fand am 7. Oktober statt. Der Brand wurde erst am 18. befohlen...«.

»Und Sie glauben, dass das etwas ändert? Für die Chinesen sind wir alle Plünderer. Franzosen oder Engländer, was für ein Unterschied?«

Der Konsul kam zurück und setzte sich.

»Ich mache Ihnen persönlich keine Vorwürfe. Aber was geschehen ist, wird Konsequenzen haben. Die Chinesen werden nicht vergessen. Sie werden nicht verzeihen. Und eines Tages werden sie Wiedergutmachung fordern«.

»Wiedergutmachung? Sie haben den Vertrag unterzeichnet«.

»Sie sind recht naiv. Verträge werden unterzeichnet, aber die Geschichte wird nicht ausgelöscht. Was wir getan haben, wird im kollektiven Gedächtnis Chinas eingraviert bleiben. Und Wunden entzündeten sich am Ende immer«.

Er beugte sich vor.

»Eines Tages wird China sich erheben. Es wird seine Macht wiedererlangen. Und es wird sich erinnern. Es wird Gerechtigkeit fordern«.

»Was raten Sie mir?«

»Ihnen? Nichts. Sie haben Ihre Befehle. Aber bewahren Sie eine schriftliche Spur von allem auf. Vom vollständigen Inventar, von den Bedingungen der Aufteilung. Denn eines Tages wird man Sie

zur Rechenschaft ziehen. Vielleicht nicht Sie persönlich, aber Frankreich«.

Roux nickte.

»Ich werde ein detailliertes Tagebuch führen«.

»Tun Sie das. Und seien Sie ehrlich. Die zukünftigen Generationen haben das Recht zu wissen, was wirklich geschehen ist«.

Der Konsul stand auf und signalisierte damit, dass das Gespräch beendet war.

»Gute Reise«.

Auf dem Rückweg zum Hafen begegnete Roux chinesischen Händlern, die ihm mit hasserfüllten Augen nachblickten. Montigny hatte recht. Die Chinesen würden niemals vergessen.

Auf See, zwischen Shanghai und Singapur, 2. Dezember 1860

Die Überfahrt setzte sich ohne Zwischenfall fort. Die Avalanche nahm Kurs auf Singapur. Das Wetter war mild, das Meer ruhig.

Roux hatte sich angewöhnt, jeden Tag für eine Inspektion hinunterzugehen. Er überprüfte die Verzurrungen, stellte sicher, dass keine Kiste Anzeichen von Feuchtigkeit oder Verschlechterung zeigte.

Eines Abends bemerkte er, dass sich eine Kiste leicht bewegt hatte. Es war die Nummer 23, markiert mit »Keramiken und Porzellane - Pfauenpavillon«. Er rief sofort den Bootsmann.

»Diese Kiste hat sich bewegt. Verzurren Sie sie sofort wieder«.

Der Bootsmann, ein alter Seebär namens Barthélemy, untersuchte die Kiste.

»Sie muss sich durch die Rollbewegung gelockert haben. Wir werden sie wieder befestigen«.

»Seien Sie vorsichtig. Sie enthält Ming-Porzellane. Äußerst zerbrechlich«.

Barthélemy hatte ein ironisches Lächeln.

»Ming-Porzellane! Und da überqueren wir den Ozean mit Schätzen, die Vermögen wert sind, während unsere Jungs sich mit ihrem kärglichen Sold begnügen«.

»Sie haben ihren Anteil erhalten. Einhundertachtzig Francs pro Mann«.

»Einhundertachtzig Francs! Wissen Sie, wie viel eine einzige dieser Porzellane wert ist? Tausende von Francs. Vielleicht Zehntausende. Welche Großzügigkeit!«

Die Aufteilung war zutiefst ungleich gewesen. Die höheren Offiziere hatten Zehntausende von Francs erhalten, die Unteroffiziere einige Tausend, und die einfachen Soldaten kaum genug, um sich ein paar Monate Miete zu leisten.

»Verzurren Sie diese Kiste. Und überprüfen Sie alle anderen«.

»Wohl, mein Leutnant«.

Barthélemy gab zwei Matrosen ein Zeichen. Roux sah ihnen einige Augenblicke zu, dann ging er wieder auf Deck. Die Sonne ging am Horizont unter.

Morand erwartete ihn auf der Brücke.

»Ein Problem?«

»Eine gelockerte Kiste. Nichts Ernstes«.

Morand nickte und betrachtete das Meer.

Die Nacht brach herein. Roux salutierte und ging in seine Kabine hinunter. Er holte ein leeres Heft aus seiner Truhe, tauchte seine Feder in die Tinte und begann zu schreiben.

»2. Dezember 1860. Auf See, zwischen Shanghai und Singapur. Wir transportieren siebenundsechzig Kisten mit Gegenständen, die aus dem Yuen-Ming-Yuen geplündert wurden. Geplündert. Man muss die Dinge beim Namen nennen«.

Er hielt inne, las wieder, was er gerade geschrieben hatte. Es war das erste Mal, dass er zu Papier brachte, was er wirklich fühlte.

Er fuhr fort.

»Kapitän Morand hat mir gesagt, dass die Geschichte uns richten wird. Ich glaube, er hat recht. Wir haben an etwas Schrecklichem teilgenommen. Wir müssen die Verantwortung dafür übernehmen«.

Er schrieb so eine Stunde lang, entleerte sein Herz, befreite seine Zweifel. Als er fertig war, schloss er das Heft und verstaute es. Dann legte er sich hin, seltsam beruhigt. Zum ersten Mal hatte er die Wahrheit gesagt.

Singapur, 12. Dezember 1860

Die Avalanche warf am frühen Morgen im Hafen von Singapur Anker. Es galt, Kohle nachzuladen, ein kleineres Leck zu reparieren und vor allem den Zustand der Kisten nach zwei Wochen Seefahrt zu überprüfen.

Roux ging mit Morand an Land. Sie mussten den britischen Gouverneur Sir William Orfeur Cavenagh treffen. Singapur war eine britische Besetzung, und die Beziehungen zwischen Franzosen und Engländern waren angespannt.

Der Gouverneur empfing sie in seiner Kolonialresidenz mit breiten Veranden. Ein indischer Diener servierte ihnen Tee.

»Meine Herren, ich habe Anweisungen aus London bezüglich Ihrer... Fracht erhalten«.

Morand und Roux tauschten einen besorgten Blick.

»Anweisungen, Exzellenz?«

»Lord Elgin hat persönlich an meine Regierung geschrieben. Es scheint, dass gewisse Gegenstände auf... sagen wir, wenig gerechte Weise aufgeteilt wurden«.

Roux spürte Wut in sich aufsteigen.

»Die Aufteilung wurde nach den von beiden Kommandos festgelegten Regeln durchgeführt...«.

»Oh, ich zweifle nicht daran. Aber Lord Elgin behauptet, dass gewisse sehr wertvolle Stücke vor der offiziellen Aufteilung beiseite geschafft worden seien«.

Morand stand abrupt auf.

»Das ist eine Lüge! General de Montauban hat sogar darauf bestanden, dass die Königin die erste Wahl hat!«

»Setzen Sie sich. Ich beschuldige Sie nicht. Ich übermittle lediglich die Bedenken meiner Regierung«.

Morand setzte sich wieder. Roux ergriff mit ruhiger Stimme das Wort.

»Exzellenz, ich habe ein vollständiges Inventar unserer Fracht in meinem Besitz sowie einen detaillierten Bericht. Ich kann sie Ihnen zeigen«.

Cavenagh machte eine Handbewegung.

»Das wird nicht nötig sein. Ich glaube Ihnen. Aber verstehen Sie, dass diese Angelegenheit heikel ist. Lord Elgin ist wütend«.

»Er war dort! Er hat an der Auswahl teilgenommen!«

»Ich weiß. Aber so ist die Politik. Lord Elgin braucht einen Sündenbock, um der Königin zu erklären, warum der britische Anteil kleiner ist als erwartet. Und die Franzosen sind ein ausgezeichneter Sündenbock«.

Cavenagh trank einen Schluck Tee.

»Ich werde Ihnen die Erlaubnis erteilen, für Ihre Reparaturen am Kai zu bleiben. Aber ich rate Ihnen, so schnell wie möglich wieder abzureisen. Die Spannungen zwischen unseren beiden Nationen steigen, und ich kann die Sicherheit Ihrer Fracht nicht garantieren«.

»Sie glauben, dass die Engländer versuchen könnten, unsere Kisten zu beschlagnahmen?«

»Ich denke nichts. Ich stelle fest, dass gewisse britische Offiziere sehr... dezidierte Meinungen über die Aufteilung haben. Und dass es hier Anwälte gibt, die begeistert wären, einen Rückgabeprozess vor den Kolonialgerichten zu führen«.

Morand stand auf.

»Wir verstehen. Wir werden in spätestens drei Tagen weg sein«.

»Weise Entscheidung. Ein persönlicher Rat? Halten Sie sich nicht in den britischen Häfen auf Ihrer Route auf. Aden, das Kap... durchqueren Sie sie schnell. Lord Elgin hat überall im Empire Verbündete«.

Die beiden Franzosen salutierten und verließen die Residenz. Auf der Straße ließ Morand seiner Wut freien Lauf.

»Diese verdammten Engländer! Nachdem sie den Palast verbrannt haben, nachdem sie uns gezwungen haben, ihrem Vandalismus beizuwohnen, beschuldigen sie uns jetzt des Diebstahls!«

»Beruhigen Sie sich. Wir sind auf britischem Territorium«.

»Sie haben recht. Kehren wir zum Schiff zurück. Und lassen Sie die Wache um die Kisten verdoppeln«.

Zurück an Bord rief Roux Barthélemy.

»Ich will Tag und Nacht vier Mann Wache im Laderaum. Und zwei Mann auf Deck, bei den äußeren Kisten. Bewaffnet«.

Barthélemy riss die Augen auf.

»Bewaffnet? Erwarten Sie einen Angriff?«

»Die Engländer sind nicht zufrieden mit unserer Fracht«.

»Ah. Sie hätten alles für sich behalten wollen, nicht wahr?«

»Begnügen Sie sich damit, die Befehle auszuführen. Und wählen Sie zuverlässige Männer«.

In dieser Nacht konnte Roux nicht schlafen. Er blieb auf Deck und beobachtete die schwach beleuchteten Kais. Mehrmals

glaubte er, Schatten in der Nähe des Schiffes herumschleichen zu sehen.

Morand gesellte sich gegen zwei Uhr morgens zu ihm.

»Sie schlafen nicht?«

»Ich denke an das, was der Gouverneur gesagt hat. Was, wenn die Engländer versuchen, die Kisten zu beschlagnahmen?«

»Sie würden es nicht wagen. Das wäre ein casus belli.«

»Offiziell. Aber inoffiziell?«

Morand seufzte.

»Inoffiziell hassen uns die Engländer. Waterloo ist in ihrer Erinnerung nicht so weit entfernt. Dieses Bündnis hängt nur an einem Faden.«

»Wir sollten morgen schon abreisen.«

»Unmöglich. Das Leck ist nicht repariert. Wenn wir jetzt in See stechen, riskieren wir zu sinken. Wir müssen noch zwei Tage bleiben. Aber seien Sie wachsam.«

Die folgenden zwei Tage waren eine Nervenprobe. Roux inspizierte die Kisten alle zwei Stunden, überprüfte die Wachen, musterte den Kai. Mehrmals kamen britische Offiziere, um in der Nähe des Schiffes herumzuschleichen und scheinbar unschuldige Fragen zu stellen. Morand wies sie höflich, aber bestimmt zurück.

Endlich konnte die Avalanche am Morgen des 15. Dezember auslaufen. Roux stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als er Singapur sich entfernen sah.

Indischer Ozean, 3. Januar 1861

Der Sturm schlug um Mitternacht zu. Innerhalb von zwei Stunden fegte die aufgewühlte See über das Deck der Avalanche. Morand ließ die Besegelung verringern und alles sichern, was gesichert werden konnte.

Im Laderaum überprüften Roux und Barthélemy verzweifelt die Verzurrungen der Kisten. Wasser hatte begonnen einzudringen, und das Schiff rollte so stark, dass mehrere Kisten zu brechen drohten.

»Die da bewegt sich!«, brüllte Barthélemy. »Die Siebzehn!«

Roux stürzte hin. Es war eine der größten Kisten, die mit den Bronzen der Shang-Dynastie. Wenn sie sich löste, könnte ihr Gewicht das Schiff aus dem Gleichgewicht bringen.

»Wir müssen sie wieder verzurren! Rufen Sie Männer!«

Vier Matrosen stiegen hinunter und kämpften gegen die Stampfbewegung. Sie versuchten, neue Seile zu befestigen, aber das Schiff krängte so stark, dass es fast unmöglich war zu arbeiten.

»Mein Leutnant!«, brüllte ein Matrose. »Die Dreiundzwanzig! Sie ist umgekippt!«

Roux spürte, wie sein Herz sich zusammenzog. Kiste dreiundzwanzig enthielt die Ming-Porzellane, die zerbrechlichsten der gesamten Fracht.

Er bahnte sich einen Weg durch den überfluteten Laderaum. Die Kiste lag auf der Seite, eine ihrer Planken gespalten. Durch den Spalt konnte er Porzellanscherben sehen.

»Nein...«.

Barthélemy kam zu ihm.

»Wir müssen sie wieder aufrichten. Wenn sie so bleibt, wird alles zerbrochen sein.«

Zu acht gelang es ihnen, die Kiste aufzurichten, aber der Schaden war angerichtet.

Ein unheilvolles Krachen ertönte. Kiste zweiunddreißig hatte sich gelöst und war gegen die Bordwand gerutscht.

»Herrgott! Wir werden es nicht schaffen!«

Roux blickte um sich. Ein Dutzend Kisten waren in Gefahr.

Morand kam in den Laderaum hinunter, bis auf die Knochen durchnässt.

»Wir müssen das Schiff erleichtern! Wir nehmen zu viel Wasser auf!«

»Erleichtern?«

»Ballast über Bord werfen. Wir haben keine Wahl.«

»Aber die Kisten...«.

»Wenn wir sinken, sinken die Kisten mit uns!«

Morand gab schnelle Befehle. Die Männer stiegen wieder hinauf und begannen, alles über Bord zu werfen, was nicht wesentlich war: Fässer, Vorratskisten, Material.

Der Sturm dauerte die ganze Nacht und einen Teil des folgenden Tages. Als er sich beruhigte, hatte die Avalanche überlebt, aber alle waren erschöpft.

Roux ging sofort in den Laderaum hinunter. Der Anblick war trostlos. Fünf Kisten waren ernsthaft beschädigt worden. Die dreiundzwanzig, die mit den Ming-Porzellanen, war am stärksten betroffen. Er öffnete sie vorsichtig.

Von den achtundzwanzig Porzellanen, die sie enthielt, waren zwölf in Stücke zerbrochen. Die anderen waren rissig oder angeschlagen.

Barthélemy pfiff durch die Zähne.

»Tausende von Francs in Rauch aufgegangen.«

Roux reagierte nicht. Er dachte an diese mehrere Jahrhunderte alten Porzellane, die so viele Kriege, so viele Dynastien überlebt hatten, um schließlich im Laderaum eines französischen Schiffes zerbrochen zu werden.

Er untersuchte die anderen beschädigten Kisten. Die siebzehn hatte eine Planke verloren, aber die Bronzen schienen intakt. Die zweiunddreißig enthielt durchnässte Seidenrollen. Die fünfundvierzig und einundfünfzig hatten kleinere Schäden erlitten.

Er ging wieder hinauf, wo Morand ihn erwartete.

»Nun?«

»Fünf beschädigte Kisten. Zwölf zerstörte Ming-Porzellane. Durchnässte Seiden. Der Rest scheint intakt«.

Morand fuhr sich mit der Hand übers Gesicht.

»Zwölf Porzellane... Sie werden es in Ihrem Bericht erwähnen müssen«.

»Ja«.

»Die Kaiserin wird wütend sein. Und der General auch«.

»Es ist nicht unsere Schuld. Es war der Sturm...«.

»Glauben Sie, das wird sie kümmern? Wir waren verantwortlich. Wir haben versagt«.

Roux spürte das Gewicht dieser Verantwortung auf sich niedergehen.

»Was sollen wir mit den zerbrochenen Porzellanen machen?«

»Bewahren Sie die Scherben auf. Vielleicht kann ein Restaurator etwas tun. Machen Sie genaue Notizen«.

In dieser Nacht, allein in seiner Kabine, schrieb Roux in sein Tagebuch.

»4. Januar 1861. Indischer Ozean. Der Sturm hat fünf Kisten beschädigt. Zwölf Ming-Porzellane sind zerstört. Ich habe sie gesehen, in Stücke zerbrochen. Diese Gegenstände hatten Jahrhunderte überdauert. Sie hatten die Säle des Palastes geschmückt, von Kaisern bewundert. Und wir haben sie in wenigen Stunden zerstört.

Morand behauptet, wir hätten versagt. Er hat recht. Aber hatten wir nicht schon versagt, bevor wir China überhaupt verließen? Diese zwölf Porzellane sind nur ein zusätzlicher Schaden in einer langen Liste von Zerstörungen.

Ich frage mich, ob diese Reise verflucht ist. Ob diese Gegenstände einen Fluch in sich tragen. Als ob sie China nicht verlassen wollten. Als ob sie Widerstand leisteten.

Aber das sind nur abergläubische Gedanken. Die Wahrheit ist einfacher: Wir transportieren gestohlene Gegenstände. Und gestohlene Gegenstände bringen niemals Glück«.

Marseille, 22. Februar 1861

Nach mehreren Monaten Seefahrt lief die Avalanche endlich in den Hafen von Marseille ein. Es war ein kalter Februartag, der Mistral wehte stark, aber für Roux und Morand waren sie endlich in Frankreich.

Eine Militärabteilung erwartete sie am Kai, kommandiert von einem Artillerieoberst. Roux ging mit seinem Bericht an Land.

»Leutnant Roux? Ich bin Oberst Dumas. Ich habe den Befehl erhalten, Ihre Fracht zu übernehmen und nach Paris zu befördern«.

»Nach Paris, Herr Oberst? Nicht nach Fontainebleau?«

»Die Kaiserin möchte die Gegenstände zuerst im Tuilerienschloss sehen. Es wird eine private Ausstellung geben, bevor ihre endgültige Installation erfolgt«.

Roux reichte ihm den Bericht.

»Hier ist das vollständige Inventar. Ich muss Sie darüber informieren, dass fünf Kisten während eines Sturms im Indischen Ozean beschädigt wurden. Zwölf Ming-Porzellane wurden zerstört«.

Das Gesicht des Obersten verhärtete sich.

»Zerstört? Wie?«

»Sturm. Wir wären fast gesunken«.

»Ich verstehe. Die Kaiserin wird nicht erfreut sein. Diese Porzellane waren ein Vermögen wert«.

»Ich habe alle Scherben aufbewahrt. Vielleicht kann ein Restaurator...«.

»Sie glauben, man kann fünf Jahrhunderte alte Ming-Porzellane wie gewöhnliche Fayence zusammenkleben? Nun gut. Was geschehen ist, ist geschehen. Beginnen wir mit dem Entladen. Ich will, dass alles in einer Woche in Paris ist«.

Das Entladen dauerte den ganzen Tag. Die Kisten wurden auf Militärkarren unter guter Eskorte verladen. Oberst Dumas bestand darauf, jede Kiste zu öffnen und ihren Inhalt zu überprüfen.

Als sie die dreiundzwanzig öffneten, die mit den zerbrochenen Porzellanen, blieb Dumas schweigend und betrachtete die Scherben.

»Welch ein Verlust«, murmelte er.

Er wandte sich Roux zu.

»Sie werden sich vor dem General erklären müssen. Und wahrscheinlich vor der Kaiserin selbst«.

»Ich bin bereit, meine Verantwortung zu übernehmen«.

»Ihre Verantwortung... Es geht um Politik. Um kaiserliches Prestige. Diese Gegenstände sollten die Größe Frankreichs demonstrieren. Und Sie haben einen Teil davon zerstören lassen«.

Morand, der der Szene beiwohnte, griff ein.

»Der Leutnant hat alles in seiner Macht Stehende getan. Der Sturm war so heftig, dass wir um unser Leben fürchteten. Die Gegenstände zu bewahren war zweitrangig gegenüber dem Überleben der Besatzung«.

Dumas fixierte ihn kalt.

»Das Überleben der Besatzung ist wichtig. Aber nicht auf Kosten der Mission. Diese Gegenstände waren Ihnen anvertraut. Sie sollten sie um jeden Preis schützen«.

»Selbst auf die Gefahr hin zu sinken?«

»Selbst auf die Gefahr hin zu sinken«.

Roux und Morand tauschten einen Blick. Sie verstanden nun, wie wichtig diese Fracht für das Kaiserreich war. Wichtiger als ihre Leben.

Am nächsten Tag fuhren die Karren nach Paris ab, eskortiert von einer Kavallerieabteilung. Roux begleitete sie. Morand musste in Marseille bleiben, um die Reparaturen der Avalanche zu überwachen.

Im Moment der Trennung schüttelten sich die beiden Männer die Hände.

»Viel Glück in Paris. Sie werden es brauchen«.

»Danke für Ihre Unterstützung während dieser Reise«.

»Ich habe meine Zeit damit verbracht zu kritisieren, zu zweifeln. Ich kann kein sehr angenehmer Begleiter gewesen sein«.

»Sie haben mir die Augen geöffnet. Sie haben mich verstehen lassen, was wir wirklich in China getan haben. Ich bin Ihnen dankbar dafür«.

»Bezeugen Sie es. Wenn man Sie fragt, bezeugen Sie es. Sagen Sie die Wahrheit. Lassen Sie nicht zu, dass diese Geschichte von den Siegern umgeschrieben wird«.

»Ich verspreche es Ihnen«.

Der Konvoi brauchte sechs Tage, um Paris zu erreichen. Sechs Tage Reise auf verschneiten Straßen in der beißenden Kälte des Winters. Roux schlief wenig, gequält von dem Gedanken, sich der Kaiserin stellen zu müssen.

Endlich fuhren sie am Abend des 28. Februar in Paris ein. Die Kisten wurden direkt zum Tuileriens Schloss gebracht, in einen eigens vorbereiteten Flügel.

Tuilerienschloss, Paris, 2. März 1861

Die Öffnung der Kisten begann unter der Aufsicht von General Cousin de Montauban, Graf von Palikao, der gerade aus China zurückgekehrt war. Der General war äußerst schlechter Laune.

»Zwölf zerstörte Porzellanel«, donnerte er, während er Kiste dreiundzwanzig inspizierte. »Zwölf! Ist Ihnen das klar?«

»Ja, Herr General«, antwortete Roux in Hab-Acht-Stellung. »Der Sturm...«.

»Der Sturm! Immer dieselbe Ausrede! Man hatte Ihnen kaiserliche Schätze anvertraut! Und Sie haben sie zerbrechen lassen wie vulgäres Geschirr!«

»Herr General«, griff Oberst Dumas ein, »Roux hat alles in seiner Macht Stehende getan. Ich habe den Bericht von Kapitän Morand gelesen. Sie wären fast gesunken«.

Der General drehte sich zu ihm um, wütend.

»Gesunken oder nicht, diese Gegenstände sollten unversehrt ankommen!«

»Herr General«, wagte Roux, »wir haben zweiundsechzig Kisten von siebenundsechzig gerettet. Der Rest ist intakt«.

Der General fixierte ihn mit funkelnden Augen.

»Zweiundsechzig von siebenundsechzig? Sie glauben, die Kaiserin wird sich damit zufriedengeben? Sie erwartet eine vollständige Sammlung! Perfekt! Und Sie bringen ihr zerbrochene Stücke!«

Er drehte sich um und machte einige Schritte, um sich zu beruhigen.

»Wo sind die anderen beschädigten Kisten?«

Roux zeigte sie ihm. Die siebzehn mit ihren intakten Bronzen trotz einer zerbrochenen Planke. Die zweiunddreißig mit ihren durchnässten Seiden. Die fünfundvierzig und einundfünfzig mit ihren kleineren Schäden.

Montauban untersuchte jede Kiste schweigend. Schließlich seufzte er.

»Die Bronzen können gereinigt werden. Die Seiden auch, vielleicht. Aber die Porzellane... das ist ein unersetzlicher Verlust«.

Er wandte sich Roux zu.

»Sie haben die Scherben aufbewahrt?«

»Ja, Herr General. Alle«.

»Gut. Ich werde einen Restaurator kommen lassen. Wir werden sehen, was er tun kann«.

Ein Offizier trat ein und salutierte.

»Herr General, Ihre Majestät die Kaiserin wünscht die Gegenstände zu sehen. Sie wird in einer Stunde hier sein«.

Montauban richtete sich sofort auf.

»Eine Stunde! Schnell! Wir müssen die schönsten Stücke ausstellen! Oberst, lassen Sie Tische, Podeste bringen!«

Eine Raserei ergriff den Saal. Man öffnete die Kisten eine nach der anderen und holte vorsichtig die Gegenstände heraus. Die Cloisonné-Vasen, schimmernd in mehrfarbigen Emails. Die grünen und weißen Jade, durchscheinend wie Wasser. Die Ritualbronzen, bedeckt mit alter Patina. Die mit Drachen und Phönixen bestickten Seiden.

Roux handhabte jedes Stück mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Schuld. Diese Wunder waren ihrem Palast entrissen worden. Sie sollten dort sein, in China, nicht hier in einem Saal des Tuilerienschlosses.

Der berühmte Fotograf Eugène Disdéri kam mit seiner Ausrüstung.

»Stellen Sie die Keramiken hier auf. Die Bronzen dort. Und die Jade in der Mitte«.

Während er seine Kamera aufstellte, beobachtete Roux ihn. Diese Fotografien würden diesen Moment unsterblich machen. Sie würden als Beweis dienen.

»So«, sagte Disdéri zufrieden, nachdem er mehrere Aufnahmen gemacht hatte. »Wenn Sie jetzt die Vasen anders anordnen könnten...«.

Der General griff ein.

»Wir haben keine Zeit. Die Kaiserin kommt. Räumen Sie Ihre Ausrüstung weg«.

Disdéri gehorchte widerwillig. Einige Minuten später hörte man Geräusche im Korridor. Schritte, Stimmen. Dann öffnete sich die Tür.

»Ihre Majestät Kaiserin Eugénie!«

Alle traten in Hab-Acht-Stellung. Eugénie trat ein, begleitet von mehreren Hofdamen und Kammerherren. Sie trug ein seegrünes Seidenkleid, das mit ihrem kastanienbraunen Haar kontrastierte. Sie blieb auf der Schwelle stehen und betrachtete die im Saal ausgestellten Gegenstände. Ihr Gesicht blieb ausdruckslos, aber Roux glaubte, einen Schimmer von Staunen in ihren Augen zu sehen.

»General, kommen Sie näher«.

Montauban trat vor und verbeugte sich tief.

»Eure Majestät, ich habe die Ehre, Ihnen die Gegenstände zu präsentieren, die die Orientarmee Ihnen als Zeichen der Anerkennung anbieten wollte«.

Eugénie trat vor und untersuchte jeden Gegenstand. Sie blieb vor einer Cloisonné-Vase mit Drachendarstellung stehen.

»Sie sind großartig. Absolut großartig«.

»Diese Vase stammt aus der Zeit von Kaiser Qianlong, aus dem 18. Jahrhundert...«.

»Ich weiß, was sie sind, General. Ich habe chinesische Kunst studiert«.

Sie setzte ihre Inspektion fort, hielt bei jedem Stück an und stellte manchmal technische Fragen, die der General ehrerbietig beantwortete.

Schließlich kam sie vor die geöffnete Kiste mit den Scherben zerbrochener Porzellane.

»Was ist das?«

Der General warf Roux einen finsternen Blick zu.

»Eure Majestät, es gab einen... Zwischenfall während des Transports. Ein Sturm...«.

»Zerbrochene Ming-Porzellane. Wie viele?«

»Zwölf, Eure Majestät«.

»Wer war für den Transport verantwortlich?«

Roux trat vor und verbeugte sich.

»Ich, Eure Majestät. Leutnant Henri Roux, Artillerieoffizier«.

Eugénie fixierte ihn mit ihren grünen Augen, durchdringend wie Klingen.

»Erklären Sie sich«.

Roux schluckte.

»Eure Majestät, wir erlitten einen Sturm von außergewöhnlicher Heftigkeit im Indischen Ozean. Das Schiff rollte so stark, dass sich mehrere Kisten lösten trotz unserer Vorsichtsmaßnahmen. Wir haben alles uns Mögliche getan...«.

»Alles Ihre Mögliche war offensichtlich nicht ausreichend«.

»Eure Majestät«, griff Montauban ein, »der Kapitän des Schiffes hat bestätigt, dass der Sturm...«.

»Der Sturm ist mir egal, General! Diese Porzellane waren fünf Jahrhunderte alt. Sie hatten Kriege, Revolutionen, ganze Dynastien überlebt. Und dieser Mann lässt sie in wenigen Stunden zerbrechen!«

Roux spürte Wut in sich aufsteigen.

»Eure Majestät, diese Porzellane hätten China niemals verlassen sollen. Sie hatten ihren Platz im Palast. Wir haben sie entrissen. Wir haben sie gestohlen.«

Eine Totenstille legte sich über den Saal. Mehrere Offiziere rissen die Augen auf, entsetzt. Der General wurde rot vor Wut.

»Leutnant! Wie können Sie es wagen...«

Aber Eugénie hob eine Hand und brachte ihn zum Schweigen. Sie näherte sich Roux und fixierte ihn intensiv.

»Gestohlen, sagen Sie?«

»Ja, Eure Majestät. Gestohlen. Geplündert. Entrissen. Diese Gegenstände gehören uns nicht.«

»Sie gehören fortan Frankreich. Durch Eroberungsrecht.«

»Ist das Eroberungsrecht ein wirkliches Recht? Oder einfach das Recht des Stärkeren, verkleidet als Legalität?«

Montauban explodierte.

»Das reicht! Sie sind verhaftet! Wachen!«

»Nein. Lassen Sie ihn sprechen. Fahren Sie fort. Sagen Sie mir, was Sie wirklich denken.«

Roux zögerte. Es war ein entscheidender Moment. Er konnte schweigen, sich entschuldigen, seine Karriere retten. Oder er konnte die Wahrheit sagen.

Er dachte an Kapitän Morand. An seine Worte: »Bezeugen Sie es. Sagen Sie die Wahrheit.«

»Eure Majestät, ich war dort. Ich habe den Palast vor seiner Zerstörung gesehen. Es war... unbeschreiblich. Ein Wunder. Und wir haben ihn geplündert. Wir haben seine Säle geleert wie Diebe. Wir haben uns untereinander um die wertvollsten Stücke gestritten. Ich habe Soldaten gesehen, die Möbel zerbrachen, um die Steine herauszuholen. Ich habe chinesische Kulis gesehen, die die Plünderung nach unserem Durchgang vollendeten. Und dann haben die Engländer alles angezündet. Alles. Die

Bibliotheken, die Archive, die Pavillons. Jahrtausendealte Schätze zu Asche verwandelt«.

Er fuhr mit leiserer Stimme fort.

»Diese Gegenstände, die hier sind, sind alles, was übrig bleibt. Alles, was von einem außergewöhnlichen Palast übrig bleibt. Und wir haben ihn zerstört. Aus Stolz. Aus Gier. Aus Barbarei«.

Das Schweigen war total. Eugénie fixierte ihn weiterhin.

»Sie glauben, wir sind Barbaren?«

»Ich glaube, wir haben uns wie Barbaren verhalten. Ja«.

Eugénie wandte sich ab und machte einige Schritte. Als sie sich umdrehte, hatte sich ihr Gesicht erweicht.

»Sie haben Mut. Oder Unbedachtheit. Vielleicht beides«.

Sie näherte sich einem Tisch, auf dem eine weiße Jade in Drachenform lag.

»Sie glauben, ich wüsste nicht, woher diese Gegenstände kommen? Sie glauben, ich wüsste nicht, was in China geschehen ist?«

»Ich... ich weiß es nicht«.

»Ich weiß, was Lord Elgin getan hat. Ich weiß, dass Baron Gros sich dagegen gewehrt hat. Ich weiß, dass General Cousin de Montauban sich geweigert hat, am Brand teilzunehmen«.

Sie streichelte die Jade.

»Ich weiß auch, dass diese Gegenstände das Ergebnis einer Plünderung sind. Sie sind nicht der Erste, der mir das sagt. Victor Hugo selbst hat mir einen scharfen Brief geschrieben«.

»Victor Hugo?«

»Ja. Aus seinem Exil in Guernsey scheut er nie davor zurück, das anzuprangern, was er die Barbarei der zivilisierten Eroberer nennt. Ich fürchte, dass er mir eines Tages persönlich schreiben wird, um es mir ins Gesicht zu sagen«.

Sie wandte sich ihm zu.

»Aber was wollen Sie, dass ich tue? Dass ich diese Gegenstände nach China zurückschicke? Die Armee hat sie mir angeboten. Wenn ich dieses Geschenk ablehne, desavouiere ich die ganze Expedition. Beschmutze ich die Ehre unserer Soldaten«.

»Die Ehre? Welche Ehre gibt es darin, einen Palast zu plündern?« Eugénie seufzte.

»Sie sind jung. Sie sehen die Welt in Schwarz und Weiß. Aber die kaiserliche Politik besteht aus Grautönen. Aus Kompromissen. Aus Notwendigkeiten«.

Sie machte eine Geste, die alle Gegenstände umfasste.

»Diese Gegenstände werden in Frankreich bleiben. Sie werden in Fontainebleau ausgestellt werden, in einem Museum, das ich schaffen werde. Einem chinesischen Museum. Wo die Menschen sie bewundern, sie studieren können. Ist das nicht besser, als sie in den Ruinen eines verbrannten Palastes verrotten zu lassen?«

»Die Engländer haben den Palast verbrannt. Nicht die Chinesen«.

»Ich weiß. Und ich bedauere es. Aber das Unheil ist geschehen. Der Palast existiert nicht mehr. Diese Gegenstände sind alles, was davon übrig bleibt. Und sie werden hier bleiben, in Frankreich, wo sie bewahrt werden«.

Roux wollte protestieren, aber Eugénie hob die Hand.

»Ich gebe Ihre Skrupel zu. Ich respektiere sie sogar. Aber verstehen Sie meine Position. Ich bin die Kaiserin von Frankreich. Meine Pflicht gilt Frankreich, nicht China«.

Sie wandte sich Montauban zu.

»General, wie lange wird es dauern, all dies nach Fontainebleau zu überführen?«

»Eine Woche. Die Zeit, alles zu verpacken und die Säle vorzubereiten«.

»Tun Sie es. Und engagieren Sie den besten Restaurator, den Sie finden können, für die zerbrochenen Porzellane. Ich will, dass sie repariert werden, selbst unvollkommen«.

Sie warf Roux einen letzten Blick zu.

»Was Sie betrifft, Sie sind nicht verhaftet. Im Gegenteil. Ich will, dass Sie die Installation der Gegenstände in Fontainebleau überwachen. Sie haben sie seit China begleitet, Sie werden sie bis zu ihrem endgültigen Bestimmungsort begleiten«.

»Aber...«.

»Das ist ein Befehl. Und vielleicht eine Strafe. Oder eine Belohnung. Ich weiß es nicht. Sie werden Zeit genug haben darüber nachzudenken, während Sie mein chinesisches Museum organisieren«.

Mit diesen Worten verließ sie den Saal. Sobald sie weg war, wandte sich der General wütend an Roux.

»Sie sind ein Idiot! Sie haben Glück, dass die Kaiserin Nachsicht hat!«

»Ich habe nur die Wahrheit gesagt«.

»Die Wahrheit! Was hat die Wahrheit damit zu tun? Wir sind in der Politik! Die Wahrheit ist, was der Kaiser als solche bestimmt!«

»Die Wahrheit existiert unabhängig davon, was der Kaiser bestimmt«.

Montauban fixierte ihn, dann schüttelte er den Kopf.

»Sie sind unmöglich. Gehen Sie. Bereiten Sie sich auf Fontainebleau vor. Und versuchen Sie diesmal, nichts zu zerbrechen«.

Schloss Fontainebleau, 12. März 1861

Das Schloss Fontainebleau erhob sich majestätisch in der Märzkalte. Roux war drei Tage zuvor angekommen, um die

Vorbereitung der Säle zu überwachen, die das chinesische Museum aufnehmen würden.

Die Kaiserin hatte das Erdgeschoss des Großen Pavillons gewählt. Vier geräumige Säle sollten in ein Museum verwandelt werden: ein Vorzimmer, ein großer Salon, manchmal »Seesalon« genannt, eine Salon-Galerie und ein Lackkabinett.

Roux stand im großen Salon in Begleitung des kaiserlichen Architekten, Monsieur Lefuel, und des Dekorateurs, Monsieur Rousseau.

»Die Kaiserin wünscht eine Dekoration, die die Gegenstände hervorhebt, ohne sie zu erdrücken«, erklärte Lefuel. »Karmesinrote Wandbehänge, vergoldete Vertäfelungen, aber in einem schlichten Stil«.

»Vitrinen für die zerbrechlichsten Stücke«, fügte Rousseau hinzu.

»Und Eckregale für die Porzellane«.

Roux hörte mit halbem Ohr zu. Er dachte an die Gegenstände, die bald diese Säle füllen würden.

»Leutnant? Hören Sie mir zu?«

Roux zuckte zusammen.

»Verzeihen Sie. Ich war... woanders«.

»Ich sagte, dass der große Salon die Hauptstücke präsentieren wird: die Cloisonné-Vasen, die große tibetische Stupa, die Ritualbronzen«.

»Die Stupa. Sie meinen die Stupa aus vergoldetem Messing mit den Türkisen?«

»Genau. Es ist ein beeindruckendes Stück. Es wird das Herzstück des Salons sein«.

Roux erinnerte sich an diese Stupa. Er hatte sie im Palast gesehen, in einem Tempel. Mönche beteten davor. Es war ein heiliger Gegenstand. Und jetzt würde es ein dekoratives Stück werden.

»Und das Lackkabinett?«

»Das Kabinett wird den wertvollsten Stücken gewidmet sein. Den Jaden, den Bergkristallen, dem Schmuck. Wir werden dort auch chinesische Lackpaneele aus dem 18. Jahrhundert für die Wände installieren«.

»Lackpaneele? Woher kommen sie?«

»Aus der persönlichen Sammlung der Kaiserin. Sie stammen von alten Paravents«.

»Also ebenfalls Gegenstände, die China gestohlen wurden«.

Lefuel runzelte die Stirn.

»Wie bitte?«

»Nichts. Fahren Sie fort«.

In den folgenden Tagen überwachte Roux die Installation der Möbel und Vitrinen. Handwerker arbeiteten Tag und Nacht, damit alles bereit war, bevor die Gegenstände ankamen.

Restaurierungswerkstatt, 15. März 1861

An einem Nachmittag, während er die Arbeiten inspizierte, trat ein älterer Mann mit einer Aktentasche ein.

»Leutnant Roux? Ich bin Meister Dubois, Restaurator. Die Kaiserin hat mich beauftragt, die zerbrochenen Porzellane zu untersuchen«.

Roux führte ihn in einen angrenzenden Raum, wo die Kisten gelagert worden waren. Er öffnete Kiste dreiundzwanzig.

Meister Dubois untersuchte die Scherben, drehte sie in seinen Händen, hielt sie ans Licht. Es war ein Mann mit einem Gesicht, das von Jahrzehnten über zerbrechlichen Gegenständen gezeichnet war. Seine Finger, knotig, aber präzise, hantierten die Fragmente mit unendlicher Zartheit.

»Hmm. Ming-Porzellane, Xuande-Periode, wenn ich mich nicht irre. 15. Jahrhundert«.

»Können Sie sie restaurieren?«

Dubois schüttelte langsam den Kopf.

»Sie restaurieren, nein. Sie zusammenkleben, vielleicht. Aber sie werden niemals ihren ursprünglichen Zustand wiedererlangen. Und ihr Wert wird beträchtlich gemindert sein«.

»Die Kaiserin will, dass sie repariert werden«.

»Ich werde mein Bestes tun. Aber es wird sichtbar sein. Die Brüche werden erkennbar bleiben. Und mehrere Stücke fehlen«.

»Stücke fehlen?«

»Ja. Sehen Sie sich dieses Porzellan an«.

Dubois hob vorsichtig die Fragmente einer großen blau-weißen Schale hoch. Er legte sie auf dem Tisch aus wie ein unvollständiges Puzzle.

»Es fehlen mindestens drei Fragmente. Wahrscheinlich während des Sturms verloren, aus der Kiste geschleudert«.

Roux beugte sich vor. Dubois hatte recht. Die Teile fügten sich nicht vollständig zusammen. Lücken erschienen im Muster.

»Was können Sie ohne diese Fragmente tun?«

»Die allgemeine Form rekonstruieren. Aber die fehlenden Teile werden leer bleiben. Es sei denn, Sie wollen, dass ich sie mit einer Mischung und Farbe fülle. Ich könnte das Muster nachbilden, die Glasur imitieren. Von weitem würde niemand den Unterschied sehen«.

Roux betrachtete die auf dem Tisch ausgelegten Scherben. Die Idee, sie zu fälschen, eine Illusion von Vollständigkeit zu schaffen, widerte ihn plötzlich an.

»Nein. Keine Fälschungen. Wenn sie zerbrochen bleiben müssen, sollen sie zerbrochen bleiben. Zumindest wird es ehrlich sein«.

Dubois hob überrascht die Augen.

»Das ist ungewöhnlich. Die meisten Sammler bevorzugen ein schönes Aussehen gegenüber der Authentizität. Sie wollen, dass

ihre Stücke perfekt aussehen, selbst wenn diese Perfektion vorgetäuscht ist«.

»Ich bin kein Sammler. Ich bin nur ein Mann, der versucht, nicht die Lüge zum Diebstahl hinzuzufügen«.

Der Restaurator betrachtete ihn lange, dann nickte er mit einem Ausdruck, der Respekt glich.

»Wissen Sie, in der japanischen Tradition praktizieren sie Kintsugi. Das ist eine Technik zur Reparatur zerbrochener Keramiken«.

»Ich kenne sie nicht«.

»Wenn eine Keramik zerbricht, kleben sie die Stücke mit Lack zusammen, der mit Goldpulver gemischt ist. Die Risse werden golden, sichtbar, angenommen. Sie werden nicht versteckt, sondern verherrlicht«.

Dubois streichelte mit dem Finger einen der Risse.

»Warum tun sie das? Weil der Bruch Teil der Geschichte des Gegenstands ist. Ihn zu verstecken würde bedeuten, seine Vergangenheit zu leugnen. Indem sie ihn golden machen, verwandeln sie ihn in etwas Schönes. Eine Narbe, die zum Schmuck wird«.

Roux näherte sich dem Tisch, auf dem die Fragmente der zwölf Porzellane aufgereiht waren, die untersucht wurden.

»Die Kaiserin wollte, dass Sie sie reparieren. Aber vielleicht irrt sie sich. Vielleicht sollten wir sie zerbrochen lassen«.

»Um Ihr Versagen zu zeigen?«

»Um die Wahrheit zu zeigen. Diese Gegenstände wurden ihrem Palast entrissen, über Tausende von Kilometern transportiert, in einem Sturm umhergeworfen. Sie tragen die Stigmata dieser Reise. Sie auszulöschen würde bedeuten, die Geschichte auszulöschen«.

Dubois begann, die Fragmente zu sortieren und trennte die, die zu jedem Porzellan gehörten.

»Sie bringen mich in eine heikle Position, Leutnant. Ich habe den Befehl erhalten, sie nach besten Kräften zu restaurieren. Die Kaiserin erwartet Ergebnisse«.

»Restaurieren Sie sie. Aber wie Sie sagten: Stehen Sie zu den Rissen. Lassen Sie sie sichtbar. Man soll sehen, was ihnen widerfahren ist«.

Der Restaurator lächelte, ein müdes, aber komplizenhaftes Lächeln.

»Wissen Sie, dass manche Sammler mir ein Vermögen zahlen würden, damit ich diese Brüche perfekt verberge? Sie wollen die Illusion von Perfektion. Ein »von Dubois restauriertes« Ming-Porzellan, bei dem man nicht sehen kann, wo die Brüche waren, ist doppelt so viel auf dem Markt wert«.

»Die Kaiserin ist keine gewöhnliche Sammlerin«.

»Nein, in der Tat. Sie ist gebildet, sensibel. Vielleicht wird sie verstehen, was Sie zu tun versuchen«.

Dubois nahm eines der Fragmente und hielt es ans Licht, das durch das Fenster hereinkam. Das Kobaltblau leuchtete, tief und rein.

»Sehen Sie dieses Blau. Sehen Sie, wie es zu vibrieren scheint? Das ist Samarkand-Blau, importiert über die Seidenstraße. Die Ming-Handwerker mischten dieses Kobalt mit anderen lokalen Mineralien, um genau diesen Farbton zu erhalten. Es ist ein Blau, das man heute nicht mehr herstellen kann. Die Formel ist verloren gegangen«.

Er legte das Fragment vorsichtig ab.

»Diese Porzellane sind über vierhundert Jahre alt. Sie wurden unter der Herrschaft von Kaiser Xuande hergestellt, einem der größten Mäzene der chinesischen Geschichte. Sie haben den Fall der Ming-Dynastie überlebt, die Ankunft der Qing, Jahrhunderte von Kriegen und Umwälzungen. Und jetzt...«.

»Und jetzt sind sie in einem französischen Schloss zerbrochen«, beendete Roux bitter.

»Ja. Aber zumindest existieren sie noch«.

Dubois begann Skizzen zu machen und notierte, wie die Fragmente zusammenpassten, wo sich die Fehlstellen befanden.

»Es wird etwa drei Wochen dauern. Ich werde hier in dieser Werkstatt arbeiten. Sie können kommen und zusehen, wenn Sie möchten«.

»Ich werde kommen. Ich würde gerne sehen, wie Sie vorgehen«.

»Gut. Aber ich muss Sie warnen: Es wird schwer anzusehen sein. Zerbrochene Porzellane zusammenzukleben ist wie... es ist, als würde man versuchen, etwas grundlegend Kaputtes zu reparieren. Man kann das Aussehen verbessern, aber die ursprüngliche Integrität ist für immer verloren«.

Roux nickte. Er verstand, was Dubois nicht explizit sagte: Diese Porzellane waren eine Metapher. Sie repräsentierten die Beziehung zwischen Frankreich und China, zerbrochen durch Gewalt und Plünderung. Man konnte die Stücke zusammenkleben, eine Illusion von Reparatur schaffen, aber der ursprüngliche Bruch würde immer sichtbar bleiben.

»Meister Dubois, darf ich Ihnen eine persönliche Frage stellen?«

»Gewiss«.

»Was denken Sie über all dies? Über die Plünderung, diese Gegenstände, dieses Museum, das wir schaffen?«

Der Restaurator legte seine Werkzeuge ab und sah Roux in die Augen.

»Sie wollen wirklich wissen?«

»Ja«.

»Ich denke, es ist eine Tragödie. Eine komplexe Tragödie, ohne wirkliche Schuldige oder Unschuldige. Die Soldaten, die den Palast plünderten, gehorchten Befehlen. Die Offiziere, die die Aufteilung organisierten, folgten militärischen Vorschriften. Die Kaiserin, die diese Gegenstände annimmt, entspricht den Erwartungen ihrer Rolle. Und doch ist das Ergebnis dasselbe:

Ein unersetzliches kulturelles Erbe wurde aus seinem ursprünglichen Kontext gerissen«.

Er machte eine Geste zu den Porzellanfragmenten.

»Aber hier ist die Sache: Diese Gegenstände existieren jetzt. Sie sind hier, in Frankreich. Wir können die Geschichte nicht rückgängig machen. Die einzige Frage, die bleibt, ist: Was tun wir jetzt? Verstecken wir sie aus Scham? Zerstören wir sie aus Reue? Oder bewahren wir sie so gut wie möglich auf, dabei die Tragödie ihrer Erwerbung im Gedächtnis behaltend?«

»Und Sie, was würden Sie tun?«

»Was ich immer tue: meine Arbeit als Restaurator. Ich repariere, was repariert werden kann, ich bewahre, was übrig bleibt. Aber ich vergesse nie, woher die Gegenstände kommen. Und wenn ich kann, wie heute, lasse ich die Narben sichtbar. Damit niemand behaupten kann, es habe nie eine Verletzung gegeben«.

In den folgenden Tagen kam Roux regelmäßig, um Dubois bei der Arbeit zuzusehen. Der Restaurator war in einer von natürlichem Licht durchfluteten Werkstatt eingerichtet, umgeben von seinen Werkzeugen: tierische Leime, Pinsel aller Größen, Lupen, kleine Zangen, Schleifpapier von äußerster Feinheit.

Der Prozess war faszinierend und schmerzhaft zugleich. Dubois begann damit, jedes Fragment zu reinigen, Staub, Schmutz, Reste des Meerwassers zu entfernen, das während des Sturms in die Kiste eingedrungen war. Dann setzte er die Teile wie ein Puzzle zusammen, testete jede Kombination, suchte, wie die Stücke zusammenpassten.

»Das Schwierigste«, erklärte er Roux, »ist es, der Versuchung zu widerstehen, etwas zu erzwingen. Wenn ein Fragment nicht perfekt passt, ist der Instinkt, es zu drücken, zu pressen. Aber das kann neue Risse verursachen. Man muss geduldig sein, die Teile sich selbst offenbaren lassen«.

Für das erste Porzellan, eine große blau-weiße Schale mit Drachen und Wolken verziert, brauchte Dubois vier Tage nur, um alle verfügbaren Fragmente zusammenzusetzen. Als er fertig war, war die Schale rekonstruiert, aber drei große Bereiche blieben leer. Die fehlenden Stücke schufen Löcher im Muster, wie Fenster, die ins Nichts geöffnet waren.

»Da«, sagte Dubois und trat zurück. »Das ist das Beste, was ich ohne Fälschung tun kann«.

Roux betrachtete das restaurierte Porzellan. Die Klebelinien waren sichtbar und bildeten ein Netz silberner Risse. Die fehlenden Bereiche unterbrachen die Drachen brutal und ließen sie unvollständig. Es war schön und traurig zugleich.

»Es sieht aus wie eine Karte«, murmelte er.

»Eine Karte seiner Zerstörung, ja. Jede Linie erzählt einen Aufprall, einen Fall, eine Gewalttat. Es ist die Geschichte seiner Reise, in die Keramik selbst eingeschrieben«.

»Wird die Kaiserin dies akzeptieren?«

»Ich weiß es nicht. Aber es ist ehrlich. Und manchmal ist Ehrlichkeit wertvoller als Schönheit«.

Die Wochen vergingen. Dubois beendete die Restaurierung der zwölf Porzellane. Einige waren fast vollständig, mit nur wenigen sichtbaren Rissen. Andere, wie die große Drachenschale, blieben offensichtlich unvollständig, mit breiten leeren Bereichen.

Am letzten Tag, als alle Gegenstände fertig waren, reihte Dubois sie auf einem langen Tisch auf. Roux betrachtete sie lange.

»Sie sind jetzt anders«.

»Ja. Sie haben eine neue Geschichte erworben. Die Geschichte ihres Bruchs und ihrer Reparatur. Sie sind nicht mehr dieselben Gegenstände, die sich im kaiserlichen Palast befanden«.

»Nimmt ihnen das den Wert?«

»Das hängt davon ab, was man unter Wert versteht. Ihr Marktwert? Sicherlich. Ein Sammler wird viel weniger für ein

zerbrochenes und restauriertes Porzellan zahlen als für ein intaktes. Aber ihr historischer Wert? Ihr Wert als Zeugnis? Vielleicht ist der gestiegen«.

Dubois räumte seine Werkzeuge weg.

»Wissen Sie, Leutnant, in meiner ganzen Karriere ist es das erste Mal, dass man mich bittet, die Narben sichtbar zu lassen. Normalerweise will man, dass ich jede Spur von Schaden auslösche. Aber ich denke, Sie haben recht. Diese Porzellane müssen die Spuren dessen tragen, was ihnen widerfahren ist. Sie müssen Zeugnis ablegen«.

»Zeugnis wovon?«

»Von der Zerbrechlichkeit. Von der Gewalt. Von der Tragödie der Plünderung. Und vielleicht auch von der Möglichkeit der Reparatur, selbst wenn sie unvollkommen ist«.

Paris, Galerie Lemer cier, Rue de Provence, 20. März 1861

Roux hatte ein paar Stunden Urlaub erhalten. Anstatt in Fontainebleau zu bleiben, hatte er den Zug nach Paris genommen. Etwas trieb ihn dazu, zu verstehen, was mit den anderen aus dem Palast geplünderten Gegenständen geschah, jenen, die nicht in den für die Kaiserin bestimmten Kisten gelandet waren.

Er hatte von Siegfried Lemer cier gehört, einem Kunsthändler, der auf asiatische Gegenstände spezialisiert war. Seine Galerie in der Rue de Provence war für die Qualität ihrer Stücke bekannt.

Als Roux eintrat, klingelte ein Glöckchen. Das Innere der Galerie war eine Höhle von Ali Baba: Chinesisches Porzellan stand neben japanischen Drucken, thailändische Bronzen neben birmanischen Jaden. Alles war mit exquisitem Geschmack angeordnet, beleuchtet vom natürlichen Licht, das durch große Fenster hereinkam.

Siegfried Lemer cier war ein schlanker, eleganter Mann mit einer Stahlbrille und einem sorgfältig gestutzten kleinen Bart. Er

untersuchte mit einer Lupe eine kleine Jade, die ihm ein diskreter Kunde präsentierte. Der Mann trug einen Zivilanzug, hatte aber die charakteristische militärische Haltung.

»Qing-Dynastie«, bestätigte Lemercier. »Außergewöhnliche Arbeit. Herkunft?«

»Der Sommerpalast. Ich war dort«.

»Wie so viele andere«.

Lemercier legte die Jade ab und notierte eine Zahl auf einem Papier, das er seinem Gesprächspartner zuschob. Der Mann wurde bleich.

»Das ist alles?«

»Der Markt ist gesättigt, mein Lieber. Ganz Paris verkauft »authentische Schätze aus dem Sommerpalast«. Die Hälfte sind Fälschungen, die andere Hälfte hat keine überprüfbare Herkunft«.

»Aber dieser ist authentisch! Ich war dort! Ich habe ihn selbst genommen in...«.

»Ich zweifle nicht an Ihrer Geschichte. Aber beweisen Sie es. Haben Sie ein Zertifikat? Ein Dokument, das bescheinigt, dass Sie tatsächlich bei der China-Expedition waren? Ein Zeugnis eines höheren Offiziers?«

Der Mann zögerte.

»Nein, aber...«.

»Für mich und für meine Kunden könnte diese Jade von überall herkommen. Vielleicht vom Sommerpalast, vielleicht von einer Pekinger Werkstatt, die Kopien für europäische Touristen herstellt. Ohne dokumentierte Herkunft kann ich die Authentizität nicht garantieren. Und ohne Garantie fällt der Preis«.

Der Mann nahm seine Jade zurück, sichtlich enttäuscht und frustriert.

»Das ist Diebstahl! Ich habe dort mein Leben riskiert!«

»Nein, mein Herr. Der Diebstahl ist das, was Sie im Sommerpalast getan haben. Was ich tue, ist Handel«.

Der Mann ging hinaus und schlug die Tür zu. Lemer cier seufzte und wandte sich Roux zu, den er zum ersten Mal bemerkte.

»Verzeihen Sie. Der Tag war lang. Kann ich Ihnen helfen?«

»Ich bin nicht sicher. Sie kaufen Gegenstände aus dem Sommerpalast?«

Lemer cier musterte ihn aufmerksam. Die militärische Haltung, die Uniform unter dem schlecht geschlossenen Zivilmantel, der zugleich neugierige und unbehagliche Blick.

»Sie kaufen oder verkaufen?«

»Weder noch. Ich wollte sehen«.

»Sehen was?«

»Was mit den Gegenständen geschieht, die nicht in Fontainebleau gelandet sind«.

Lemer cier lächelte, ein zugleich amüsiertes und müdes Lächeln.

»Ah. Sie sind einer dieser Offiziere mit Gewissensbissen. Es werden immer mehr. Setzen Sie sich. Ich werde es Ihnen zeigen«.

Roux setzte sich. Lemer cier holte ein großes ledergebundenes Register und öffnete es auf dem Tresen.

»Schauen Sie. Seit Oktober 1860 habe ich dreiundsiebzig Gegenstände gekauft, die angeblich aus dem Sommerpalast stammen. Dreiundsiebzig. Und ich bin nur ein Händler unter Dutzenden in Paris. Stellen Sie sich die Gesamtzahl vor«.

Roux blätterte durch das Register. Jeder Eintrag beschrieb einen Gegenstand: Beschreibung, vermutete Herkunft, Name des Verkäufers, Kaufpreis.

»Sie haben die Namen der Verkäufer...«.

»Ja. Die meisten sind Soldaten oder Offiziere der Expedition. Einige sind Matrosen, ein paar sind chinesische Kulis, die den Truppen gefolgt sind. Alle haben dieselbe Geschichte: Sie haben

diese Gegenstände »gefunden«, sie haben diese Schätze vor der Zerstörung »gerettet«.

»Und Sie kaufen sie?«

»Das ist mein Beruf. Ich urteile nicht. Ich frage nicht, wie sie diese Gegenstände erhalten haben. Was mich interessiert, ist ihre Authentizität und ihre Qualität.«

Lemercier schloss das Register.

»Aber seien wir ehrlich, Leutnant... es ist Leutnant, nicht wahr?«

»Leutnant Henri Roux.«

»Leutnant Roux. Seien wir ehrlich. Die meisten dieser Gegenstände wurden gestohlen. Nicht »nach den Kriegsregeln requiriert« oder »vor der Zerstörung gerettet«. Gestohlen. Schlicht und einfach. Soldaten sind in einen Palast eingedrungen, haben genommen, was ihnen gefiel, und verkaufen es jetzt für ein paar hundert Francs.«

»Stört Sie das nicht?«

»Natürlich stört es mich! Ich bin kein Monster. Aber was wollen Sie, dass ich tue? Wenn ich sie nicht kaufe, wird es jemand anderes tun. Zumindest ich Sorge dafür, dass sie bei seriösen Sammlern landen, die sie bewahren werden.«

Lemercier stand auf und machte ein paar Schritte in der Galerie.

»Kommen Sie, ich zeige Ihnen etwas.«

Er führte Roux zu einer Vitrine am Ende der Galerie. Darin befanden sich drei blau-weiße Porzellane, offensichtlich alt und von sehr hoher Qualität.

»Sehen Sie sich diese Stücke an. Ming-Periode, 15. Jahrhundert. Sie stammen laut meinem Verkäufer, einem Infanteriesergeanten, aus dem Sommerpalast. Er hat sie in einem der Säle des Palastes genommen, sie in seine Decke eingewickelt und in seinem Rucksack nach Frankreich gebracht.«

»Und Sie haben sie gekauft.«

»Ich habe sie gekauft. Fünfhundert Francs für alle drei. Ein Spottpreis. Der Sergeant kannte sich mit chinesischer Kunst nicht aus. Er dachte, sie wären höchstens fünfzig Francs wert. Ich hätte sie für hundert Francs haben können, aber ich wollte fair sein«.

»Fair«, wiederholte Roux.

»Ja, fair. Und jetzt sind diese Porzellane hier, in meiner Galerie. Ich werde sie an einen Sammler verkaufen, wahrscheinlich für drei- oder viertausend Francs. Dieser Sammler wird sie sorgfältig aufbewahren, sie studieren, sie vielleicht für Ausstellungen ausleihen. Sie werden bewahrt, geschätzt, an zukünftige Generationen weitergegeben«.

»Sie hätten in China bleiben sollen«.

»Natürlich hätten sie in China bleiben sollen! Aber sie sind nicht mehr in China. Der Palast ist zerstört. Diese Porzellane können nicht dorthin zurückkehren. Was tun wir? Zerstören wir sie aus Reue? Verstecken wir sie in einem Keller? Oder akzeptieren wir die Realität und sorgen dafür, dass sie zumindest gut behandelt werden?«

Roux antwortete nicht. Er betrachtete die Porzellane, so ähnlich denen, die er transportiert hatte.

»Wie viele Gegenstände aus dem Sommerpalast glauben Sie, gibt es jetzt in Paris?«, fragte er schließlich.

»Tausende. Vielleicht Zehntausende. In Galerien, bei privaten Sammlern, auf den Dachböden von Soldaten, die nicht wissen, was sie besitzen. Ganz zu schweigen von dem, was in England, Russland, Deutschland ist. Die Plünderung war nicht nur eine französische Tat, wissen Sie«.

Lemercier kehrte hinter seinen Tresen zurück.

»Wissen Sie, was mich wirklich betrübt? Es ist nicht so sehr, dass diese Gegenstände gestohlen wurden. Es ist, dass sie zerstreut wurden. Eine kaiserliche Sammlung, deren Zusammenstellung Jahrhunderte gedauert hatte, die eine Kohärenz, eine Logik hatte,

wurde in alle Winde verstreut. Die Gegenstände haben ihren Kontext verloren. Eine Vase, die in einem bestimmten Salon stand, neben anderen bestimmten Stücken, ein harmonisches Ensemble schaffend, findet sich jetzt isoliert in einer Pariser Vitrine wieder. Ihr Sinn ging verloren«.

»Das Museum in Fontainebleau versucht, etwas zu rekonstruieren...«.

»Ein Ersatz. Eine Simulation. Es wird niemals das sein, was der Sommerpalast war. Wie könnte es?«

Roux ging zum Ausgang, dann drehte er sich um.

»Sie sagten, dass viele Offiziere mit Gewissensbissen zu Ihnen kommen. Was sagen Sie ihnen?«

»Die Wahrheit. Dass getan ist, was getan ist. Dass sie die Vergangenheit nicht ändern können. Aber dass sie zumindest sicherstellen können, dass die Gegenstände, die sie genommen haben, gut behandelt werden. Es ist ein kleiner Trost, ich weiß. Aber es ist besser als nichts«.

»Das ist nicht genug«.

»Nein, es ist nicht genug. Aber es ist alles, was wir haben«.

Tuileriens Schloss, privates Kabinett der Kaiserin, 25. November 1861

Eugénie las und las wieder den Brief, den ihr Sekretär ihr gerade überreicht hatte. Die Handschrift war die von Victor Hugo, unverkennbar. Groß, emphatisch, fast theatralisch. Der Brief war aus Hauteville House in Guernsey geschrieben worden, wo der Dichter seit seiner Opposition gegen den Staatsstreich Napoleons III. im Exil lebte.

Sie kannte Hugo. Sie hatte ihn sogar bewundert, vor dem Exil, bevor die Politik sie trennte. Und jetzt, von seinem Felsen in Guernsey aus, fuhr er fort, sie und ihren Ehemann mit unerbittlicher Beständigkeit zu kritisieren.

Dieser Brief war anders als die anderen. Persönlicher. Verletzender.

»Madame,

Man sagt mir, dass Sie ein »Chinesisches Museum« in Fontainebleau geschaffen haben, um die von der China-Expedition mitgebrachten Gegenstände auszustellen. Man sagt mir, dass Sie diese Gegenstände als Geschenke der Armee betrachten, als Zeugnisse der Größe Frankreichs.

Erlauben Sie mir, Ihnen mit dem Respekt, der Ihrem Rang gebührt, aber auch mit der Offenheit, die ich meinem Gewissen schulde, zu sagen, was ich über diese »Geschenke« denke.

Es gab in einem Winkel der Welt ein Weltwunder; dieses Wunder hieß Sommerpalast. Die Kunst hat zwei Prinzipien, die Idee, die die europäische Kunst hervorbringt, und die Chimäre, die die orientalische Kunst hervorbringt. Der Sommerpalast war für die fantastische Kunst, was das Parthenon für die ideale Kunst ist.

Bauen Sie einen Traum aus Marmor, Jade, Bronze, Porzellan, zimmern Sie ihn aus Zedernholz, bedecken Sie ihn mit Edelsteinen, drapieren Sie ihn mit Seide, machen Sie hier ein Heiligtum, dort einen Harem, dort eine Zitadelle, setzen Sie Götter hinein, setzen Sie Monster hinein, lackieren Sie ihn, emaillieren Sie ihn, vergolden Sie ihn, schminken Sie ihn, lassen Sie Architekten, die Dichter sind, die tausendeins Träume aus Tausendundeiner Nacht bauen, fügen Sie Gärten hinzu, Becken, sprudelndes Wasser und Schaum, Schwäne, Ibis, Pfauen, stellen Sie sich kurz eine Art blendende Höhle der menschlichen Fantasie vor, die die Gestalt eines Tempels und eines Palastes hat, das war dieses Monument.

Eines Tages sind zwei Banditen in den Sommerpalast eingedrungen. Der eine hat geplündert, der andere hat angezündet. Der Sieg kann ein Dieb sein, wie es scheint. Eine großangelegte Verwüstung des Sommerpalastes geschah zur Hälfte zwischen den beiden Siegern. Man sieht darin den Namen

Elgin vermischt, der die verhängnisvolle Eigenschaft hat, an das Parthenon zu erinnern.

Was das Parthenon getan hatte, hatte der Sommerpalast getan. Alles, was die Vorstellungskraft eines fast übermenschlichen Volkes hervorbringen kann, war dort. Es war nicht, wie das Parthenon, ein seltenes und einzigartiges Werk; es war eine Art enormes Modell der Chimäre, wenn die Chimäre ein Modell haben kann.

Stellen Sie sich irgendeinen unaussprechlichen Bau vor, etwas wie ein Mondgebäude, und Sie werden den Sommerpalast haben. Und all das existiert nicht mehr.

Wir Europäer sind die Zivilisierten, und für uns sind die Chinesen die Barbaren. Das hat die Zivilisation der Barbarei angetan.

Die Geschichte wird die Namen dieser beiden Banditen festhalten. Der eine heißt Frankreich, der andere heißt England. Aber ich hoffe, dass eines Tages kommt, an dem Frankreich, befreit und gereinigt, diese Beute an das ausgeplünderte China zurückgeben wird.

So ist der Diebstahl, den der eine der beiden Sieger begangen hat und den der andere gebilligt hat. Wir bewundern heute diese »Schätze« in Ihrem Museum. Aber wissen Sie, woher sie kommen? Vom Diebstahl. Wissen Sie, wo sie sein sollten? In China.

Ich habe die Ehre zu sein, Madame, Ihr respektvoller Diener,
Victor Hugo«

Eugénie legte den Brief nieder. Ihre Hände zitterten leicht. Sie stand auf und ging zum Fenster, sah ohne zu sehen auf die Gärten der Tuilerien, wo Spaziergänger im abnehmenden Novemberlicht umherwanderten.

Ihre Hofdame, die Herzogin von Malakoff, wartete in einer Ecke des Kabinetts und stickte schweigend. Sie hatte die Unruhe der Kaiserin wahrgenommen.

»Eure Majestät ist verärgert?«

Eugénie drehte sich um.

»Madame de Malakoff, lesen Sie dies«.

Sie reichte ihr den Brief. Die Herzogin las die Zeilen, ihr Gesicht schloss sich nach und nach. Als sie fertig war, legte sie den Brief mit einer abrupten Bewegung ab.

»Das ist... das ist eine infame Anschuldigung! Dieser Mann wagt es, Eure Majestät eine Diebin zu nennen! Er, der im Exil lebt, der sein Gift von seinem Felsen spuckt, der nie einen Finger für Frankreich gerührt hat!«

»Dieser Mann ist Victor Hugo. Einer der größten Dichter unserer Zeit«.

»Er bleibt dennoch ein Verräter! Ein Gegner! Ein...«.

»Ein Mann, der die Wahrheit sagt«.

Die Herzogin riss die Augen auf.

»Eure Majestät kann das nicht denken!«

Eugénie kehrte zu ihrem Schreibtisch zurück. Sie nahm den Brief und las ihn erneut, hielt bei bestimmten Passagen inne.

»Der eine hat geplündert, der andere hat angezündet.« Das ist wahr. Die Franzosen haben geplündert, die Engländer haben angezündet. Hugo hat recht«.

»Aber es war Krieg! Die Kriegsregeln...«.

»Rechtfertigen die Kriegsregeln alles? Die Plünderung eines Palastes? Die Zerstörung einer jahrtausendealten Bibliothek? Den Brand von Tempeln?«

»Lord Elgin ist für den Brand verantwortlich, nicht wir!«

»Und für die Plünderung? Wer ist für die Plünderung verantwortlich?«

Eugénie stand wieder auf und begann im Raum umherzugehen, den Brief in der Hand.

»Wissen Sie, was mich in diesem Brief am meisten verletzt? Es ist nicht die Anschuldigung. Es ist nicht der Ton. Es ist, dass er recht hat. Hugo hat recht. Wir kamen nach China und behaupteten, zivilisiert, überlegen, aufgeklärt zu sein. Und wir haben uns wie Barbaren verhalten«.

»Eure Majestät...«.

»Nein, lassen Sie mich sprechen. Sie glauben, ich wüsste nicht, woher diese Gegenstände kommen? Sie glauben, ich wüsste nicht, was im Palast geschehen ist? Ich habe alle Berichte gelesen. Ich habe die Zeugnisse der Offiziere gehört, jener, die den Mut haben, die Wahrheit zu sagen. Ich habe die Zeichnungen von Charles Wirgman gesehen. Ich habe die Artikel von Thomas Bowlby gelesen, bevor er in Gefangenschaft starb. Ich weiß«.

Sie blieb vor einem Porträt Napoleons III. stehen, das an der Wand hing.

»Ich weiß, was wir getan haben. Und ich trage dieses Wissen wie eine Last«.

»Warum haben Sie diese Gegenstände akzeptiert? Warum dieses Museum geschaffen?«

»Weil ich die Kaiserin von Frankreich bin. Weil diese Gegenstände abzulehnen bedeutet hätte, die Expedition zu desavouieren, die Armee zu beleidigen, meinen Mann zu demütigen. Weil die kaiserliche Politik mir nicht den Luxus lässt, meinem Gewissen zu folgen«.

Sie kehrte zu ihrem Schreibtisch zurück und ließ sich in ihren Sessel fallen.

»Hugo bittet mich, diese Gegenstände nach China zurückzuschicken. Können Sie sich das vorstellen? Der Skandal? Die Demütigung? Der Kaiser würde mir das niemals verzeihen. Die Armee würde mich hassen. Die Zeitungen würden mich verunglimpfen. Und wofür? Die Chinesen selbst könnten sie nicht zurückbekommen. Der Palast ist zerstört. Wohin würden sie sie bringen?«

»Eure Majestät hat sich nichts vorzuwerfen«.

»Doch! Ich habe mir alles vorzuwerfen! Ich habe diese Gegenstände akzeptiert. Ich habe dieses Museum geschaffen. Ich habe sie als Trophäen ausgestellt. Ich habe mich mitschuldig gemacht«.

»Mitschuldig woran? Daran, Kunstwerke bewahrt zu haben? Ohne Eure Majestät wären diese Gegenstände zerstreut, verkauft, vielleicht sogar zerstört worden!«

Eugénie schüttelte den Kopf.

»Das sage ich mir, um nachts zu schlafen. Dass ich diese Gegenstände gerettet habe. Dass ich ihnen einen würdigen Ort gegeben habe. Aber tief im Inneren weiß ich, dass es eine Lüge ist. Eine tröstliche Lüge, aber dennoch eine Lüge«.

Sie nahm ein leeres Blatt Papier und tauchte ihre Feder in die Tinte.

»Werden Sie Victor Hugo antworten?«, fragte die Herzogin.

»Wie soll ich darauf antworten? Die Fakten leugnen? Ich kann nicht. Sie rechtfertigen? Ich will nicht«.

»Antworten Sie nicht. Ignorieren Sie diesen Brief. Hugo ist ein Geächteter, niemand hört auf sein Gejammer«.

»Sie irren sich. Viele Menschen hören auf Hugo. In Frankreich, in Europa. Er ist eine der moralischen Stimmen unserer Zeit«.

Eugénie begann zu schreiben, dann hielt sie inne. Sie zerknüllte das Papier und warf es weg.

»Nein. Ich werde nicht antworten. Was könnte ich sagen? Dass er unrecht hat? Er hat recht. Dass wir ehrenhaft gehandelt haben? Das haben wir nicht. Dass ich die Gegenstände zurückgeben werde? Ich kann nicht«.

Sie stand auf und ging zu einer kleinen Vitrine in ihrem Kabinett, wo sie einige persönliche Gegenstände aufbewahrte. Darunter befand sich eine kleine weiße Jade, einer der ersten aus China

mitgebrachten Gegenstände, noch vor der systematischen Plünderung des Palastes.

»Sehen Sie sich diese Jade an. Sie ist schön, nicht wahr? Rein. Perfekt. Wenn ich sie ansehe, sehe ich die Kunst, sehe ich die Schönheit. Aber Hugo sieht den Diebstahl. Und wissen Sie was? Er hat recht, den Diebstahl zu sehen. Denn das ist es, was es ist«.

»Eure Majestät ist zu hart zu sich selbst«.

»Nein. Ich bin nicht hart genug. Wenn ich wirklich ehrlich wäre, wenn ich wirklich Mut hätte, würde ich diese Gegenstände zurückgeben. Egal welcher Skandal, egal welche Konsequenzen. Aber ich werde es nicht tun. Weil ich schwach bin. Weil ich es vorziehe, mit der Schuld zu leben, anstatt der öffentlichen Demütigung gegenüberzutreten«.

Die Herzogin wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie hatte die Kaiserin noch nie in diesem Zustand gesehen, so verletztlich, so gequält.

»Was soll ich mit Hugos Brief tun?«, fragte sie schließlich.

»Bewahren Sie ihn auf. Mit den anderen Dokumenten über das chinesische Museum. Er soll in den Archiven bleiben. Dass zukünftige Historiker ihn finden. Dass sie wissen, dass jemand, zumindest einer, den Mut hatte, die Wahrheit zu sagen. Und dass sie auch wissen, dass ich sie gehört habe, diese Wahrheit, und dass ich nichts getan habe«.

»Das ist sehr streng, Eure Majestät«.

»Die Geschichte wird noch strenger sein. Hugo hat in einem Punkt recht: Die Geschichte wird unsere Namen festhalten. Und es wird nicht wohlwollend sein«.

Der Abend senkte sich über Paris. Irgendwo in dieser Stadt, in Galerien, Stadthäusern, auf Dachböden, gab es Tausende von in China gestohlenen Gegenständen. Und in Fontainebleau glänzte ihr chinesisches Museum in vollem Glanz, Monument zugleich für Kunst und Verbrechen.

»Wissen Sie, was mir am meisten wehtut?«, murmelte sie. »Es ist nicht, dass Hugo mich verurteilt. Es ist, dass er recht hat, mich zu verurteilen. Und dass ich nichts dagegen tun kann«.

Die Herzogin von Malakoff näherte sich.

»Eure Majestät tut, was sie kann in einer unmöglichen Situation«.

»Nein. Ich tue, was politisch opportun ist. Was für den Hof akzeptabel ist. Was das kaiserliche Prestige bewahrt. Aber das ist nicht dasselbe wie das Richtige zu tun«.

Sie wandte sich der Herzogin zu.

»Wissen Sie, was ich jetzt tun werde? Ich werde diesen Brief wegräumen. Ich werde zu meinen Pflichten zurückkehren. Ich werde bei der Einweihung des Museums lächeln. Ich werde die Komplimente über meine Sammlung annehmen. Und ich werde mit diesem Widerspruch leben«.

»Viele Herrscher leben mit viel Schlimmerem«.

»Das ist kein Trost. Es ist nur die Feststellung, dass wir alle auf die eine oder andere Weise durch die Macht korrumpiert sind«.

Die Nacht war nun vollständig. Die Herzogin zündete die Lampen des Kabinetts an. In ihrem goldenen Licht schien Eugénie plötzlich älter, müder.

»Lassen Sie mich jetzt. Ich muss nachdenken«.

»Wohl, Eure Majestät«.

Die Herzogin ging hinaus und nahm Victor Hugos Brief mit. Eugénie blieb allein in ihrem Kabinett, umgeben von ihren kostbaren Möbeln, ihren Gemälden, ihren Büchern. Und irgendwo in Fontainebleau wartete ihr chinesisches Museum auf sie, gefüllt mit gestohlenen Schönheiten.

Sie nahm ihr persönliches Tagebuch und schrieb:

»25. November 1861. Victor Hugo hat mir aus Guernsey geschrieben. Er nennt mich eine Diebin. Er hat recht. Ich bin eine Diebin. Oder zumindest bin ich Komplizin eines Diebstahls.

Ich akzeptiere geplünderte Gegenstände. Ich stelle sie aus. Ich bewundere sie. Was macht mich das?

Ich sage mir, dass ich sie bewahre. Dass sie ohne mich zerstreut, verloren wären. Aber ist es wirklich, um sie zu bewahren, dass ich dieses Museum geschaffen habe? Oder ist es für das Prestige? Um die Macht Frankreichs zu zeigen? Um etwas Schönes zu haben, das mir gehört?

Ich kenne die Antwort nicht. Oder vielmehr, ich kenne sie, aber ich will sie nicht zugeben.

Die Geschichte wird uns richten. Hugo hat es gesagt, und er hat recht. Die Geschichte wird unsere Namen festhalten. Und wenn sie sie ausspricht, wird es mit Verurteilung sein«.

Sie schloss das Tagebuch und blies die Lampen aus und ließ den Raum in Dunkelheit.

Paris, Quartier Latin, 10. Januar 1862

Roux schlenderte entlang der Seine. Es war ein freier Tag, selten und kostbar. Die Arbeit in Fontainebleau ging gut voran, das Museum war fast fertig. Er hatte beschlossen, nach Paris zu kommen, ohne besonderen Grund, nur um zu gehen, nachzudenken.

Als er an einer Bank beim Pont-Neuf vorbeiging, bemerkte er einen Mann, der dort saß und starr auf den Louvre auf der anderen Seite des Flusses blickte. Etwas in seiner Haltung, in seiner Unbeweglichkeit, zog Roux' Aufmerksamkeit an.

Der Mann war europäisch gekleidet – dunkle Hose, Wolljacke, Melone – trug aber noch die traditionelle chinesische Zopf, der ihm über den Rücken hing. Er musste um die fünfzig sein, das Gesicht von Zeit und Kummer gezeichnet.

Ohne recht zu wissen warum, näherte sich Roux. Vielleicht war es die offensichtliche Einsamkeit des Mannes. Vielleicht war es seine eigene Schuld, die ihn trieb, eine Form der Buße zu suchen.

»Sie bewundern den Louvre?«

Der Mann drehte sich zu ihm um. Seine Augen drückten tiefe Traurigkeit aus, aber auch einen Schimmer von Misstrauen.

»Ich bewundere und verachte«, antwortete er in einem zögernden, aber korrekten Französisch.

»Wie das?«

»Es ist schön. Aber es ist ein Monument des Diebstahls. All diese griechischen Statuen, diese italienischen Gemälde, diese Schätze von überall. Gestohlen. Genommen. Entrissen«.

Roux spürte, wie sein Herz sich zusammenzog. Er setzte sich auf die Bank, in respektvollem Abstand.

»Sie sind Chinesen«.

»Ich war Gärtner im Yuen-Ming-Yuen. Im Sommerpalast. Jetzt bin ich... nichts. Ein Exilant. Ein Mann ohne Land, ohne Arbeit, ohne Zukunft«.

»Wie sind Sie nach Frankreich gekommen?«

»Mit einem französischen Missionar. Vater Durand. Er hat mich nach... nach der Zerstörung versteckt. Er hat mich mitgenommen, als er nach Frankreich zurückkehrte. Er dachte, er würde mich retten. Vielleicht hat er mich verurteilt«.

Der Mann holte ein Taschentuch heraus und wischte sich die Augen.

»Verzeihen Sie. Ich sollte nicht vor einem Fremden weinen. Aber manchmal ist der Schmerz zu stark«.

»Ich heiße Henri Roux«.

»Chen Wei. Erfreut, Monsieur Roux«.

Sie blieben einen Moment schweigend und betrachteten den Louvre. Möwen schrien über der Seine.

»Sie sagen, Sie waren Gärtner im Sommerpalast?«

»Ja. Ich war verantwortlich für die Gärten des Pfauenpavillons. Kennen Sie ihn?«

Roux schüttelte den Kopf.

»Nein. Ich... ich war dort, aber ich habe nur einen kleinen Teil des Palastes gesehen«.

Chen Wei betrachtete ihn aufmerksam.

»Sie waren dort? Sie waren Soldat?«

»Artillerieoffizier«.

Der Mann versteifte sich, seine Hand verkrampfte sich um sein Taschentuch. Roux sah Angst und Wut über sein Gesicht ziehen.

»Sie waren einer von ihnen. Einer der Plünderer«.

»Ja«.

Er hätte lügen, leugnen, sich eine andere Geschichte ausdenken können. Aber etwas in ihm weigerte sich. Die Wahrheit war alles, was er jetzt anbieten konnte.

Chen Wei stand auf, als wolle er gehen. Dann setzte er sich langsam wieder.

»Warum sagen Sie mir das? Haben Sie keine Angst, dass ich Sie schlage? Dass ich die Polizei rufe?«

»Was würden Sie der Polizei sagen? Dass ich an einer von beiden Regierungen genehmigten Militäroperation teilgenommen habe? Das ist kein Verbrechen in den Augen des französischen Gesetzes«.

»Aber es ist ein Verbrechen in den Augen der Menschlichkeit«.

»Ja. Das ist es«.

Chen Wei betrachtete ihn lange und versuchte, diesen seltsamen Franzosen zu verstehen, der seine Schuld zugab.

»Erzählen Sie mir von Ihrem Palast«, sagte Roux plötzlich.

»Sprechen Sie mit mir über die Gärten, um die Sie sich gekümmert haben«.

»Warum? Um sich lustig zu machen?«

»Nein. Um mich zu erinnern. Um Zeugnis abzulegen. Weil ich dort war, als er zerstört wurde, und ich zumindest wissen will, was wir zerstört haben«.

Chen Wei zögerte, dann begann er zu sprechen. Anfangs suchend nach Worten auf Französisch, dann immer schneller, als ob ein Damm gebrochen wäre.

»Der Pfauenpavillon war einer der schönsten des Palastes. Er war unter der Herrschaft von Kaiser Qianlong im 18. Jahrhundert erbaut worden. Die Gärten um den Pavillon herum erstreckten sich über mehrere Hektar. Jahrhundertalte Bäume, Teiche mit Goldfischen, Wege aus weißen Steinen, die sich zwischen Pfingstrosenbeeten schlängelten«.

Er sprach mit den Händen und zeichnete die Formen des verschwundenen Gartens in die Luft.

»Ich habe Jahre damit verbracht, diese Gärten zu pflegen. Jeden Morgen stand ich vor der Morgendämmerung auf. Ich ging, um die Pflanzen zu überprüfen, Äste zu schneiden, die Teiche zu reinigen. Es war meine Welt. Mein Leben«.

»War es schön?«

»Schön? Dieses Wort ist zu schwach. Es war... es war, als wäre man in einem Traum. Wissen Sie, chinesische Gärten sind nicht wie Ihre französischen Gärten. Bei Ihnen ist alles symmetrisch, geometrisch, kontrolliert. Unsere Gärten versuchen, die Natur nachzuahmen, aber eine idealisierte, perfektionierte Natur«.

Chen Wei schloss die Augen und erinnerte sich.

»Es gab eine kleine Eselsrückenbrücke, die den Hauptbach überspannte. Von dieser Brücke aus konnte man den ganzen Garten sehen. Im Frühling standen die Kirschbäume in Blüte. Rosa Blütenblätter fielen aufs Wasser wie Schnee. Im Sommer öffneten die Lotusblumen ihre weißen und rosa Blüten in den Teichen. Im Herbst wurden die Ahornbäume feuerrot. Im Winter bedeckte Schnee alles mit einem weißen Mantel, und die Kiefernzweige bogen sich unter dem Gewicht«.

»Wer kam in diese Gärten?«

»Der Kaiser, manchmal. Die kaiserlichen Konkubinen, oft. Gelehrte, Künstler, Mönche. Es war ein Ort der Meditation, der Poesie, der Kontemplation. Ich habe Maler gesehen, die ganze Tage damit verbrachten, das Licht auf den Teichen einzufangen. Ich habe Musiker gehört, die Guqin unter den Trauerweiden spielten. Ich habe Philosophen Tee serviert, die über Konfuzius und Laozi diskutierten«.

Er öffnete die Augen wieder, und Roux sah, dass sie voller Tränen waren.

»Und dann kamen Sie. Die fremden Soldaten. Ich war an jenem Morgen im Garten. Ich schnitt Chrysanthemen. Ich hörte Schreie, Schüsse. Ich sah Rauch«.

Seine Stimme brach.

»Ich rannte zum Pavillon. Die Soldaten waren schon da. Franzosen. Engländer. Ich weiß nicht. Für mich sahen sie alle gleich aus. Sie zerbrachen alles. Sie rissen die Seidenbehänge herunter. Sie zerbrachen die Möbel. Sie stritten sich untereinander um die wertvollsten Gegenstände«.

»Ich versuchte einzugreifen. Ich schrie: »Hört auf! Das ist der Palast des Kaisers!« Ein Soldat schlug mich mit dem Kolben seines Gewehrs. Ich fiel. Als ich wieder aufstand, sah ich einen französischen Offizier – vielleicht Sie, wer weiß? – der die Plünderung überwachte. Er schrie Befehle. Die Soldaten trugen die Gegenstände hinaus und luden sie auf Karren«.

Roux hörte zu, das Herz zusammengezogen. Er erinnerte sich an diesen Tag. Er hatte tatsächlich das Verladen einiger Kisten überwacht. Er hatte Befehle geschrien. Er war dieser Offizier gewesen.

»Ich verbrachte drei Tage versteckt in den Gärten«, fuhr Chen Wei fort. »Ich beobachtete die Plünderung. Ich sah meine Kollegen, die anderen Gärtner, die Diener des Palastes, fliehen

oder sich verstecken. Einige wurden getötet. Ich habe Leichen gesehen«.

»Am dritten Tag wurde der Rauch dichter. Die Engländer zündeten alles an«.

Er wandte sich Roux zu.

»Sie bitten mich, Ihnen von meinem Palast zu erzählen? Er existiert nicht mehr. Alles, was bleibt, sind meine Erinnerungen. Und bald, wenn ich sterbe, werden selbst diese Erinnerungen verschwinden«.

»Nein. Sie werden nicht verschwinden. Ich werde sie bewahren. Ich werde sie aufschreiben«.

»Wozu? Das wird den Palast nicht zurückbringen«.

»Nein. Aber zumindest wird jemand wissen. Jemand wird bezeugen, dass der Sommerpalast nicht nur eine Ansammlung von Gebäuden voller wertvoller Gegenstände war. Es war ein lebendiger Ort. Ein Ort, wo Menschen wie Sie arbeiteten, schufen, Schönheit pflegten«.

»Warum tun Sie das? Warum kümmern Sie sich?«

»Weil ich dort war. Weil ich teilgenommen habe. Und weil ich diese Verantwortung tragen muss«.

Sie blieben schweigend sitzen und betrachteten den Louvre. Das Januarlicht war blass und kalt.

»Wissen Sie, was am grausamsten ist?«, sagte schließlich Chen Wei. »Es ist nicht, dass Sie den Palast zerstört haben. Es ist, dass Sie nicht einmal verstehen, was Sie zerstört haben. Für Sie war es nur ein feindlicher Palast. Für uns war es das Herz unserer Zivilisation. Es waren Jahrhunderte von Kunst, Kultur, Wissen. All das, verschwunden«.

»Ich verstehe jetzt«.

»Nein. Sie verstehen nicht. Sie können nicht verstehen. Ich müsste Sie dorthin bringen, Ihnen zeigen, was der Palast vorher war. Aber das ist unmöglich. Weil er nicht mehr existiert«.

Chen Wei stand auf.

»Sie sagten, Sie würden meine Erinnerungen aufschreiben. Werden Sie es wirklich tun?«

»Ja.«

»Schreiben Sie dies: Der Yuen-Ming-Yuen war mehr als ein Palast. Er war ein wahr gewordener Traum. Ein Traum von Perfektion, von Schönheit, von Harmonie. Und Sie haben ihn getötet. Sie haben unseren Traum getötet.«

Er entfernte sich einige Schritte.

»Es gibt eine Sache, die ich sehen möchte, bevor ich sterbe. Die Gegenstände. Die, die Sie mitgenommen haben. Man sagt mir, sie sind in Fontainebleau. Stimmt das?«

»Ja. In einem Museum, das die Kaiserin geschaffen hat.«

»Ich würde sie gerne sehen. Nur einmal. Um mich zu erinnern.«

»Ich kann Sie dorthin bringen. Ich arbeite dort. Ich kann eine Genehmigung bekommen.«

Chen Wei zögerte, dann nickte er.

»Einverstanden. Wann?«

»In ein paar Tagen. Ich werde Ihnen eine Nachricht zukommen lassen. Wo wohnen Sie?«

»Bei Vater Durand. Rue du Bac. Die Kirche Saint-Thomas-d'Aquin.«

»Ich werde Ihnen dort eine Nachricht schicken.«

Chen Wei entfernte sich entlang der Seine, sein chinesischer Zopf schwang in seinem Rücken, eine einsame Gestalt im winterlichen Paris.

Roux blieb auf der Bank, erschüttert. Zum ersten Mal hatte er die Stimme der anderen Seite gehört. Nicht einen chinesischen Offizier, nicht einen Mandarin, sondern einen einfachen Gärtner. Einen Mann, der sein Leben der Schaffung von

Schönheit gewidmet hatte und der gesehen hatte, wie diese Schönheit in wenigen Tagen zerstört wurde.

Er holte sein Tagebuch heraus und schrieb:

»10. Januar 1862. Paris. Ich habe Chen Wei getroffen, ehemaliger Gärtner des Sommerpalastes. Er hat mir von seiner Arbeit erzählt, den Gärten, um die er sich kümmerte. Beim Zuhören habe ich etwas verstanden, das ich bis jetzt nicht begriffen hatte.

Wir dachten, wir plündern einen feindlichen Palast. Wir dachten, wir nehmen wertvolle Gegenstände. Aber wir haben viel mehr getan. Wir haben eine Welt zerstört. Eine Welt der Schönheit, der Kultur, der Zivilisation.

Chen Wei hat zwanzig Jahre damit verbracht, die Gärten des Pfauenpavillons zu pflegen. Zwanzig Jahre geduldiger Arbeit, täglicher Pflege, Liebe zu seiner Kunst. Und wir haben alles in wenigen Stunden zerstört.

Er sagt, ich kann nicht verstehen. Er hat recht. Wie könnte ich wirklich verstehen? Ich habe den Palast nur als militärisches Ziel gesehen. Ich habe die Gärten nie im Frühling gesehen, die Kirschbäume in Blüte, die Teiche mit ihren Goldfischen. Ich habe nie die Musik gehört, die dort gespielt wurde, die Gedichte, die dort rezitiert wurden.

Aber zumindest weiß ich jetzt, dass all das existierte. Und dass wir es zerstört haben.

Ich werde ihn nach Fontainebleau bringen. Er wird die Gegenstände sehen. Vielleicht wird ihm das einen kleinen Trost bringen. Oder vielleicht wird es den Schmerz noch akuter machen. Ich weiß es nicht.

Alles, was ich weiß, ist, dass ich ihm das schulde«.

Schloss Fontainebleau, 15. Januar 1862

Roux hatte eine Sondergenehmigung erhalten. Er wartete am Eingang des Schlosses auf Chen Wei. Der Chineser kam am

späten Vormittag an, begleitet von Vater Durand, einem Lazaristenmissionar, der dreißig Jahre in China verbracht hatte.

»Leutnant Roux? Ich bin Vater Durand. Chen Wei hat mir von Ihrer Begegnung erzählt«.

Sie schüttelten sich die Hände. Der Priester hatte ein von der chinesischen Sonne gegerbtes Gesicht, blaue Augen, durchdringend unter buschigen Augenbrauen.

»Es ist sehr großzügig von Ihnen, diesen Besuch arrangiert zu haben«, fuhr Vater Durand fort. »Chen Wei braucht das. Er verkümmert, seit wir in Frankreich angekommen sind. Die Gegenstände des Palastes zu sehen, selbst unter diesen Umständen, könnte ihm helfen«.

Chen Wei sagte nichts. Er betrachtete das Schloss mit Besorgnis.

»Kommen Sie«, sagte Roux. »Das Museum ist hier entlang«.

Sie durchquerten die Höfe des Schlosses. Chen Wei ging langsam, als ob er zu seiner Hinrichtung ginge. Als sie vor dem Eingang des chinesischen Museums ankamen, blieb er abrupt stehen.

»Ich kann nicht«.

»Doch, Sie können. Kommen Sie«.

Vater Durand nahm sanft Chen Weis Arm.

»Gehen Sie, mein Freund. Sie sind bis hierher gekommen«.

Sie betraten das Vorzimmer. Chen Wei blieb sofort vor der Thron-Sänfte stehen. Seine Hände begannen zu zittern.

»Das ist die der Kaiserinwitwe«, murmelte er. »Ich habe sie hundert Mal gesehen. Sie war in der Halle der Großen Audienz«.

Er näherte sich und berührte mit unendlicher Zartheit das lackierte Holz mit den Fingerspitzen. Dann zog er seine Hand zurück, als hätte er sich verbrannt.

»Entschuldigung. Ich sollte nicht berühren«.

»Es ist in Ordnung«, sagte Roux. »Berühren Sie. Diese Gegenstände waren bei Ihnen zu Hause, bevor sie hier waren«.

Sie gingen in den großen Salon. Chen Wei blieb vor jedem Gegenstand stehen, murmelte manchmal Worte auf Chinesisch, berührte manchmal sanft die Vitrinen mit den Fingerspitzen.

Vor der großen tibetischen Stupa schloss er die Augen.

»Das war im Tempel der Universellen Klarheit. Ich ging dorthin, um zu meditieren. Die Mönche...«.

»Nehmen Sie sich Zeit, Chen«.

Vor den Cloisonné-Vasen hockte sich Chen Wei hin, um auf Augenhöhe mit den Gegenständen zu sein.

»Diese war im Pavillon der Hundert Blumen. Ich erinnere mich an den Tag, als der Kaiser kam, um sie zu bewundern. Er sagte, die Drachen schienen lebendig, man könne sie fast sich bewegen sehen. Ich war da. Ich servierte Tee«.

Er stand auf und ging zu einer anderen Vase.

»Diese kam aus dem Salon der Antiquitäten. Die Kaiserin liebte es, sie am Morgen anzusehen, wenn die aufgehende Sonne die Emails glänzen ließ«.

Sie setzten den Besuch fort. In der Salon-Galerie erkannte Chen Wei Seiden, Bronzen, Jade. Jeder Gegenstand löste eine Erinnerung aus, eine Anekdote, ein Fragment des täglichen Lebens im Palast.

Dann betraten sie das Lackkabinett. Chen Wei blieb stehen, atemlos. Die fünfzehn chinesischen Paravent-Paneele, die die Wände schmückten, schufen eine intime, fast heilige Atmosphäre.

»Diese Panele...«, sagte er in einem Flüstern. »Sie kommen vom Pavillon der Großen Harmonie. Ich habe sie dort gesehen«.

Er näherte sich und untersuchte die auf den Paneelen gemalten Szenen: Berglandschaften, Flüsse, Pavillons auf Klippen, Gelehrte, die die Natur betrachteten.

»Das ist das Werk von Meister Liang. Er hat drei Jahre an diesen Paneelen gearbeitet. Ich habe ihrer Installation beigewohnt. Das war vor fünfzehn Jahren«.

Vor den Vitrinen mit den Jaden verweilte Chen Wei lange. Er erkannte mehrere Stücke und erzählte ihre Geschichte, ihre Herkunft, wie sie verwendet wurden.

Dann kam er vor die Vitrine mit den restaurierten Porzellanen. Er bemerkte sofort die Risse, die fehlenden Bereiche.

»Während der Reise zerbrochen?«

»Ein Sturm. Im Indischen Ozean«.

Chen Wei nickte langsam, ohne Wut, nur mit immenser Traurigkeit.

»Sie haben fünf Jahrhunderten in China widerstanden. Ein paar Monate bei Ihnen haben genügt«.

Er untersuchte jedes restaurierte Porzellan und folgte mit dem Finger den durch das Glas der Vitrine sichtbaren Rissen.

»Wer hat diese Restaurierung gemacht?«

»Meister Dubois. Einer der besten Restauratoren Frankreichs«.

»Er hat gut gearbeitet. Er hat die Narben sichtbar gelassen. Das ist ehrlich«.

Chen Wei richtete sich auf und machte ein paar Schritte im Kabinett.

»Wissen Sie, was seltsam ist? Diese Gegenstände sind hier wunderschön ausgestellt. Die Vitrinen sind schön, die Beleuchtung ist perfekt, die Anordnung ist harmonisch. Und doch sind sie nicht zu Hause«.

Er machte eine Geste, die den ganzen Raum umfasste.

»Im Palast hatte jeder Gegenstand seinen präzisen Platz. Dieses Porzellan war neben dieser Jade, die neben dieser Bronze war. Zusammen schufen sie einen Sinn, ein Gleichgewicht. Hier sind sie nur... ausgestellt. Wie in einem Laden. Ohne Kontext. Ohne Seele«.

Vater Durand griff sanft ein.

»Aber zumindest sind sie bewahrt. Zumindest können die Menschen sie sehen, sie bewundern«.

»Die Menschen können die Gegenstände sehen. Aber sie sehen nicht, was sie darstellten. Sie sehen den Palast nicht. Sie sehen das Leben nicht, das sich dort abspielte«.

Chen Wei wandte sich Roux zu.

»Ich danke Ihnen, dass Sie mich hierher gebracht haben. Es war wichtig für mich. Aber es ist auch schmerzhaft. Diese Gegenstände außerhalb ihres Kontexts zu sehen, ist wie... es ist, als würde man Glieder eines Körpers sehen, die zerschnitten und getrennt ausgestellt sind. Man erkennt, dass sie zu einem Körper gehören, aber der Körper selbst ist tot«.

Sie gingen ein zweites Mal durch das gesamte Museum. Chen Wei hielt sich jetzt weniger lange auf, als ob der Schmerz zu stark geworden wäre.

Im Moment des Gehens drehte er sich ein letztes Mal im großen Salon um.

»Diese Gegenstände gehören Ihnen nicht. Aber Sie sind jetzt ihre Hüter. Seien Sie gute Hüter«.

»Ich verpflichte mich dazu«.

»Die Versprechen der Soldaten...«.

Er beendete seinen Satz nicht. Vater Durand nahm seinen Arm und sie gingen zum Ausgang. Roux begleitete sie bis zu den Toren des Schlosses.

»Chen Wei«, sagte Roux, bevor sie gingen, »ich würde gerne Ihre Geschichte schreiben. Was Sie mir über die Gärten erzählt haben, über Ihre Arbeit, über den Palast. Damit die Menschen es wissen. Damit Ihr Zeugnis bewahrt wird«.

Chen Wei betrachtete ihn lange.

»Wozu? Wer wird sich für die Geschichte eines einfachen chinesischen Gärtners interessieren?«

»Zukünftige Historiker. Menschen, die verstehen wollen, was wirklich geschehen ist«.

»Tun Sie, was Sie wollen. Wenn es etwas nützen kann...«.

Er holte einen kleinen Gegenstand aus seiner Tasche. Es war ein polierter Jadekiesel von der Größe eines Eies, von einem tiefen Grün.

»Nehmen Sie dies. Es ist alles, was ich vom Palast retten konnte. Ich habe ihn in den Gärten gefunden, am Tag nach dem Brand. Bewahren Sie ihn. Zum Gedenken an die verschwundenen Gärten«.

Roux nahm die Jade vorsichtig. Sie war glatt, warm bei Berührung, von einfacher und reiner Schönheit.

»Ich kann nicht annehmen...«.

»Doch. Nehmen Sie ihn. Sie sind jetzt sein Hüter. Wie Sie der Hüter all dessen sind, was in diesem Museum ist«.

Chen Wei und Vater Durand entfernten sich. Roux sah ihnen nach, dann betrachtete die Jade in seiner Hand.

Er kehrte ins Schloss zurück und ging in den Raum hinauf, der ihm als temporäres Büro diente. Er nahm sein Tagebuch und schrieb, lange, alles, was Chen Wei ihm erzählt hatte. Die Gärten des Pfauenpavillons. Die Kirschbäume in Blüte. Die Teiche mit Goldfischen. Die kleine Eselsrückenbrücke. Die Gelehrten, die kamen, um zu meditieren. Die Musiker, die unter den Weiden spielten. Die Maler, die Tage damit verbrachten, das Licht einzufangen.

Er schrieb, bis seine Hand rot war, bis die Kerzen bis zum Ende niedergebrannt waren. Und als er fertig war, legte er die Jade neben sein Tagebuch.

»15. Januar 1862. Fontainebleau. Chen Wei kam heute, um die Gegenstände zu sehen. Er hat sie erkannt, jeden einzelnen. Er hat ihre Geschichte erzählt, ihren Platz im Palast, wie sie verwendet wurden.

Beim Zuhören habe ich etwas Grundlegendes verstanden. Diese Gegenstände sind nicht nur Kunstwerke. Sie sind Fragmente einer verschwundenen Welt. Einer Welt, die wir zerstört haben.

Chen Wei sagte, sie seien hier nicht zu Hause. Er hat recht. Sie werden es niemals sein. Egal wie schön das Museum ist, wie hochwertig die Ausstellung, diese Gegenstände werden Exilanten bleiben.

Er hat mir eine Jade gegeben. Einen einfachen polierten Kiesel. Er sagt, das sei alles, was er von den Gärten retten konnte. Dieser kleine Jade ohne Marktwert ist vielleicht der wertvollste Gegenstand von allen. Weil er die Erinnerungen eines Mannes in sich trägt, die Erinnerungen an ein Leben, das der Schaffung von Schönheit gewidmet war.

Ich werde ihn immer bewahren. Um mich zu erinnern. Um niemals zu vergessen, was wir zerstört haben«.

Am 18. März 1862 war alles fertig

Eugénie machte eine letzte Inspektion in Begleitung von Roux. Sie gingen durch die vier Säle und bewunderten das Ergebnis. Es war großartig. Das chinesische Museum war ein Juwel, ein Schrein, der der Schätze würdig war, die es enthielt.

Im Lackkabinett blieb Eugénie vor der Vitrine mit den restaurierten Porzellanen stehen. Die Brüche waren sichtbar, wie Narben. Die fehlenden Teile blieben leer.

»Sie hatten recht, die Fälschungen abzulehnen. Diese Narben sind wichtig. Sie erinnern uns an die Zerbrechlichkeit. Und vielleicht auch an unsere Verantwortung«.

Sie wandte sich ihm zu.

»Ihre Mission ist beendet. Sie haben diese Gegenstände bis hierher begleitet. Sie haben über sie gewacht, geschützt, was geschützt werden konnte. Ich danke Ihnen«.

»Das war nur meine Pflicht«.

»Ihre Pflicht wäre nur gewesen, sie zu transportieren. Sie haben mehr getan. Sie haben Zeugnis abgelegt. Sie haben die Wahrheit gesagt, selbst wenn sie unbequem war. Bewahren Sie Ihr Tagebuch. Bewahren Sie es sorgfältig. Eines Tages, vielleicht in langer Zeit, wird jemand wissen wollen, was wirklich geschehen ist«.

»Ich werde es bewahren«.

»Gut. Sie sind jetzt frei. Kehren Sie zu Ihrem Regiment zurück. Nehmen Sie Ihr Leben wieder auf«.

Roux salutierte und ging zum Ausgang. Auf der Schwelle drehte er sich ein letztes Mal um. Eugénie war vor der Vitrine mit den zerbrochenen Porzellanen geblieben, unbeweglich, kontemplativ.

Er verließ das Schloss und ging in den Gärten. Es war ein schöner Tag am Ende des Winters. Die ersten Knospen erschienen an den Bäumen. Er dachte an Chen Wei, an die Gärten des Pfauenpavillons, die nie wieder ergrünen würden.

Er dachte an die Reise, die er gemacht hatte. Von Peking nach Fontainebleau. Von China nach Frankreich. Eine Reise von mehreren Monaten, die Ozeane überquerte, Stürme trotzte.

Er dachte an Kapitän Morand mit seinen Zweifeln und Fragen. An Konsul de Montigny mit seinen prophetischen Warnungen. An Kaiserin Eugénie, gefangen zwischen ihren Skrupeln und ihren Pflichten. An Chen Wei, Gärtner ohne Garten.

Und er dachte an die Chinesen. An ihre Demütigung. An ihre Wut. An ihr Verlangen nach Gerechtigkeit, das eines Tages kommen würde, wie Montigny es vorausgesagt hatte.

Er holte sein Tagebuch heraus und setzte sich auf eine Bank. Die Jade, die Chen Wei ihm gegeben hatte, war in seiner Tasche. Er holte sie heraus, hielt sie in seiner Handfläche, spürte ihre glatte und warme Oberfläche. Dann schrieb er einen letzten Eintrag.

»18. März 1862. Fontainebleau. Das chinesische Museum ist fertig. Die aus dem Palast geplünderten Gegenstände haben ihre

neue Heimat gefunden. Sie sind erhaben. Aber sie sind nicht zu Hause.

Die Kaiserin glaubt, sie bewahrt sie. Aber sie kann nicht auslöschen, dass sie gestohlen wurden. Dass wir sie entrissen haben.

Ich weiß nicht, was die Geschichte über uns sagen wird. Vielleicht wird sie uns verurteilen. Vielleicht wird sie uns verstehen. Oder vielleicht wird sie uns einfach vergessen.

Aber diese Gegenstände werden bleiben. In diesem Museum. Stumme Zeugen eines Verbrechens. Stumme Zeugen einer Epoche, in der wir dachten, unsere Überlegenheit gäbe uns alle Rechte«.

Er schloss sein Tagebuch und verstaute es. Dann stand er auf und verließ Fontainebleau.

Hinter ihm, im Schloss, hatten die siebenundsechzig Kisten ihre Geheimnisse preisgegeben. Die Gegenstände glänzten in ihren Vitrinen, bewundert, geschützt.

Und sie warteten.

Sie warteten auf den Tag, an dem sie nach Hause zurückkehren könnten.

Schloss Fontainebleau, 3. Januar 1863

Die erste öffentliche Führung durch das chinesische Museum hatte eine beträchtliche Menge angezogen. Aristokraten, Künstler, Gelehrte, Neugierige drängten sich in den Sälen und bewunderten die ausgestellten Schätze.

Unter ihnen befand sich ein junger Maler namens Jules Armand. Er schlenderte umher, ein Skizzenbuch in der Hand, und hielt vor jedem Gegenstand an. Sein Freund und Mentor, der berühmte Kunstkritiker Théophile Gautier, begleitete ihn.

»Diese Farben«, murmelte Armand und skizzierte eine Cloisonné-Vase. »Sehen Sie sich diese Blautöne an, Théophile.

Das sind Blautöne, die wir in Frankreich nicht reproduzieren können«.

Gautier betrachtete die Vase.

»Das ist Email. Eine jahrtausendealte chinesische Technik«.

»Außergewöhnlich. Und dieser Drache... die Präzision der Zeichnung...«.

Sie gingen in das Lackkabinett, wo die Jade ausgestellt waren. Gautier blieb vor einer Skulptur stehen, die einen Drachen aus grüner Jade darstellte.

»Das hier ist interessant. Diese Jade stammt wahrscheinlich aus Xinjiang. Sehen Sie diese Durchsichtigkeit? Das ist das Zeichen der Jade von bester Qualität«.

Ein anderer Besucher, ein Mann mittleren Alters mit Brille, näherte sich ihnen. Es war Ernest Renan, der Philosoph und Historiker.

»Meine Herren, erlauben Sie mir, mich vorzustellen. Ernest Renan. Ich habe Sie mit großem Wissen über diese Gegenstände sprechen hören«.

»Théophile Gautier, Kunstkritiker. Und das ist mein Freund Jules Armand, Maler«.

»Erfreut. Was denken Sie über diese Sammlung?«

Gautier zögerte.

»Sie ist großartig. Unbestreitbar. Aber ich kann nicht umhin, an die Umstände ihrer Erwerbung zu denken«.

»Ah. Auch Sie sind beunruhigt über die Herkunft dieser Schätze«.

»Sind Sie nicht beunruhigt, mein Herr?«

»Doch, natürlich. Aber ich bin Historiker. Ich habe Eroberungen, Plünderungen, Enteignungen durch die Zeitalter studiert. Und ich kann Ihnen eines sagen: Was wir in China getan haben, unterscheidet sich nicht von dem, was die Römer den Griechen angetan haben, oder was die Kreuzfahrer den Byzantinern angetan haben«.

»Macht das die Sache akzeptabler?«

»Nein. Aber es ist die Realität. Die Zivilisation hat sich immer auf Plünderung aufgebaut. Jede große Nation hat ihre Museen mit den Beutestücken besiegtter Nationen gebaut«.

»Das ist eine sehr zynische Sicht, Monsieur Renan«.

»Vielleicht. Oder vielleicht nur realistisch«.

Sie setzten ihren Besuch schweigend fort. Im großen Salon geriet eine elegante Dame vor der großen tibetischen Stupa in Verückung.

»Das ist die Gräfin von Montijo«, flüsterte Armand. »Die Mutter der Kaiserin«.

Die Gräfin sprach lebhaft mit einer jungen Frau, die sie begleitete.

»Meine Tochter hat hier etwas Wunderbares geschaffen. Ein wahres Museum, würdig der größten europäischen Sammlungen«.

»Gewiss, Madame la Comtesse. Aber ist es nicht wahr, dass diese Gegenstände aus dem Palast stammen, der... zerstört wurde?«

Das Gesicht der Gräfin verfinsterte sich.

»Von den Engländern angezündet, meine Liebe. Nicht von uns. Wir haben diese Gegenstände vor der Zerstörung gerettet. Ohne die Initiative meiner Tochter wären sie für immer verloren gewesen«.

»Ich verstehe, Madame«.

»Diese Gegenstände sind jetzt in Sicherheit. Sie werden studiert, bewundert, für zukünftige Generationen bewahrt werden. Ist das nicht das Wichtigste?«

Armand und seine Begleiter entfernten sich diskret. Im Vorzimmer trafen sie auf eine Gruppe von Offizieren in Uniform, die die Thron-Sänfte untersuchten.

»Ich war dort«, sagte einer von ihnen, ein Artillerieoberst. »Ich habe an der Schlacht von Palikao teilgenommen. Wir haben die Chinesen an jenem Tag vernichtet. Ein glorreicher Sieg«.

»Und der Palast?«

»Großartig. Aber auch dekadent. Reichtümer aufgetürmt, während ihr Volk vor Hunger starb. Wir haben ihnen einen Dienst erwiesen, indem wir ihnen all das wegnahmen«.

»Einen Dienst erwiesen?«, wiederholte eine weibliche Stimme.

Sie drehten sich um. Eine Frau, schlicht in Schwarz gekleidet, beobachtete sie. Ihr Gesicht war streng.

»Und wer sind Sie, Madame, um mein Wort in Frage zu stellen?«

»Ich bin Madame Pauline Jaricot, Gründerin des Werks zur Verbreitung des Glaubens. Ich habe mein Leben den Missionen im Orient gewidmet. Und ich kann Ihnen versichern, Oberst, dass die Plünderung eines Palastes kein Dienst ist«.

»Madame, wir waren im Krieg...«.

»Der Krieg rechtfertigt nicht alles. Ich habe die Berichte unserer Missionare in China gelesen. Sie beschreiben schreckliche Szenen«.

»Die Engländer haben den Palast angezündet, nicht wir!«

»Aber Sie haben ihn geplündert. Sie haben seine Schätze geleert. Sie sind Mittäter«.

Das Gesicht des Obersten wurde rot.

»Madame, ich bitte Sie, auf Ihre Worte zu achten«.

»Ich stelle nur Fakten fest. Diese Gegenstände wurden geraubt«. Die anderen Besucher hatten angehalten, um dem Austausch zuzuhören. Gautier griff ein.

»Madame Jaricot hat recht, diese Fragen aufzuwerfen. Sie sind legitim. Und ich denke, wir müssen sie uns alle stellen. Kunst ist kostbar, gewiss. Aber zu welchem Preis erwerben wir sie?«

»Zum Preis des Sieges, mein Herr. Das ist das Kriegsgesetz«.

»Vielleicht ist es Zeit, dieses Gesetz zu ändern«.

Der Oberst kehrte auf dem Absatz um und verließ den Saal mit seinen Offizieren. Madame Jaricot seufzte.

»Sie wollen nicht verstehen. Sie ziehen es vor, sich hinter militärischer Ehre zu verstecken, anstatt der moralischen Wahrheit gegenüberzutreten«.

»Viele tun dasselbe, Madame«.

»Was schlagen Sie vor? Dass wir alles nach China zurückgeben?«

»Das wäre der gerechte Akt, ja. Aber ich weiß, dass es unmöglich ist. Die Kaiserin wird niemals auf ihr Museum verzichten. Zumindest sollten wir sagen, woher diese Gegenstände kommen. Die Geschichte nicht beschönigen«.

»Die Kartellen sind sehr diskret in diesem Punkt«, bemerkte Gautier.

Sie verließen das Museum. Auf den Stufen des Schlosses tauschten sie ihre abschließenden Eindrücke aus.

»Es ist beunruhigend«, sagte Armand. »Einerseits sind diese Gegenstände außergewöhnlich. Ich würde Stunden damit verbringen wollen, sie zu studieren. Aber andererseits kann ich nicht vergessen, dass sie gestohlen wurden«.

»Das ist das Dilemma unserer Zeit«, antwortete Renan. »Wir wollen die Früchte der Eroberung genießen, ohne die moralischen Konsequenzen zu übernehmen«.

»Und Sie, Monsieur Gautier? Was werden Sie schreiben?«

Gautier überlegte.

»Ich werde schreiben, dass diese Sammlung großartig ist. Dass die Gegenstände von unübertroffener Qualität sind. Dass das Museum bewundernswert organisiert ist. Aber ich werde auch ihre Herkunft erwähnen. Ich werde daran erinnern, dass sie aus dem Palast stammen. Und ich werde meine Leser ihre eigenen Schlüsse ziehen lassen«.

»Das ist ein Kompromiss«.

»Ja. Aber es ist das Beste, was ich tun kann«.

Ministerium für auswärtige Angelegenheiten, Paris, 10. Februar 1863

Der Minister für auswärtige Angelegenheiten, Édouard Drouyn de Lhuys, empfing in seinem Büro einen unerwarteten Besucher. Zhou Ruilin, ein chinesischer Diplomat auf geheimer Mission in Europa, war am Vortag in Paris angekommen.

Zhou Ruilin war ein Mann mit ernstem Gesicht. Er trug ein langes dunkles Seidengewand und einen Mandarinhut. Sein Französisch war perfekt.

»Herr Minister, ich danke Ihnen, dass Sie mich empfangen«.

»Monsieur Zhou, Ihr Besuch überrascht mich. Die chinesische Regierung hat uns nicht über Ihre Mission informiert«.

»Meine Mission ist inoffiziell. Ich bin hier zu persönlichem Titel. Für eine heikle Angelegenheit«.

Drouyn de Lhuys runzelte die Stirn.

»Welcher Art?«

Zhou Ruilin holte tief Luft.

»Der Palast. Und die Gegenstände, die daraus... entfernt wurden«.

»Monsieur Zhou, diese Gegenstände wurden legal gemäß den Kriegsgesetzen erworben. Der Vertrag von Peking...«.

»Der Vertrag von Peking erwähnt diese Gegenstände nicht. Er spricht von Entschädigungen, Häfen, Handelsrechten. Aber nicht von den kaiserlichen Schätzen«.

Drouyn de Lhuys schwieg. Zhou Ruilin hatte technisch recht.

»Diese Gegenstände waren im Palast, als unsere Truppen ihn besetzten. Nach den Kriegsgewohnheiten gehörten sie den Siegern«.

»Ist es eine Kriegsgewohnheit, Museen zu plündern? Bibliotheken zu verbrennen?«

»Was wollen Sie, Monsieur Zhou?«

»Die Rückgabe der Gegenstände. Alle. Die in Fontainebleau sind, die in Privatsammlungen sind. Alle.«

»Das ist unmöglich.«

»Warum? Weil Ihre Kaiserin nicht auf ihr Museum verzichten will?«

»Weil diese Gegenstände jetzt Frankreich gehören. Sie sind Teil des nationalen Erbes.«

Zhou Ruilin stand auf, zitternd vor verhaltener Wut.

»Nationales Erbe? Diese Gegenstände sind das Erbe Chinas! Wie wagen Sie es, sie zu beanspruchen?«

»Monsieur Zhou, ich verstehe Ihre Emotion...«

»Nein! Sie verstehen nicht!«

Zhou Ruilin nahm sich einige Momente, um sich zu beruhigen.

»Stellen Sie sich vor, dass chinesische Armeen nach Paris kommen. Dass sie den Louvre besetzen. Dass sie die Venus von Milo, die Nike von Samothrake mitnehmen. Dass sie den Palast anzünden. Und dann, dass sie diese Schätze in Peking ausstellen. Wie würden Sie sich fühlen?«

Die Analogie war verstörend.

»Sie würden Scham empfinden. Sie würden Wiedergutmachung fordern. Nicht wahr?«

»Die Situation ist anders...«

»Inwiefern? Weil wir Chinesen sind? Weil Sie uns als minderwertig betrachten?«

»Nein! Es ist keine Frage der Rasse...«

»Es ist eine Frage der Kraft? Sie sind stärker, also können Sie nehmen, was uns gehört?«

Drouyn de Lhuys setzte sich wieder.

»Seien wir realistisch. Die französische Regierung wird diese Gegenstände nicht zurückgeben. Die Kaiserin wird niemals darauf verzichten«.

»Sie wird eine Diebin bleiben. Und Frankreich wird Komplize eines Verbrechens bleiben«.

»Achten Sie auf Ihre Worte. Sie beleidigen die Kaiserin«.

»Ich beleidige sie nicht. Ich stelle eine Tatsache fest«.

Drouyn de Lhuys trommelte nervös mit den Fingern.

»Selbst wenn ich Ihnen helfen wollte, könnte ich es nicht. Es bräuchte die Zustimmung des Kaisers. Und der Kaiserin«.

»Dann fragen Sie sie. Im Namen der Gerechtigkeit«.

»Sie verstehen nicht. Die Politik funktioniert nicht so...«.

»Ich verstehe vollkommen. Die Politik ist wichtiger als die Moral«.

Er ging zur Tür, dann drehte er sich um.

»Ich werde Ihnen etwas sagen, Herr Minister. China wird niemals vergessen. Wir mögen jetzt schwach sein. Aber die Geschichte ist lang. Eines Tages werden wir wieder stark sein. Und an jenem Tag werden wir Wiedergutmachung fordern«.

»Ist das eine Drohung?«

»Nein. Es ist ein Versprechen. Diese Gegenstände werden nach China zurückkehren. Vielleicht nicht zu meinen Lebzeiten. Aber sie werden zurückkehren. Weil die Gerechtigkeit am Ende immer triumphiert«.

Er öffnete die Tür.

»Auf Wiedersehen, Herr Minister. Ich hoffe, Sie werden über meine Worte nachdenken«.

Nach seinem Abgang blieb Drouyn de Lhuys sitzen, beunruhigt. Zhou Ruilin hatte in einem Punkt recht: Diese Gegenstände waren gestohlen worden. Die Legalität ihrer Erwerbung änderte nichts an dieser Realität.

Schloss Fontainebleau, 1. April 1863

Henri Roux war seit über einem Jahr nicht mehr nach Fontainebleau zurückgekehrt. Er hatte einen Brief von der Kaiserin erhalten, der ihn einlud, die neuen Kartellen des Museums zu sehen.

Er trat in die Säle ein, die er so gut kannte. Was sofort seine Aufmerksamkeit erregte, waren die neuen, viel detaillierteren Kartellen.

»Cloisonné-Vase, Qing-Dynastie, Qianlong-Periode (18. Jahrhundert). Stammend aus dem Sommerpalast (Yuen-Ming-Yuen), Peking. Der Sommerpalast, Sommerresidenz der Kaiser von China, wurde während des Zweiten Opiumkriegs 1860 zerstört. Dieser Gegenstand ist Teil der Sammlungen, die vor der Zerstörung gerettet und Ihrer Majestät Kaiserin Eugénie von der Orientarmee angeboten wurden«.

Roux las das Kartell erneut. »Vor der Zerstörung gerettet«. Eine geschickte Art, die Dinge darzustellen. Nicht ganz eine Lüge, aber nicht ganz die Wahrheit.

»Leutnant Roux?«

Er drehte sich um. Die Kaiserin stand hinter ihm, allein. Sie trug ein einfaches bordeauxrotes Samtkleid.

»Eure Majestät. Ich hatte Sie nicht gesehen«.

»Ich komme gerne manchmal hierher, allein. Was denken Sie über die neuen Kartellen?«

»Sie sind... detaillierter als vorher«.

»Aber nicht ehrlich genug, nicht wahr?«

»Ich habe das nicht gesagt«.

»Nein, aber Sie denken es. Ich sehe es«.

Eugénie näherte sich den restaurierten Porzellanen.

»Diese Narben. Sie hatten den Restaurator gebeten, sie nicht zu verbergen. Warum?«

»Weil sie Teil der Geschichte dieser Gegenstände sind. Sie zu verbergen wäre Lügen gewesen«.

»Und die Kartellen? Sind sie nicht eine Form der Lüge durch Unterlassung?«

»Ich denke, sie sagen einen Teil der Wahrheit. Nicht die ganze Wahrheit, aber einen Teil. Es ist ein Kompromiss«.

»Ein Kompromiss. Ja. Das ist genau, was es ist«.

Sie wandte sich ihm zu.

»Sie haben Ihr Tagebuch geführt, nicht wahr?«

»Ja«.

»Und was haben Sie über mich geschrieben?«

Roux spürte einen Schauer.

»Ich habe geschrieben, dass Eure Majestät zwischen ihren Pflichten und ihrem Gewissen gefangen war. Dass Sie versuchten, das Richtige zu tun, selbst wenn das Richtige nicht immer klar war«.

Eugénie hatte ein trauriges Lächeln.

»Das ist großzügig. Ich fürchte, Victor Hugo hat eine weniger wohlthätige Sicht«.

»Victor Hugo war nicht dort. Er urteilt aus der Ferne«.

»Aber hat er nicht recht? Ist es nicht Diebstahl?«

»Ja«.

»Und doch haben Sie mir geholfen, dieses Museum zu schaffen. Warum?«

»Weil die Gegenstände existierten. Weil sie nicht nach China zurückkehren konnten. Weil es besser war, sie hier zu bewahren, als sie verloren gehen zu lassen. Aber das macht den ursprünglichen Akt nicht weniger verwerflich«.

Eugénie nickte.

»Wissen Sie, was der chinesische Diplomat Zhou Ruilin gesagt hat?«

»Nein«.

»Dass China niemals vergessen würde. Dass es, selbst wenn es hundert Jahre, zweihundert Jahre dauern würde, Gerechtigkeit fordern würde«.

»Glauben Sie, er hat recht?«

»Ja. Die Geschichte ist lang. Länger als unsere Leben. Länger als unsere Reiche. Und sie hat ein unerbittliches Gedächtnis«.

»Bewahren Sie Ihr Tagebuch«.

»Ich werde es tun«.

»Und Leutnant? Danke. Für Ihre Ehrlichkeit. Das ist selten«.

Sie verließ den Saal und ließ Roux allein.

Er holte sein Tagebuch heraus und schrieb eine letzte Notiz.

»1. April 1863. Fontainebleau. Ich bin heute zum chinesischen Museum zurückgekehrt. Die neuen Kartellen sind besser, aber immer noch unvollständig. Sie sagen einen Teil der Wahrheit, nicht die ganze.

Ich habe mit der Kaiserin gesprochen. Sie weiß, dass diese Gegenstände gestohlen wurden. Sie weiß es, und sie trägt das Gewicht. Aber sie kann sie nicht zurückgeben. Die Politik, das Prestige, der kaiserliche Stolz... alles hindert sie daran.

Also macht sie einen Kompromiss. Sie schafft ein Museum. Sie ändert die Kartellen. Ist es genug? Nein. Aber es ist das Beste, was sie tun kann«.

Er schloss sein Tagebuch.

In ihren Vitrinen glänzten die Gegenstände weiter. Schön. Kostbar. Gestohlen.

EPILOG

Die Hefte von An Dehai überlebten. Zuerst im Kloster Wofu versteckt, dann während der Unruhen des 20. Jahrhunderts in verschiedenen Bibliotheken verstreut, wurden sie schließlich zusammengeführt und 1985 veröffentlicht. Ihr historischer Wert war unschätzbar: Sie boten eine der seltenen detaillierten Beschreibungen des Sommerpalastes vor seiner Zerstörung, von innen gesehen, von jemandem, der jeden Winkel intim kannte.

Das Tagebuch von Henri Roux, das seinen Nachkommen vererbt wurde, wurde erst 1932 veröffentlicht. Die Ausgabe löste eine nationale Debatte in Frankreich über Kolonialismus und die Rückgabe von Kunstwerken aus. Einige lobten Roux für seine Ehrlichkeit; andere beschuldigten ihn des Verrats an der französischen Armee. Die Jade, die Chen Wei ihm gegeben hatte, wurde dem Musée Guimet mit einer erklärenden Notiz vermacht. Sie ist dort noch heute, in einer kleinen Vitrine mit der Aufschrift: »Jadekiesel aus dem Sommerpalast, gegeben von Chen Wei, Gärtner, an Henri Roux, 1862«.

Auguste Morand beendete seine Karriere als Vizeadmiral. Er weigerte sich immer, öffentlich über den Sommerpalast zu sprechen, aber in einem privaten Brief an seinen Sohn von 1875, der in den Familienarchiven gefunden wurde, schrieb er: »Ich habe mein ganzes Leben lang Befehlen gehorcht. Nur einmal hätte ich ungehorsam sein sollen. Das war im Oktober 1860«.

Oberst Dumas machte eine glänzende Karriere unter der Dritten Republik. 1890 von einem Journalisten über die Angelegenheit des Sommerpalastes befragt, antwortete er einfach: »Es war Krieg. Im Krieg macht man keine Gefühle«.

Er starb 1895, ohne jemals das geringste Bedauern geäußert zu haben.

Chen Wei lebte noch fünfzehn Jahre in Paris, beschäftigt als Gärtner in verschiedenen Parks der Stadt. Er starb 1877, allein in

einem kleinen Zimmer in Montmartre. Vater Durand, der ihn bis zum Ende begleitete, berichtete, dass seine letzten Worte waren: »Die Gärten... ich will die Gärten sehen...«.

General Cousin de Montauban, der zum Grafen von Palikao wurde, verteidigte immer seine Handlungen in China. 1870 zum Kriegsminister ernannt, wurde er für das Debakel von Sedan verantwortlich gemacht und beendete sein Leben in Dunkelheit. In seinen posthum veröffentlichten Memoiren widmete er der China-Expedition weniger als drei Seiten, ohne jemals die Plünderung zu erwähnen.

Victor Hugo setzte seine Kritik fort. Sein offener Brief über die Plünderung des Sommerpalastes, in mehreren europäischen Zeitungen veröffentlicht, wurde einer der Gründungstexte der Reflexion über kulturelle Plünderung in Kriegszeiten. Er wird noch heute in Debatten über Rückgabe zitiert.

Kaiserin Eugénie behielt ihr chinesisches Museum bis zum Fall des Zweiten Kaiserreichs 1870. Nach England ins Exil gegangen nach der französischen Niederlage, versuchte sie erfolglos, die Gegenstände zu ihrer Residenz in Farnborough überführen zu lassen. Sie blieben in Fontainebleau. In ihrem intimen Tagebuch, das nach ihrem Tod 1920 entdeckt wurde, kommt sie obsessiv auf das chinesische Museum zurück und äußert immer tiefere Zweifel an der Legitimität ihrer Sammlung.

Das chinesische Museum von Fontainebleau existiert noch heute. Die Kartellen wurden mehrmals geändert. 1920 wurde eine Erwähnung der »tragischen Umstände« der Erwerbung hinzugefügt. 1960, zum hundertsten Jahrestag, wurde eine Gedenktafel installiert, die die »Plünderung« anerkennt und »Bedauern« ausdrückt. Ab 2020 erwähnen die Kartellen explizit: »Diese Gegenstände stammen aus der Plünderung des Sommerpalastes durch französisch-britische Truppen im Oktober 1860«.

1900, während des Boxeraufstands, wurde der Yuen-Ming-Yuen (oder was davon teilweise wiederaufgebaut worden war) erneut

geplündert und zerstört. Die Ruinen, die man heute in Peking sieht, sind hauptsächlich die, die vom Brand von 1860 übrig blieben. Die chinesische Regierung hat beschlossen, sie im jetzigen Zustand zu erhalten, als Denkmal des »Jahrhunderts der Demütigung«.

In den 1980er Jahren begann China offiziell, die Rückgabe der geplünderten Gegenstände zu fordern. 2009 wurden bei einer Auktion in Paris zwei Bronze-Tierkreisköpfe aus dem Sommerpalast angeboten. China protestierte heftig. Ein chinesischer Geschäftsmann kaufte sie für 28 Millionen Euro und weigerte sich zu zahlen, was einen großen diplomatischen Zwischenfall verursachte. Die Köpfe wurden schließlich 2013 zurückgegeben.

Seitdem wurden mehrere Gegenstände von Institutionen oder Privatsammlern zurückgegeben. Aber die überwältigende Mehrheit bleibt in Frankreich, England und anderen Ländern. Allein das British Museum besitzt fast 23.000 chinesische Gegenstände, von denen viele aus dem Sommerpalast stammen.

Die von Meister Dubois restaurierten Porzellane sind immer noch in Fontainebleau. Ihre Risse sind mit der Zeit zum Symbol dieser zerbrochenen Geschichte geworden. Kunststudenten mehrerer chinesischer Universitäten kamen, um sie zu studieren, fasziniert von dieser »ehrlichen Restaurierung«, die sich weigert, das Trauma zu verbergen.

2015 wurde ein digitales Rekonstruktionsprojekt des Sommerpalastes von chinesischen und französischen Forschern gestartet. Unter Verwendung der Beschreibungen von An Dehai, den Notizen von Roux, den Zeichnungen von Wirgman und den Fotografien von Disdéri gelang es ihnen, einen großen Teil des Palastes virtuell zu rekonstruieren. Das Ergebnis wurde 2018 gleichzeitig in Peking und Paris präsentiert. Die Emotion war auf beiden Seiten immens. Für viele Chinesen war es das erste Mal, dass sie den Yuen-Ming-Yuen vor seiner Zerstörung »sehen« konnten.

2023 besuchte eine Delegation chinesischer Studenten das Museum von Fontainebleau im Rahmen eines kulturellen Austauschprogramms. Einer von ihnen, beim Betrachten der restaurierten Porzellane mit ihren sichtbaren Rissen, murmelte auf Mandarin (später vom Dolmetscher übersetzt): »Zumindest haben sie nicht über die Brüche gelogen«.

Ein anderer fügte hinzu: »Sie haben die Narben behalten«.

Es war vielleicht ein Anfang. Keine Versöhnung – das Trauma war zu tief dafür. Keine Vergebung – wie kann man die Zerstörung eines unersetzlichen kulturellen Schatzes vergeben? Aber eine gegenseitige Anerkennung dessen, was geschehen war. Eine Akzeptanz, dass die Geschichte nicht umgeschrieben, sondern nur verstanden werden konnte.

Die Debatte über die Rückgabe geht weiter. In Frankreich spaltet sie. Einige denken, dass die Gegenstände in Fontainebleau bleiben sollten, wo sie bewahrt und der Öffentlichkeit zugänglich sind. Andere meinen, dass der einzige moralische Akt die vollständige Rückgabe an China ist. Wieder andere schlagen Kompromisse vor: langfristige Leihgaben, Miteigentum an den Werken, gemeinsame Museen.

In China ist der Sommerpalast zu einem nationalen Symbol geworden. Jedes Jahr am 18. Oktober, dem Datum des Brandes von 1860, finden Gedenkveranstaltungen auf dem Gelände der Ruinen statt. Schulkinder kommen, um Blumen niederzulegen. Redner erinnern an die »hundert Jahre der Demütigung« und die Wiedergeburt Chinas.

»Vergesst niemals«, hatte An Dehai in sein letztes Heft geschrieben.

China hat nicht vergessen. Die Gegenstände des Museums von Fontainebleau, selbst bewahrt, selbst bewundert, bleiben Symbole einer nicht verheilten Wunde. Sie stellen Fragen, die über die einfache Frage des Eigentums hinausgehen: Wer entscheidet, was zum »Erbe der Menschheit« gehört? Haben die

Sieger das Recht, die Kultur der Besiegten neu zu definieren?
Kann die Bewahrung den ursprünglichen Diebstahl rechtfertigen?

Henri Roux hatte in sein Tagebuch geschrieben: »Diese Gegenstände gehören uns nicht. Aber wir sind jetzt ihre Hüter«. Hundertundsechzig Jahre später klingt dieser Satz anders. Können die Hüter einfach durch das Vergehen der Zeit zu legitimen Eigentümern werden? Oder schließt die Verantwortung der Hut letztlich die der Rückgabe ein?

Die Geschichte hat noch nicht entschieden. Vielleicht wird sie es niemals vollständig tun. Aber eines ist sicher: Die Gegenstände des chinesischen Museums von Fontainebleau sind nicht einfache Kunstwerke. Sie sind Zeugen. Zeugen dessen, was im Oktober 1860 geschah. Zeugen der kaiserlichen Arroganz. Zeugen kultureller Gewalt.

Und sie warten weiter, in ihren vergoldeten Vitrinen, unter den gedämpften Lichtern des Schlosses.

Sie warten darauf, dass Gerechtigkeit geschieht. Auf die eine oder andere Weise. Eines Tages.
